
OMNES IN HAC GENTE
RECIO ACIT ARTE
SALUTEM

~~2665~~. I. G. d.
7232

Reise

nach

Ostindien und China,

auf

Befehl des Königs unternommen

vom Jahr 1774 bis 1781.

von

Herrn Sonnerat,

Kommissär beym Seewesen, pensionirten Naturforscher des Königs, Korrespondenten des Königlichen Naturkabinets, und der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris, auch Mitgliede der Akademie zu Lyon.

K K
LYCEAL
BIBLIOTHEK
ZU
LAIBACH



Zweyter Band.

Mit Kupfern.

Zürich, bey Orell, Geßner, Füßli und Kompagnie. 1783.



Verzeichniß

derjenigen S. T. Pl. H. H. welche dieſes Werk durch Vorſchuß begünſtigt haben.

Das Adreß- und Zeitungs-Comptoir (Kaiſerl. privilegirte) in Hamburg. 2 Ex.

Hr. Andreä in Frankfurt, Buchhdlr. 2 Ex.

— Benigni (Carl v.) in Müldenberg, K. K. Hof-Agent in Wien.

— Bentz Phil. Ad. in Augſpurg.

Die Bibliothek (Königl.) in Göttingen.

Hr. Birkner (H. von) in Wien.

— Bloch in Berlin, M. D.

— Böhme in Leipzig, Buchhdlr. 2 Ex.

— Bohn in Hamburg, Buchhdlr. 3 Ex.

— Brönner in Frankfurt am Mayn, Buchhdlr. 2 Ex.

— Cotta in Tübingen, Buchhdlr. 2 Ex.

— Cruſius in Leipzig, Buchhdlr. 4. Ex.

— Decker von Baſel, Königl. Hofbuchdrucker in Berlin.

— Dietrich in Göttingen, Buchhdlr. 2 Ex.

— Droop Joh. Friedrich in Hamburg.

Die Dyckische Buchhandl. in Leipzig. 6 Ex.

Hr. Engelschall (E. G.) zu Voigtsberg in Oelsnitz. Kammerkommissär und Amtssteureinnehmer.

— Escher in Zürich, Freyhauptmann.

— Eßlinger in Frankfurt, Buchhdlr. 3 Ex.

— Falke, jünger, in Hannover, Hofrath.

— Fleischer in Frankfurt am Mayn, Buchhdlr. 2 Ex.

— Frey und Pestalozzi in Zürich, Handelsherren.

— Füßli in Zürich, Buchhdlr. 4 Ex.

— Garbe in Frankfurt, Buchhdlr. 2 Ex.

— Gebauer in Halle, Buchhdlr.

— Genselmayer in Herrmannstadt, Buchhdlr. 2 Ex.

Die Gesellschaft (physikalische) in Zürich.

Hr. Geßner in Zürich, M. D. und Kanonikus.

— Gleichen (Baron v.) genannt Rusworn.

— Grattenauer in Nürnberg, Buchhdlr.

— Grechtler (Freyherr v.) in Wien, General Major.

— Gries in Altona, Königl. Dänischer Etats-Rath.

— Hahn in Hannover, geheimer Kanzley-Sekretär.

— Hartl in Wien, Buchhdlr.

— Haueisen in Anspach, Commercien-Commissar und Hofbuchhdlr.

— Heise, Joh. Ludw. Barthold, in Hamburg.

— Hellwing, Gebrüdere, in Hannover, Königl. Hofbuchhdlr.

Hr. Hensler in Altona, Königl. Dänischer Leibmedikus.

— Herolds Wittwe in Hamburg, Buchhdlr. 6 Ex.

— Herrmann in Frankfurt, Buchhdlr. 2 Ex.

— Hertel in Leipzig, Buchhdlr. 2 Ex.

— Heß (Joh. Rud.) in Zürich, Landschreiber.

— Hesse in Berlin, Buchhdlr.

— Hilscher in Leipzig, Buchhdlr.

— Hirzel in Zürich, Statthalter.

— Hofmann in Hamburg, Buchhdlr. 3 Ex.

— — — Wittwe und Erben in Weimar, Buchhdlr. 2 Ex.

— Junius in Leipzig, Buchhdlr. 3 Ex.

— Kletts Wittwe und Frank in Augspurg, Buchhdlr. 4 Ex.

— Körber in Berlin, Kriegsrath.

— Korn, älter, in Breslau, Buchhdlr. 4 Ex.

— Kra'k in Emden.

— Krünitz in Berlin, Doktor.

— Kummer in Leipzig, Buchhdlr.

— Lange in Berlin, Buchhdlr. 2 Ex.

— Leesenberg (Theod. Gottl.) in Hamburg.

Die Lesebibliothek (Heitzische) in Zürich.

Hr. Maurer in Schaffhausen, französ. Prediger.

— — — in Zürich, Lehrer an der Realschule.

— Metzler in Stuttgart, Buchhdlr. 4 Ex.

Hr. Meyer in Breslau, Buchhdlr. 3 Ex.

— — — in Zürich.

— Mohrmann (Johannes), in Hamburg.

— Nicolai in Berlin, Buchhdlr. 6 Ex.

— Niederhuber in München, Freyherrl. Rechbergiſcher Sekretär.

— Orell, Bürgermeiſter der Republik Zürich.

— — — in Zürich, General-Adjutant.

— Poemer in Anſpach, Kammerherr und Rittmeiſter von der Garde du Korps.

— Probſt (Hr. v.) in Wien.

— Rahn von Zürich, Landvogt auf Kyburg.

Die Realſchulbuchhandlung in Berlin.

Hr. Rodalz (Johann Heinrich) in Hamburg.

— Römer in Zürich, Major.

— Rothe in Coppenhagen, Buchhdlr. 2. Ex.

— Schinz von Zürich, Pfarrer zu Altſtetten.

— Schwan in Mannheim, Buchhdlr. 3 Ex.

— Serini in Baſel, Buchhdlr.

— Specken (Arnold thor) in Hamburg.

— Sprecher (Ant. Herkules v.) für die Leſegeſellſchaft in Bündten.

— Stage in Augſpurg, Buchhdlr.

— Stahn in Glogau, Ober Amts-Regierungsrath.

— Stettin in Ulm, Buchhdlr. 2 Ex.

— Tobler von Zürich, Kämmerer und Pfarrer zu Stallikon.

Hr. Treuttel in Straßburg, Buchhdlr. 2 Ex.

— Tschudi von Glarus in Solothurn.

— Türk (Baron v.) in Anspach, geheimer Rath, Oberhofmeister und Lotto-Generaldirektor.

— Vandenhöcks-Wittwe in Göttingen, Buchhdlr. 4 Ex.

Hr. Vogel in Zürich, Baumeister.

— Usteri, Hauptmann, in Zürich.

— — — jgr. daselbst.

Die Waisenhaus-Buchhandlung in Halle.

Hr. Walthers sel. Söhne in Dresden, Hofbuchhandl. 2 Ex.

— Walliser und Korn in Clagenfurth, Buchhdlere. 3 Ex.

— Wegeli, Prof. in St. Gallen.

— Weidemanns Erben und Reich in Leipzig, Buchhdlr. 2 Ex.

— Weigel und Schneider in Nürnberg, Kunst und Buchhdlere.

— Weiß in Zürich, Hauptmann.

— Welser (Paul Carl v.) in Nürnberg, des geheimen Raths. ꝛc ꝛc.

— Wildczeck (Graf v.) geheimer Staatsrath, Kämmerer, bevollmächtigter Minister Sr. K. K. Maj. in der östreichischen Lombardey, ꝛc. ꝛc in Mayland.

Vorrede des Verfassers.

Die Schwierigkeit, alle in diesem Bande enthaltenen Materien in eine schickliche Ordnung zu bringen, hat mich veranlaßt, jeden Theil derselben besonders abzuhandeln.

Das erste Kapitel enthält Nachrichten über die Künste und Wissenschaften der Chineser, auch etwas über ihre Sitten.

Im folgenden Kapitel gebe ich einen Abriß von den in beyden Königreichen Ava und Pegu seit einem Jahrhundert vorgefallenen Staatsveränderungen; von den Sitten der Peguaner, und ihrem Handel mit den europäischen Nationen. Dieses Kapitel wird dadurch um so viel wichtiger, weil es Nachrichten von zweyen bisher noch ziemlich unbekannten Ländern liefert, die noch kein Reisebeschreiber hinlänglich untersucht hat.

Die Insel Madagaskar liegt viel zu nahe an unsern Kolonien jenseits des Vorgebürgs der guten Hoffnung, als daß sie nicht unsre ganze Aufmerksamkeit verdienen sollte. Das von derselben handelnde Kapitel beschreibt die Sitten, Gebräuche, und Künste der Bewohner dieser grossen Insel, und die südlichen Provinzen derselben.

Die kurzen Nachrichten, welche ich von dem Vorgebürge der guten Hoffnung, von den Inseln France und Bourbon, von den Maldiven, von Zeylon, Malakka, von den Philippinen und Molukken gebe, sind zwar an sich selbst nicht sehr erheblich, werden aber dadurch etwas wichtiger, weil ich wahre Thatsachen anführe.

Nach diesen folgt eine Tabelle über die Fahrt des Schiffes, auf welchem ich die Reise machte; über die Winde, und andre zur Schiffahrt dienende Beobachtungen. Diesen habe ich einige Anmerkungen beygefügt, worin man die Aufnahme (les relévemens) verschiedner Ländereyen, ihre Lage, die Berichtigungen welche darüber nöthig sind, und die Beobachtungen der Länge, wo man dergleichen anstellen konnte, finden wird.

Endlich beschliesse ich das Werk mit genauen Beschreibungen einiger neuer Gegenstände aus der Naturgeschichte. Diese sind in drey Abschnitte eingetheilt, und enthalten die vierfüßigen Thiere, die Vögel, und die Pflanzen.

Inhalt

der in dieſem Bande enthaltenen Kapitel.

Viertes Buch. Beobachtungen über China, über das Königreich Pegu, über Madagaſkar, die Inſeln France und Bourbon, das Vorgebürge der guten Hoffnung, die Maldiven, Zeylon, Malakka, die Philippinen und Molukken.

I. Kapitel. Von China. . . . . Seite 3
II. Kapitel. Von Pegu. . . . . — 33
III. Kapitel. Von der Inſel Madagaſkar. . . . . — 46
IV. Kapitel. Von den Inſeln France und Bourbon. . . — 65
V. Kapitel. Von dem Vorgebürge der guten Hoffnung. . . — 73
VI. Kapitel. Von der Inſel Zeylon, von den Maldiven und von Malakka. . . . . — 76
VII. Kapitel. Von den Philippinen und Molukken. . . . — 84
VIII. Kapitel. Tagebuch einer Reiſe nach den Molukken. . . — 99

Fünftes Buch. Neuentdeckte Gegenſtände aus der Naturgeſchichte.

I. Abſchnitt. Von den vierfüßigen Thieren. . . . . — 107
II. Abſchnitt. Von den Vögeln. . . . . — 116
III. Abſchnitt. Von den Pflanzen. . . . . — 174

Reise
nach
Ostindien und China.

Viertes Buch.

Bemerkungen über China, über das Königreich Pegu, über Madagaskar, die Inseln France und Bourbon, über das Vorgebürg der guten Hoffnung, über Zeylon, die Maldivischen Inseln, Malakka, die Philippinen und die Molukken.

Erstes Kapitel.

Von China.

Schon bey der bloßen Ueberschrift dieses Kapitels vermuthet der Leser ohne Zweifel entweder eine eckelhafte Wiederkäuung veralteter Lobsprüche, oder eine Reihe von Wahrheiten auf zuverläßige Thatsachen gegründet. In der That, ein Volk, das man nie anders, als mit einer gewißen Ehrfurcht nennt; deßen Gesetze man überall zu preisen, so wie seine Sitten zu bewundern gewohnt ist; ein solches Volk verdient mehr als jedes andre die Aufmerksamkeit des Beobachters, und das Studium des Philosophen.

Europa hat das viertausend Meilen von sich entlegene China meist nur durch die erbaulichen Nachrichten der christlichen Missionare kennen gelernt. Diese Leute, die entweder aus Eifer, abgöttischen Nationen zur ewigen Seligkeit zu verhelfen — oder aus ungestümmer Neugierde in unbekannte Länder zu wandern und daselbst fürchterliche Wahrheiten zu predigen — Vaterland, Freunde, und alle Bequemlichkeiten des Le-

bens verließen, waren eben nicht allemal von eigennützigen Absichten ganz und gar frey. Der Kitzel der Ruhmsucht; die Ehre ihren Landsleuten unerhörte Nachrichten, Schilderungen eines der höchsten Bewunderung würdigen Volkes zu liefern, war ihnen Belohnung und Ersatz für alle die Ungemächlichkeiten und Verfolgungen, denen sie sich durch solche Reisen aussetzten. Nebst dem waren es bekanntlich Leute, deren Kenntnisse sich meist nur auf die unnützen Wortklaubereyen der Schultheologie einschränkten, und (woran uns in gegenwärtigem Fall am meisten gelegen ist), auf solche moralische Grundsätze, deren Quelle bloß in den Gesetzen des Evangeliums und der Offenbarung liegt.

Diese Vorwürfe passen indessen auf die Jesuiten nicht. Dieselben hatten ganz andre Absichten, wenn sie uns die Chineser in dem vortheilhaftesten Lichte und mit den lebhaftesten Farben schilderten. Dieser stets unvergeßliche Orden hatte das Geheimniß ausgefunden, in seinem Betragen die Extremen selbst zu vereinbaren. Mit dem Außenschein einer musterhaften Lebensart, mit einer zärtlichen und affektvollen Andacht, mit eifriger Betreibung der Wissenschaften, wußte derselbe eine biegsame für die anscheinenden Bekehrungen höchstbequeme Sittenlehre, eine tiefe Staatsklugheit, welche durch jede neue Unternehmung ihren eignen Ruhm mehr empor hob, und jene zusammenstimmende Anstrengung aller Mittel zu verbinden, die tüchtig waren, sich den ganzen Erdball unterwürfig zu machen. Da diese Mönche die Welt nicht durch die Gewalt der Waffen erobern konnten, wollten sie dieselbe im Namen Gottes beherrschen; darum predigten sie ohne Unterlaß den Vortheil der Theokratien, unter deren Maske sie ihren heiligen Despotismus zu verbergen, und über alle Völker zu verbreiten suchten.

Da ihnen die Regierungsform von China zur Grundlage ihres eignen Systems dienen sollte, mußten sie den Despoten dieses Volks als einen Fürsten vorstellen, der eine heilige und unumschränkte Gewalt über ein unzählbares Volk hat; der seine Politik und seine Befehle in einem demselben undurchdringlichen Schleyer verhüllt hält: Zugleich aber die Chineser als sanfte, gutherzige, glückliche, und unter der Leitung eines solchen Vaters vollkommen zufriedene Menschen schildern; als eine Nation, die in Ackerbau, Handel und Künsten sehr erfahren ist; durch weise Gesetze regiert wird, und überhaupt sich in einer so vortrefflichen moralischen und bürgerlichen Verfaßung befindet, nach welcher alle Völker geitzen sollten.

Ihre Nachrichten kündigten uns Unternehmungen an, deren ausgebreiteter Umfang

den menschlichen Verstand zur äußersten Bewunderung hinreißt. Kaum haben wir eine einzige allgemeine Geschichte unsers eignen Vaterlandes; und man verspricht uns eine von dem Chinesischen Reiche, die ein Jesuit in jenem Lande selbst aus der Originalsprache übersetzt zu haben sich rühmet. Diese Vorsicht ist ohne Zweifel bewundernswürdig, und entdeckt eine Tiefe von erstaunlichen Aussichten; weil die Geschichte eine von der Vernunft selbst unterstützte Gewalt über die Leichtgläubigkeit ausübt, und dieselbe durch die zusammenhängende Kette von Thatsachen, und eine aus genauer Erzählung der geringsten Umstände entspringende Wahrscheinlichkeit blendet; kurz, weil der Weise aus der Geschichte allein die Menschen studieren kann.

Alle Umstände vereinigten sich zum Vortheil der Jesuiten: Sie allein hatten alle jene Hindernisse überwunden, welche den Ausländern die Bekanntschaft mit den Chinesern erschweren: Sie waren bis Peking vorgedrungen.

Sobald indeßen der Einfluß dieses Ordens untergraben war, schien es, als ob mit ihm zugleich auch alle seine Nachrichten wären vergessen worden. Aber nun erstand mit Eins eine andre Gesellschaft von Menschen, die französischen **Oekonomisten**, welche sich mit Berechnungen über den Unterhalt des Volks abgaben; und diese wärmten jene Mährchen, welche die Jesuiten über den Handel und die Regierungsform von China ausgestreut hatten, neuerdings wieder auf. Sie posaunten den Tag, an welchem der Kaiser von seinem Thron heruntersteigt, und den Pflug führt, in allen ihren Schriften aus; sie belobten mit aller möglichen Schwärmerei dieses kindische Schauspiel, das eben so eitel ist als der Gottesdienst der Ceres bey den Griechen; und welches nicht verhindert, daß die Chineser dem Tausend nach vor Hunger sterben, oder ihre Kinder den Thieren aussetzen, weil sie dieselben nicht ernähren können.

Die Oekonomisten stützten sich auf diese politische Komödie, um jene Europäische Monarchen zu tadeln, welche Handel und Ackerbau zugleich aufmuntern. Sie fragen ziemlich dreiste, wozu Anlegung neuer Kolonien, Handel zur See, und entfernte Reisen nützen; und haschen gierig alle die Lügen der Reisebeschreiber auf, welche ihrem System das Wort reden. Sie begreifen also nicht, daß auch das größte Land allemal mehr Menschen tragen als erhalten könne; daß es viel leichter sey, ein Kind auf die Welt zu setzen, als ihm sichere Nahrung zu verschaffen; und daß eine große Bevölkerung ohne Handel dem Staat zur wahren Ueberlast wird. Und doch kann dieser letztre allein

den Ueberſchuß der Bevölkerung mit dem Mangel der Produkte eines Landes ausgleichen; und daher wird immer dasjenige Volk, welches am meiſten Handel und Schiffarth betreibt, ſich nicht allein ſeinen eignen Unterhalt, mehr als jedes andre, ſicherſtellen, ſondern auch noch den Unterhalt der übrigen Nationen in ſeine Gewalt bekommen.

Ich will ohne alle Parteylichkeit von China ſchreiben, und bloß das berichten, was ich mit eignen Augen geſehen; was mir die Chineſer ſelbſt erzählt haben, und was ſie mir aus ihren Traditionen verſichern konnten.

Die Hinderniße, welche die Einwohner dieſes Landes jeder anhaltenden Verbindung zwiſchen ihnen und den Ausländern in Weg legen, haben ganz gewiß bloß das Gefühl ihrer eignen Schwäche zum Grund. Hätten ſie den Europäern einige Beſitzungen in ihrem Lande eingeräumt, ſo würden ſie durch ihren eignen mistrauiſchen und unruhigen Karakter bald Anlaß zu Zänkereyen gegeben haben, die ein kleiner Trupp nervigter und unternehmender Europäer mit leichter Mühe würde entſchieden, und für immer verhütet haben. Die Chineſiſche Regierungsform iſt, wie die aller ſklaviſchen Völker, allzuverdorben, als daß ſie ſich durch ihre eigne Kräfte das nöthige Anſehen verſchaffen könnte. Auch ſcheint es, daß ſie ſich niemal um dieſes bekümmert habe; und da ſie es bis auf den heutigen Tag nicht thut, läßt ſich wohl nichts anders ſchließen, als daß es aus Schwäche und Ohnmacht geſchieht. Was die geprieſene Erleuchtung und Tugenden dieſer Nation betrifft, ſo ſind es bekanntlich meiſtentheils nichts als die Kenntniße und Sitten eines aus geheimnißvoller Politik eingeſchränkten Volkes, das vor den Geſetzen zittert, welche es, die geringe Anzahl ſeiner Gelehrten ausgenommen, ſelbſt nicht kennt, und auf den bloßen Anblick der Gewalt ſchon erbebt, deſſen erſtes Triebrad es anbeten muß.

Ich will nicht unterſuchen, ob China durch eine Indiſche Kolonie ſey bevölkert worden? Aber ſo viel kann ich zuverläßig behaupten, daß nach den allgemeinen Revolutionen unſers Erdballs, dieſes Land, welches mit einer unendlichen Menge von Flüßen und Moräſten durchſchnitten iſt, unſtreitig erſt lange nach Indien und Perſien wohnbar werden konnte. Die Lage jener Länder begünſtigte das Ablaufen des Gewäſſers, indeſſen daß China erſt nach einer ſehr langen Reihe von Jahrhunderten trockner Boden werden konnte.

Wahrſcheinlicher Weiſe beherrſchten die erſten von den Chineſern erwählten Oberhäupter ihre Untergebnen wie Hausväter, und waren weder Kaiſer noch Deſpoten. Aber

unmerklich gewöhnten sie sich daran, die ihnen vertraute Gewalt als persönliches Eigenthum anzusehen: Den weisen Gesetzen der Natur unterschoben sie nun willkürliche; und schon seit mehrern Jahrhunderten nähert sich ihnen jedermann nur mit banger Furcht. Um sich diese zu verschaffen, blendeten sie das Volk durch äussern Pracht, und ließen sich wie Gottessöhne anbeten: Aus diesem Grunde ist der Kaiser auch der oberste Patriarch seiner Nation, und der einzige Schiedsrichter in Religionsstreitigkeiten.

Die oberste und unumschränkte stets von Rebellen angefochtene Gewalt zu erhalten, mußte man Armeen und Leibwachen unterhalten, um jene Aufrührer zu bezähmen, die man Barbaren und Wilde hieß, weil sie einen Beschützer und nicht einen König haben wollten. Da aber zu diesem die gewöhnlichen Einkünfte nicht hinreichend waren, vermehrte man die Abgaben; und so verlor das unglückliche Volk, durch die Gewalt eines Einzigen, seine Sitten und seinen ursprünglichen Karakter, und ward erniedrigt und unterdrückt. Den gleichen Gang des Despotismus findet man aber auch bey den übrigen Nationen, wenn man bis auf ihren Ursprung zurückgeht. So lange die Tiranney noch in der Wiege liegt, zeigt sie bloß eine wohlthätige Aussenseite; und man erkennt sie erst wenn es schon zu spät ist sich ihr zu widersetzen.

Noch ehe man den Fluß Kanton kannte, und ehe noch Europäische Schiffe nach China segelten, giengen einige Karavanen dahin, suchten die Produkte des Bodens und der Industrie auf, verhandelten sie dann durch ganz Europa, und zogen beträchtliche Gewinnste daraus. Nur auf diese Art handelte man nach China, bis endlich die Portugiesen, damals Herren von Indien, die Nothwendigkeit einsahen, einen Handel zur See dahin zu eröffnen: Ihre ersten Schiffe landeten im Jahr 1518 vor Kanton. Um diese Zeit ward diese Gegend von Seeräubern beunruhigt, die auf einigen Inseln wohnten, welche an der Mündung des Flußes liegen, und noch itzt die Diebeinseln heißen. Von daher thaten sie stete Ausfälle, und nahmen den Chinesern ihre Fahrzeuge weg. Diese waren schwach und feigherzig genug, daß sie sich nicht mehr aus ihren Häfen auszulaufen getrauten, um eine Handvoll Leute in Ordnung zu bringen, die bloß durch ihre rauhe Lebensart unternehmend geworden waren: Sie begnügten sich, dieselben Wilde zu nennen; und ein europäisches Volk mußte ihnen zeigen, daß diese Wilde nicht unüberwindlich wären.

Die Portugiesen, welche sich bey den Chinesern beliebt machen wollten, fanden

ihre Rechnung dabey, wenn sie diese Räuber ausrotteten. Sie boten dieser feigen Nation ihre Dienste an; und man empfieng sie mit Freuden. Auch die Chineser rüsteten sich gegen den gemeinschaftlichen Feind; bedungen sich aber, daß sie bloß als Zuschauer bey der Sache seyn wollten. Die Portugiesen gewannen ein Treffen nach dem andern, und reinigten endlich die ganze Gegend von den bisher so gefürchteten Räubern. Zum Lohn ihrer Siege erhielten sie eine dürre unfruchtbare Insel an der Mündung des Flußes Kanton, wo sie dann Makao erbauten. Ueberdas gestand man ihnen noch verschiedene sehr grosse Freyheiten zu, die sie aber in der Folge wieder verloren: Doch ließ man ihnen Makao; aber die Chineser führten neben diesem Platz eine Festung auf, woraus man die Stadt und die Zittadelle der Portugiesen bestreichen kann; und bey der mindesten Klage gegen dieselben, versperrt man ihnen die Zufuhr der Lebensmittel.

Als in der Folge die Holländer den ganzen Handel von Indien an sich gerissen hatten, wollten auch sie eine dauerhafte Handlung nach China anlegen: Sie begehrten einen Strich Landes um eine Niederlage darauf zu erbauen, und er ward ihnen zugestanden; aber sie legten dafür eine Schanze an, die bald würde fürchterlich geworden seyn, wenn sie Kanonen hätten darein bringen können. Die Mandarinen, welche allemal bey dem Ausladen der Schiffe gegenwärtig waren, standen ihnen bey diesem Vorhaben im Wege; und doch machten sie den Anschlag, einige in großen alten Fäßern eingepackt ans Land zu bringen. Unglücklicher Weise zersprang eines von denselben unter dem Tackel, und verrieth ihre List: Noch in der gleichen Nacht wurden ihre Schiffe verbrannt; die Niederlage, von der man noch die Spuren sieht, zerstört, auch der ganzen Nation aller Handel verboten; und nur durch Bitten und Geschenke konnte sie einige Jahre nach diesem Vorfall neuerdings die Freyheit dahin zu handeln erhalten.

Wie nun, nach dem Beyspiel der Portugiesen, auch die übrigen europäischen Nationen einen Handel nach China errichten wollten, sahen sich die von ihrer eignen Schwäche überzeugten Chineser in die Nothwendigkeit versetzt, eine gewiße Ordnung und Anstalten einzuführen, kraft deren sie die auf ihre Produkte so gierigen Ausländer in Schranken halten wollten. Ohne diese Vorsicht könnte eine Handvoll Europäer ihre Fahrzeuge zu Grunde richten, ihre Städte in Brand stecken, und sie in das größte Elend versetzen, indem sie ihnen den Absatz der Waaren abschneiden würde, welche sie mit grossen Kosten nach Kanton bringen.

Alle

Alle Schiffe die nach China gehen, müssen vor Makao Anker werfen, und dort auf den Steuermann warten, der sie den Strom hinauf führen darf. Dieser bringt ihnen ihren Siegelbrief (Chappe) *) mit, betet dann seinen Pussa **) an, und frägt ihn um Rath; läßt endlich die Anker lichten; und nun läuft man in den Fluß ein. Nachdem man fünfzehn Meilen fortgesegelt ist, schifft man in den Fluß Tiger ein, der diesen Namen daher erhalten hat, weil man glaubte, die Gestalt einer an seiner Mündung gelegenen Insel sähe dem Rachen jenes Thiers etwas ähnlich. Auf beyden Seiten ist eine Schanze, welche das Einlaufen verwehren kann. Hier kömmt ein Zollbedienter mit zwey oder drey Soldaten, welche auf Kosten des Schiffes am Bord bleiben, bis man vor Wampu Anker wirft. Beyde Ufer, an denen man hinsegelt, sind mit Reis besäet und durch tausend Bäche bewässert. Einige zerstreute Wohnungen, die man an den verbrannten Bergen bald sieht, bald wieder aus dem Gesicht verliert, geben einen malerischen Anblick; aber man ärgert sich, daß man den zum Ackerbau herrlich fruchtbaren Boden mit Grabmälern überdeckt antrift, davon jedes einen ungeheuren Platz einnimmt. Sieben Meilen über der Mündung des Tigers sieht man den Löwenthurm. Hier müssen die grossen Schiffe still liegen und auf die Flut warten, weil das Wasser gewöhnlich nur siebzehn Fuß tief ist. Die Chineser haben daselbst eine Batterie von einigen Kanonen, die sich in sehr schlechtem Zustande befinden.

Sobald man bey Wampu gelandet hat, kommen zwey Zoll- oder Wachtschiffe, und hängen sich beyde, jedes auf einer Seite, an das Schiff, so daß nichts darein oder daraus gebracht werden kann, ohne daß es von denselben durchsucht werde. Wenn man nach Kanton will, muß man von dem Zollaufseher einen Reisepaß nehmen, und ihn auf vier andern Zollschiffen vorzeigen und unterzeichnen lassen, wo man dann überall wieder eben so genau durchsucht wird wie auf dem ersten. Nur in den Booten der Kapitäns ist es möglich Schleichhandel zu treiben; denn da diese das Recht haben die Flagge aufzustecken, so werden sie von keinem andern Zollschiff mehr angehalten, nachdem sie zu Kanton durchsucht worden und sich mit dem Reisepaß versehen haben: Sobald dieses geschehen ist, lassen sie den obersten Zollaufseher in die Niederlage kommen,

*) Ein Reisepaß, darin gesagt wird, daß es diesen Barbaren erlaubt sey, sich den Gesetzen des Reichs zu unterwerfen, und darin Handelschaft zu treiben.

**) Dieß ist ihr Gott unter dem Name Nimfo, den sie allemal mit einem grossen Bauch abbilden.

und unterhandeln mit ihm, was sie für Kontrebande einführen wollen. Alles dieß wird ganz öffentlich eingeschifft; und so kömmt man unter dem Schutz der Flagge und der Nacht bald ohne das mindeste Hinderniß an Bord.

Keine Waare kann eingeschifft oder ausgeladen werden, wenn das Schiff nicht vorher gemessen worden; welches allemal mit grossem Gepränge vorgenommen wird. Der Opeu *) selbst mißt das Schiff, nachdem er sich Tags vorher durch den Fiador **) und Komprador †) hat ansagen lassen. Der Augenblick seiner Abreise von Kanton wird Tags darauf durch die Tamtams verkündigt, die sich auf allen Zollschiffen hören lassen. Er besteigt mit vielem Zeremoniel eine mit aufgespannten Schirmen versehene Galere, und hat gewöhnlich drey oder vier Hanisten ††) bey sich: Auch begleiten ihn verschiedene andre Galeren, die mit seiner Musik besetzt sind, und alle seine Hausbediente. Sobald man seine Galere erblickt, schickt man ihm einen Offizier in einem Boot entgegen, um ihn zu bewillkommen; und das Schiff selbst begrüßt ihn mit eilf Kanonschüßen. Wenn er mit seinem Gefolge an Bord steigt, stellen sich seine Schindersknechte in zwo Reihen, und schreyen Hü! Dieses Geheul bedeutet, daß man sich in Ordnung stellen soll. Nun mißt man das Schiff unter dem Verdeck, vom Besansmast bis zum Fockmast, und nimt deßen Breite am mittelsten längsten Querbalken: Nach diesem Maß bestimmt man alsdann die zu bezahlenden Taxen, welche sich gewöhnlich auf viertausend bis viertausend fünfhundert Piaster belaufen, wenn das Schiff groß ist: Um etwas weniger bezahlen zu müssen, legt man den Besansmast vorwärts, und den Fockmast rückwärts.

Wenn das Messen zu Ende ist, führt man den Opeu in das Rathszimmer, wo er

---

*) Der Opeu hat eben das Amt wie der Oberaufseher einer Provinz oder Kreishauptmann.

**) Der Fiador muß die Schiffsladungen herbeyschaffen: Er ist Bürge für die Nation mit der er die Unterhandlungen besorgen muß; und wenn irgend ein Europäer fehlt, so wendet sich die Justitz an ihn.

†) Der Komprador ist derjenige, der überhaupt alle Nothwendigkeiten auser der Schiffsladung besorgt; und für jede Nation ist ein eigner bestellt. Er versieht die Niederlage mit Lebensmitteln, und hat verschiedene Unterbediente unter sich, welche den Schiffen das Nöthige herbeyschaffen müssen.

††) Die Hanisten sind reiche Negozianten von Einer Kompagnie, und an der Zahl sieben. Sie haben das ausschliessende Privilegium des Handels in Kanton, und verkaufen den übrigen das Recht zu handeln sowohl im Grossen als im Kleinen: Sie haben Kanton in eben so viel Quartiere abgetheilt als ihrer in der Kompagnie sind; und jeder hat die Pflicht, sich von den Kaufleuten seines Quartiers die bestimmten Taxen bezahlen zu lassen.

ein prächtiges Abendbrod vor sich findet, welches seine Hausbedienten und Henkersknechte vollends aufzehren, wenn er vom Tische aufgestanden ist. Diesen Augenblick benutzt man, um ihm das Geschmeide und die Seltenheiten zu zeigen, welche man verkaufen will. Alles was ihm davon zu gefallen scheint, müssen die Hanisten kaufen, es mag kosten was es will, und ihm damit ein Geschenk machen. Dergleichen Tage kommen sie manchmal auf fünfzigtausend Piaster zu stehen. Wenn der Opeu das Schiff wieder verläßt, schenkt er dem Kapitän zween Ochsen, zween Säcke voll Mehl und vier grosse Flaschen voll Samsu *); bey seiner Rückfahrt begrüßt man ihn nochmal mit eilf Kanonschüßen.

Die Schiffsladung wird auf grossen Fahrzeugen herbeygeführt, welche Lastschiffe heißen, und zehn bis zwölf Lasten führen. Der Fiador schreibt alle Waaren auf eine Liste, die er dem Opeu überreicht, welcher sie unterschreibt und dem Zollbeamten übergiebt, den er ernennt um die einzuschiffenden Waaren zu siegeln. Dieser Zollbeamte kömmt Tags darauf mit einem Schwarm von Schreibern in die Niederlage; und da der Kaufmann gewöhnlich die Taxen von allem, was er verkauft, bezahlt, zeichnet er auf jede Kiste oder jeden Ballen mit seiner Signatur was darinne gepackt ist. Wenn der Kaufmann ein schon bekannter Mann ist, untersucht man nur, ob die Kisten nicht seyen eröffnet worden, um etwas anderes darein zu packen als jener angegeben hat; und man druckt auf jede ein Zeichen, Schappe genannt. Nach dieser Operation werden sie eingeschifft. Fällt es dem Zollbedienten ein, so läßt er mehrere Kisten öffnen, um zu sehen, ob sie wirklich das enthalten, was man angegeben; oft läßt er aber auch nicht eine einzige öffnen. Die Faktur der Ladung giebt man dem Eigenthümer des Schiffs, der sie dann vor vier Zollschiffen (bey denen man vorbey fahren muß um nach Wampu zu kommen) vorzuzeigen und unterschreiben zu laßen gehalten ist. Doch hat man kein Beyspiel daß diese die Kisten öffnen, obschon sie das Recht dazu haben; sondern sie begnügen sich damit, daß sie untersuchen, ob die angegebene Zahl davon da sey, und ob das Zeichen auf jeder genau aufgedrückt ist. Wenn das Fahrzeug an das Schiff kömmt, sind allemal einige Zollbediente beym Ausladen gegenwärtig.

---

*) Ein sehr abgeschmacktes Getränk, das aus Reis gemacht und von den Chinesern Mandarin-Wein genannt wird.

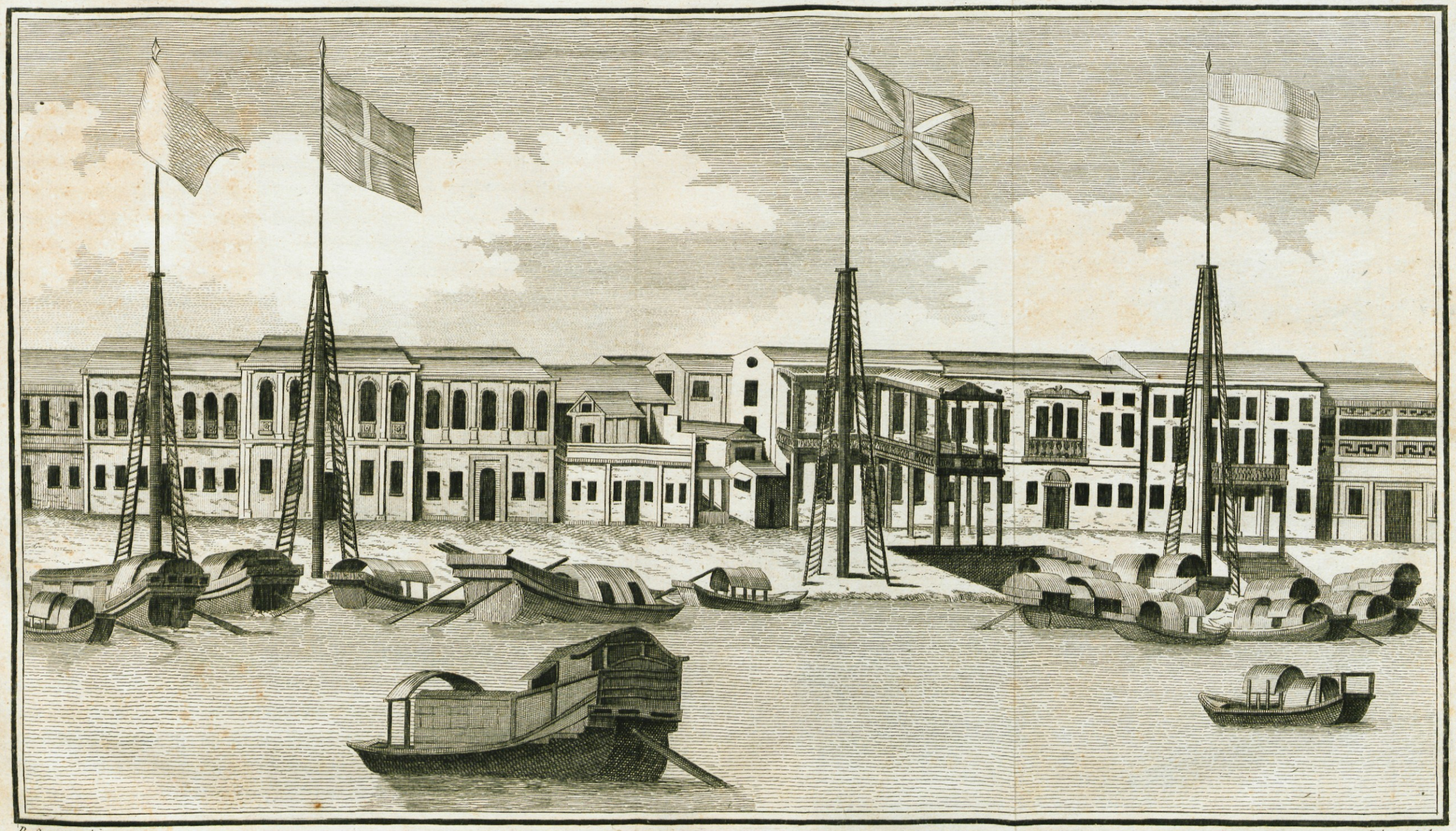
Kanton liegt am Fluß Tiger *), dreyßig Meilen von der Seeküste, und drey Meilen von Wampu (LXXXI. Tafel). Die allenthalben herum zerstreute Kanäle bilden bis an die See hin einige tausend Inseln und Inselchen. Die Flut steigt bis an Kanton hinauf; und um frisches Wasser zu laden, muß man bey der Ebbe einige Schaluppen bis zwo Meilen über diese Stadt hinauf schicken. Ihre Lage und ihr vortreflicher Hafen, den man für einen der beßten in ganz China hält, machen sie zum Sammelplatz aller Chinesischen Fahrzeuge die nach Hainam, nach Japan, Formosa, Cochinchina, nach den Manillen, nach Malakka und Batavia gehen. Die Europäer ziehen aus allen Provinzen dieses großen Reiches Handelsleute dahin, weil sie die einzigen sind welche mit baarem Gelde daselbst handlen; denn die übrigen Nationen setzen alles nur durch Tausch um: Daher verlassen diese Handelsleute auch den Platz wieder, sobald die Europäer abreisen; und jene welche nicht wieder in ihre Provinz zurückkehren, setzen sich in der Tartarstadt an, die nur durch eine schlechte Mauer von Kanton selbst getrennt ist.

Die Provinz wird durch einen Vizekönig verwaltet, den man **Somptok** heißt: Er kann ohne Einwilligung seines Rathes, der aus zween von dem Kaiser ernannten Mandarinen besteht, nichts unternehmen. Sobald aber diese einwilligen, ist er in der Ausübung seiner Gewalt unumschränkt.

Kanton ist gewaltig groß, aber sehr schlecht gebaut: Die Strassen sind enge und unreinlich, auch nicht nach der Schnur angelegt, wie man vorgegeben hat. Eine solche Regelmäßigkeit wäre für den Karakter und Aberglauben der Chineser unerträglich. Die einzigen nach dieser Art gebauten sind die **Kauffmanns-Gasse**, welche die Europäer gewöhnlich die **Porzelän-Gasse** nennen, und die Gasse der **Kappenmacher**. In diesen Gassen verkaufen auch die Chineser unter Tags, wohnen aber niemal mit ihren Familien darin, weil sie wähnen, daß eine solche nach ausländischer Art gebaute Wohnung alles Unglück über sie bringen würde.

Die übrigen Gassen bilden eine Gattung von mehr oder minder beträchtlicher **Mosaike**, weil jeder Chineser, um mehr Glück zu haben als sein Nachbar, sein Haus allemal wenigst um Einen, manchmal um zween bis drey Fuß weiter auf die Gasse hinaus baut; welches eine sehr abgeschmackte Ungleichheit verursacht. Statt der vergoldeten

*) Er ist auch unter dem Namen des gelben Flußes bekannt.



P. Sonnerat pinx.

Poisson, Sculp.

Säulen die der Pater le Comte beſchreibt, ſieht man nichts als zween ſchlechte roh ausgearbeitete und mit brauner Farbe bemalte Pfeiler, die ein kleines hölzernes Vordach unterſtützen, welches die Kaufbude vor der Sonnenhitze ſchützt. Ueber der Thüre hangt ein groſſer ſchwarzer Schild, auf dem mit gelbfärbigen oder goldnen Buchſtaben der Name und das Gewerbe des Eigenthümers geſchrieben ſteht. Die Stadt iſt in mehrere Quartiere abgetheilt, die durch ſchlechte Schlagbäume von einander abgeſöndert ſind, welche alle Abende um neun oder zehn Uhr geſchloſſen werden. Um dieſe Zeit iſt auch aller weitere Aus- und Eingang verboten; und man muß ſehr wohl bekannt ſeyn, wenn man ſich noch einen Schlagbaum will öffnen laſſen. Wenn auch bey Tage ein Europäer vor die Stadt hinaus gehen will, ſo giebt man ihm bey dem letzten Schlagbaum einen Soldaten an die Seite, damit er ihn begleite und genau beobachte: Eben dieſer Soldat ſchützt ihn auch vor den Beſchimpfungen des Pöbels, und beſonders der Kinder, wenn er ihm bey ſeiner Rückkehr ein Geſchenck giebt.

Die Häuſer beſtehen aus fünf oder ſechs Schuppen (*Angards*), die je einer hinter dem andern ſtehen, und durch große Höfe getrennt ſind, welche meiſtentheils eine runde Thüre zum Eingang haben; die Schuppen ſelbſt ſind durchweg nur Ein Stockwerk hoch. Die Weiber haben eine beſondere Wohnung; und jedes Haus nimmt einen ſehr beträchtlichen Platz ein; ſo, daß eine Chineſiſche Stadt, die ſo groß iſt wie Paris, niemal über hunderttauſend Einwohner hat. Ich habe die Bevölkerung von Kanton, von der Tartarſtadt und Schiffsſtadt, die Pater le Comte auf fünfzehn hunderttauſend und Pater du Halde auf eine Million Seelen angiebt, ſelbſt mit mehrern Chineſern genau berechnet; und konnte, obſchon es Marktzeit war, doch nicht mehr als fünf und ſiebenzigtauſend Menſchen herausbringen. Ungeachtet deſſen iſt Kanton nach Surate immer eine der beträchtlichſten und im Handel blühendſten Städte in Aſien. Leute, die im Lande geboren und bekannt ſind, haben mich verſichert, daß alle Städte von China auf gleiche Art wie Kanton gebaut ſeyen; folglich müßte eine ſolche, um ſo viele Einwohner in ſich zu faſſen wie Paris, wenigſt fünfzig Meilen im Umkreiſe haben, welches aber mit den Nachrichten der Miſſionare nicht zuſammenſtimmt; denn dieſe verſichern, daß Peking, welches nur ſechs Meilen im Umkreiſe hat, mehrere Millionen Einwohner in ſich faſſe.

Die fruchtbarſten Striche Landes werden zu Grabſtätten gebraucht; und es iſt heut

zu Tage kein Geheimniß mehr, daß die inneren Gegenden von China weder bevölkert noch bebaut seyen; daß sich die Chineser an die Ufer der Flüße und an die zum Handel bequemsten Plätze gezogen haben; daß der Ueberrest des Landes mit ungeheuern Wäldern überdeckt, und nur von reissenden Thieren oder einigen unabhängigen Rotten von Menschen bewohnt sey, die sich Hölen in die Erde graben und von Wurzeln leben. Manchmal rotten sich auch einige derselben zusammen, und plündern die ihnen nächst gelegenen Dörfer; welches also sehr einleuchtend beweiset, daß die Bevölkerung von China bey weitem nicht so beträchtlich sey, als man uns ehedem wollte glauben machen.

Die Europäischen Niederlagen, welche Hams heißen, sind auf einem prächtigen Waarenplatz erbaut, den die Europäer auf ihre Kosten hergestellt haben: Sie sind sehr schön, besonders die Französische und Englische, welche man für die regelmäßigsten Gebäude hält. Nur für eine große Summe Gelds ward ihnen zugestanden, die Faßade nach ihrer Bauart aufzuführen, mit dem Beding, daß das Innere nach Chinesischer Art seyn sollte, so wie es auch wirklich ist. Jede Nation hat ihre Flagge vor ihrer Niederlage, aber nicht als ein Zeichen von Achtung, sondern bloß als einen Schild um sich von den übrigen zu unterscheiden.

Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß die Europäischen Schiffe ehedem bis unter die Mauern von Kanton hinauf segelten, und daß unsre Sitten und unser allzu freyer Umgang mit den Chinesischen Weibsleuten Ursache sey, daß man uns nach Wampu zurückgewiesen: Die Bauart unsrer Schiffe war schon von jeher ein Hinderniß, daß sie nicht weiter den Strom aufwärts fahren konnten: Selbst die Chinesischen Fahrzeuge, wenn sie nur etwas weniges zu groß sind, können nicht hinaufkommen, obschon sie einen flachen Boden haben. Freylich ist es in mehrern Rücksichten ein Glück für die Chineser, daß sich unsre Schiffe so weit von der Stadt vor Anker legen, weil die Reisekosten eine Menge Leute in Wampu zurückhalten, die sonst alle Tage nach Kanton kommen würden. Die grosse Anzahl der Europäer würde die Eingebohrnen erschrecken: Unsre junge feurige Matrosen, die sich wenig um den Vortheil ihrer Schiffsherren bekümmern, würden bey der geringsten Zänkerey die Anzahl ihrer Landsleute benutzen um die Ehre der Nation zu behaupten; kurz, der Handel nach China würde schon lange ein Ende haben. Wenn man ihn nun aber wirklich aufgäbe, welch ein jämmerlicher Streich für die südlichen Provinzen dieses Reichs würde das seyn? Was müßte aus all den Manufaktu-

ren von Peking, Nanking und Gaza werden? Was aus den unermeßlichen Strichen Landes mit Thee bepflanzt? . . . Es ist ein sehr wesentlicher Unterscheid, ob man nur für seine Heimath arbeitet, oder für die Ausländer, welche den Ueberfluß der eignen Konsumtion aus dem Lande führen. So, wenn z. B. Guienne nur für sich, oder auch nur für Frankreich Wein baute, würde die Hälfte davon unbearbeitet liegen.

Man hat sich lange darüber gestritten, ob der Chinesische Handel den fünf Europäischen Nationen, die ihr Geld dahin schleppen, vortheilhaft sey? Unstreitig ist jeder Handel, bey dem man baar Geld gegen Waaren umsetzt, dem Staate nachtheilig. Giengen die Europäer nicht nach China, so würden unsere Damen nichts desto weniger Flor und Spitzen tragen; unsre Manufakturen von Porzelän und Töpferarbeit würden mehr Lebhaftigkeit erhalten; und unsre gewürzhaften Pflanzen würden die Stelle des Thee einnehmen: Man hat ja Beyspiele, daß Chineser selbst unsre Salbey ihrem Thee vorzogen.

Der Handel der Europäer nach China beläuft sich in Friedenszeiten ungefehr auf vier und zwanzig bis sechs und zwanzig Millionen. Die Franzosen schicken zwey Schiffe hin, und mit denselben zwo bis drey Millionen: Die Englische Kompagnie schickt vier, sechs, manchmal auch acht Schiffe, noch andre fünfzehn bis zwanzig Küstenschiffe ungerechnet; und setzt vier Millionen an Gelde, und drey Millionen an Tüchern ab: Die Englischen Kaufleute aus Bengalen, von Madras, Surate, Bombay und Kambaya, setzen zwo Millionen an Gelde, und zwo Millionen an Baumwolle, Kalin, Opium und Rottingrohr ab: Die Holländer schicken alljährlich vier Schiffe, vier Millionen an Gelde, und zwo Millionen an Produkten aus ihren Kolonien hin: Die Schweden und Dänen senden nur zwey Schiffe hin, und jede dieser zwo Nationen ebenfalls zwo Millionen: Der König von Preussen sandte ehedem Ein Schiff hin; nun aber ist schon seit lange seine Flagge ganz und gar unsichtbar: Die Spanier auf den Manillen, und einige Portugiesen von Goa gehen auch nach China, kaufen aber bloß den Ausschuß von den übrigen Nationen; ihr Handel ist ziemlich unbeträchtlich, und beträgt nicht über Eine Million.

Die Europäischen Nationen ziehen verschiednen Thee aus China, der unter den Namen Thee **Buy**, **grüner** Thee und **Saothon** bekannt ist: Aller dieser ist im Grunde von Einerley Gattung, und nur durch die Zubereitung verschieden. Indes-

ſen hab ich doch ſechs unterſchiedliche Arten von dieſem Gewächſe gefunden, davon aber bloß eine einzige im ganzen Reiche allgemein gepflanzt wird. Sie iſt beſſer als die übrigen, und hat beſonders viel Wohlgeruch, wenn man die allererſten Blättercchen davon einſammelt noch ehe der Baum Blüthen treibt. Ueber ſeine Eigenſchaften iſt man noch nicht ganz einig; überhaupt aber iſt aller Thee, der in den ſüdlichen Provinzen wächst, beſſer als der übrige. Es erfordert viele Geſchicklichkeit denſelben zu unterſcheiden. Die Ladungen auſſer Land beſtehen faſt alle aus Thee-Buy.

Noch holt man aus China grobes Porzellän, rohe Seide, Rhabarber, Kampfer, Borax, Indiſche Rohre welche von Malakka dahin geführt werden, Gummilack, Nankings, Pekings und andre ſeidne Stoffe. Ehedem brachte man auch Gold von dorther, und gewann dabey Fünf und Zwanzig vom Hundert: Heutiges Tages gewinnt man Achtzehn bis Zwanzig auf das Hundert von dem was man aus Indien nach China einführt. Die verſchiednen Staatsveränderungen, und die Kriege mit ihren Nachbarn haben die Chineſer darauf gebracht, daß ſie dieſes koſtbare Metall ſehr eifrig ſuchen, weil ſie ſich damit die Ausfuhr ihres Vermögens in alle Weltgegenden erleichtern können.

So ſehr die Chineſer von ihren Obrigkeiten gedrückt und mishandelt werden, eben ſo ſehr geſchieht das auch den Europäern; ſie haben noch bis itzt keinen Weg ausfindig machen können, ſich Recht und Gerechtigkeit zu verſchaffen: Da es ihnen verboten iſt, in die Tartarſtadt, wo der Opeu und der Vizekönig wohnen, zu gehen, können ſie ihre Klagen bloß durch Unterhandlung des Fiador anbringen; und dieſer betreibt ſie allemal nur nach dem Verhältniß wie es ſein Eigennutz erfordert. Die Engländer, welche in Indien ganz deſpotiſche Herren ſind, wollen die nämliche Rolle auch in China ſpielen, und machen darum alljährlich freylich manchen gewaltigen Lärm; aber das Ende davon iſt, daß ſie für den geringfügigſten dummen Streich allemal ziemlich wichtige Summen Geldes bezahlen müſſen. Wenn alſo die gerechteſten und beßt begründeten Klagen nicht einmal vor das Oberhaupt von Kanton kommen, wie könnten ſie wohl bis zum Thron ſelbſt durchdringen? In der That, man hat, ſo lange die Europäer nach China handeln, bloß ein einziges Beyſpiel hievon. Eben die Engländer, welche, entweder wegen ihrer allzu groſſen Freygebigkeit, oder aus Furcht ſie könnten zu mächtig werden, ſchon ſeit langer Zeit är-

ger

ger mishandelt wurden als die übrigen Nationen, schickten in Geheim ein Fahrzeug ab, worauf der Rathsmann Ouilt war, der schon von seiner Kindheit an in China gewesen, und das Chinesische so gut sprach, wie jeder Eingeborner des Landes selbst. Diesem gaben sie den Auftrag, er sollte beym Kaiser selbst um Gerechtigkeit ansuchen, und demselben eine Bittschrift im Namen des Raths übergeben: Dieses alles ward so heimlich ausgeführt, daß man nichts davon erfuhr, bis die Deputirten gegen Peking kamen. Ihre Klagen gelangten auch wirklich vor den Thron selbst. Nun werden vier Kommissärs ernannt, die mit vielem Gepränge Anstalt machen, zu untersuchen, ob ihre Beschwerden gegründet wären; aber durch ein hübsches Stück Geld bestochen, thun sie alle einhellig den Ausspruch, daß dieselben ungerecht seyen: Man nimmt das Schiff in Beschlag, die Equipage verschwindet, und man dringt in den Herrn Ouilt, er soll den Verfasser der Bittschrift angeben. Sobald er das gethan, wird seinem Sprachmeister der Kopf vom Rumpf gehauen, so wie auch dem der die Bittschrift abgeschrieben: Ouilt selbst wird zur nämlichen Strafe verdammt; da man ihn aber für einen Wilden ansah, der die Reichsgesetze nicht wohl inne hätte, änderte man das Urtheil dahin ab, daß er fünfzig Stockschläge empfangen und drey Jahre in Makao gefangen sitzen soll, nach welcher Zeit man ihn mit Schimpf aus dem Reiche jagen würde. Ungeachtet alle dem haben die Britten doch ununterbrochen nach China gehandelt.

Diese Ordnung, oder eigentlich diese strenge Zucht, machte daß man die Chineser bewunderte, und ihre Schärfe gegen die Europäer als weise Politik ansah. Aber worinn besteht denn die Weisheit einer so sehr gepriesenen Staatsverwaltung? Jeder Fremder muß sich den Landesgesetzen unterwerfen; aber vermöge eines abscheulichen Misbrauchs darf er dieselben niemal zu seinem Besten auffordern; der eingebohrne Chineser selbst hat diese Freyheit nicht: Hat er Schuldner die ihn nicht bezahlen wollen, so darf er nichts gegen sie unternehmen, als ihnen einige Aussätzige in's Haus schicken, ohne daß der Schuldner sie wieder von sich jagen mag. Will er einen Prozeß führen, so muß er sein ganzes Vermögen aufopfern um die Verwalter der Gerechtigkeit zu bereichern. Die Mandarinen plündern ihre Subalternen; diese Unterbediente der Gerechtigkeit leben auf Kosten des Volks, und das Volk ist arm und elend.

Wenn ein Mandarin durch eine Stadt reist, läßt er jederman gefänglich einziehn wen er will; läßt den Unglücklichen so lange prügeln bis er seinen Geist aufgiebt, und

niemand darf es wagen, denſelben zu vertheidigen. Hundert Henkersknechte ſind der fürchterliche Vortrab eines ſolchen Mannes, und kündigen deſſen Ankunft durch eine Art von Geheul an. Vergißt unachtſamer Weiſe jemand, ſich an die Mauer zu ſtellen, ſo wird er mit Ketten und Bambusſtöcken zu Boden geſchlagen.

Indeß iſt der Mandarin ſelbſt nicht vor dem Stocke ſicher; der Kaiſer läßt auch ihn für den mindeſten Fehler derbe abprügeln. Dieſe Unterwürfigkeit dehnt die Ketten der Sklaverey ſtuffenweiſe bis zu den Prinzen von Geblüt aus. Selbſt die vornehmſten Mandarinen führen (um ihre Unterwürfigkeit zu zeigen) das Werkzeug ihrer Strafe ſtets mit ſich: Dieß ſind Ketten und ein kurzer breiter Säbel in einem Kiſtchen verſchloſſen, das mit gedruckter Leinwand überzogen iſt, und von zween Männern vor den Mandarinen her getragen wird (LXXXII. Tafel). Sobald der Kaiſer ſie vor ſich ruft, müſſen ſie ſich in dieſe Ketten ſchlagen laſſen, und ſo gefeſſelt vor ihm erſcheinen, um ihre Unterthänigkeit zu zeigen. Wenn das Tribunal der Sittenrichter, das die Jeſuiten den Rath der Weiſen nannten, und welches, wie man behauptet, in den erſtern Zeiten dazu eingeſetzt ward um den Kaiſer zu leiten, zu unterrichten, und regieren zu lehren; wenn dieſes Tribunal, ſag' ich, ſich einfallen ließ, dem Deſpoten Vorſtellungen zu machen, wie man uns vorgeſchwatzt hat, ſo würden alle dieſe Sittenrichter unter gräßlichen Qualen ſterben müſſen. — Der Kaiſer Ti-ſang ſtieß eilfen von ihnen den Dolch in die Bruſt, und ließ ſie dann in der Mitte entzweyſägen, weil ſie ſich unterſtanden hatten, ihm zu entdecken, daß ihn das Volk wegen ſeinen Grauſamkeiten haſſe.

Man hat uns verſichert, die Stellen der Mandarinen würden bloß nach Verdienſten ausgetheilt; und doch iſt es gewiß, daß man ſie mit Geld erkauft: Man muß zwar bey dieſen feilen Stellen einige Beweiſe ſeiner Fähigkeit ablegen; aber wenn man ſeinen Richtern hübſche Geſchenke macht, laſſen ſie das ganze Examen dahingeſtellt ſeyn. Jeder reiche Kaufmann kann für ſeinen Sohn oder für ſich eine Mandarinsſtelle kaufen; und von dieſem Augenblick an zeichnet er ſich durch einen goldnen Knopf an ſeiner Mütze aus, und iſt von dem Schabuk befreyt, das ein vorbeygehender Mandarin jedem kann geben laſſen dem er will. Die Stellen der Kriegs-Mandarinen ſind gemeiner; aber man kann nicht dazu gelangen, bis man die Prüfungen überſtanden hat, die darinn beſtehen, daß man mit einem ungeheuer ſchweren Säbel einen Aſt entzwey haue; daß man mit aus-



P. Sonnerat pinx.

Poisson, Sculp.

geſtreckten Armen einige ſehr ſchwere Sachen vom Boden aufhebe; daß man mit Schuhen deren Sohlen von Kupfer ſind, und wenigſt dreyßig Pfunde wägen, im Schlamm laufe. Wenn die Regierung irgend einen reichen Kaufmann weiß, macht ſie ihn zum Salz-Mandarin, um ihm auf eine ehrenvolle Art ſein Vermögen abzunehmen. Dieſe Stelle, welche in andern Ländern ſehr einträglich iſt, verſchafft in China zwar etwas Anſehen, endet aber allemal damit, daß die Inhaber derſelben zu Bettlern werden. Ein ſehr geitziger Chineſer ward im Jahr 1772 zum Salz-Mandarin ernannt, wollte aber lieber ſterben als die Stelle bekleiden; er verſchloß ſich in eine Grabſtätte, und ſtarb in derſelben am vierten Tage.

Die Befehle der Regierung werden allzeit öffentlich angeſchlagen; haben aber nur ſo lange Gültigkeit und Anſehen, als ſie nicht von der Witterung zerſtört ſind: Sobald der Anſchlagzettel nicht mehr da iſt, beobachtet man auch den Befehl nicht mehr; und dieſe Uebertrettung wird auch nicht geſtraft. Wenn irgend ein Verbrechen oder ſonſt eine Ausſchweifung gegen die gute Ordnung begangen wird, kommt es nicht vor die Regierung: Der erſte Mandarin welcher von der Sache hört, begiebt ſich auf den Platz, und ſtraft die Schuldigen; aber mit etwas Geld kauft man ſich von den Stockſtreichen los.

Man rühme uns alſo nicht länger dieſe ſo weiſe Regierung, wo man das Recht Laſterthaten zu begehen mit Geld erkauft; wo das Volk unter dem Joch des Deſpotismus und des Elends ſeufzt! Oder, ſind dieß die Data mit denen man die erhabnen Lobſprüche unſrer Nachrichtenſchreiber rechtfertigen kann? Dafür haben ſie dann von einer andern Seite auch wieder die wahren Fakta verunſtaltet, und den Chineſern ohne Grund einige abſcheuliche Gebräuche angedichtet. So haben z. B. einige behauptet: Ein Chineſer könne ſein Weib oder ſeine Töchter todtſchlagen, ohne befürchten zu müſſen, daß ihn die Geſetze verfolgen würden; aber, wenn einige Schurken ungeſtraft ſolche Laſter ausüben konnten, muß man ſie doch nicht der ganzen Nation zur Laſt legen. Man könnte jedes Volk auf dieſe Art brandmarken, wenn man bloß einzelne Schandthaten deſſelben anführen wollte. — Eben ſo wenig darf man ſie des Kindermordes anklagen, wenn ſie in der äuſſerſten Dürftigkeit ihre Kinder ausſetzen, oder dieſelben verkaufen, um ihnen einen Unterhalt zu verſichern den ſie ſelbſt ihnen zu geben nicht fähig ſind. Die Indier ſehen es als eine Strafe der Götter an, wenn man keine Kinder hat; die

Religion befiehlt ihnen, deren viele zu zeugen und sie zu lieben, wenn sie wollen glücklich seyn: Und doch findet man zu den Zeiten einer Hungersnoth die zärtlichsten Väter und Mütter, die uns ihre Kinder um einige Malter Reis verhandeln. Wie, wenn ein Chineser in unsre Findelhäuser käme, und da die vielen unglücklichen Schlachtopfer der Liebe und Schaam sähe, verlassen und verläugnet von den Urhebern ihres Daseyns; könnt' er nicht auch uns für Kindermörder ausschreyen? — Eben so ungegründet ist der Vorwurf, daß sie ihre Kinder ersäufen. Alle dergleichen, die man mit einem leeren auf den Rücken gebundenen Kürbis neben den Schiffen herschwimmen sieht, sind ohne Zweifel Schifferkinder, die aus Unachtsamkeit in das Wasser gefallen sind, ohne daß sie ihre Väter zurückhalten konnten: Wahrscheinlicher Weise binden sie denselben diese Kürbiße an, um sie obenauf schwimmen zu machen, wenn ihnen etwa jenes Unglück widerfährt; eine Vorsicht, die sie gewiß nicht anwenden würden, wenn sie sich ihre Kinder durchaus vom Halse schaffen wollten.

Das Ansehen des Kaisers ist ganz ohne Gränzen. Man darf ihn nur auf der Erde liegend anreden; und wenn er etwas zu seinen Hofherren spricht, müssen auch diese allemal mit gebogenen Knieen seine Befehle anhören. Alles was ihn umgiebt, nimmt an der übertriebnen Unterwürfigkeit Theil, die man gegen ihn verschwendet. Ein Mandarin würde gröblich fehlen, wenn er zu Pferde oder im Wagen vor dem Thore seines Pallastes vorbey führe; und wenn Er selbst ausfährt, müssen alle Chineser ihre Häuser verschließen. Wer ihm auf der Straße aufstößt, kann sich bloß dadurch vor dem Tode schützen, wenn er sich mit dem Angesicht zur Erde wirft. Aus diesem Grunde hat kein Chinesisches Haus seine Fenster gegen die Strasse hinaus; auch schließt man sorgfältig alle Kaufbuden zu, wo der Kaiser vorbeyzieht. Vor ihm her gehen zweytausend Henkersknechte, welche Ruthenbüschel, Tamtams und alle Arten von Waffen der Gerechtigkeit mit sich tragen. Dieß ist der gutherzige Fürst, von dem uns die Missionare versichert haben, daß er sein Glück bloß in der Freundschaft seiner Unterthanen suche.

Obschon der Tartarische Usurpator die Chinesischen Gesetze angenommen hat, muß man doch deßwegen nicht glauben daß sie gut seyen. Eigennutz und Politik des Eroberers fordern es, daß er nichts umändre was seinem unterjochten Volk gefällt, besonders wenn es zugleich zu seinem eignen Vortheil gereichet.

Die Künste und Wissenschaften werden in China nie beträchtliche Fortschritte ma-

chen; die Regierung wird ſie ſtets zu unterdrücken ſuchen; denn, wenn ſich das Volk aufzuklären anfieng, müßte jene nothwendig ihre Form abändern: Daher kömmt es, daß die gelehrteſten Chineſer am Ende ihres Lebens mit genauer Noth leſen und ſchreiben können. Alle ihre Wiſſenſchaft und Geſchicklichkeit beſteht in Ueberwindung von allerley Schwierigkeiten; und die Regierungsform iſt im Grunde nur darum ruhig und ungeſtört, weil ſie ein feigherziges Volk beherrſcht.

Die Nation iſt zwar ſehr alt; aber ſie bekümmert ſich nicht darum, ihre Misbräuche zu verbeſſern: Die Chineſer haben keinen Funken von Genie, keine Thätigkeit in ihrer Vorſtellungskraft; alles geht bey ihnen maſchinenmäßig oder nach regelloſer Gewohnheit. Die Reiſebeſchreiber geſtehen dieſes ziemlich deutlich ein; und wenn man aus ihren Nachrichten das Enthuſiaſtiſche heraushebt, wird man bald ſehen, daß die ganze Chineſiſche Induſtrie bloß auf Kleinigkeiten eingeſchränkt iſt. Die reichern Chineſer geben ſich nicht einmal damit ab, das Feld zu bauen; und alles was man über dieſen Gegenſtand ausgeſtreut hat, iſt ungegründet: Sie bringen die eine Hälfte ihres Lebens damit zu, die unzähligen Karaktere ihrer Sprache kennen zu lernen, und die andre verſchlummern ſie in ihrem Serail. Man verſteht in China nicht einmal die Kunſt Bäume zu verpflanzen, ſie zu beſchneiden und zu pfropfen: Ihre Gärten ſehen gar nichts ähnlich; ſie haben nicht einmal Fruchtbäume darin, wenn ſie die Natur nicht hinein pflanzt. Man hoffe ja nicht, in denſelben, wie in den Europäiſchen, Pflanzen aus allen vier Welttheilen zu finden: Ein erkünſtelter Fels, eine kleine Brücke, ein Belveder, und einige Irrgänge ſind die ganze Verzierung davon. Der ſo hoch berühmte Ackerbau beſteht in der Pflanzung des Reis, den ein bis an die Knie im Waſſer ſtehender elender Kerl in die am Ufer der Flüße gemachten Löcher vertheilt.

Die Chineſer haben nicht einen einzigen Maler; ſie wiſſen weder Zeichnung noch Stellung in ihre Stücke zu bringen. So viel iſt richtig, daß ſie die Farben ſehr artig auf Glas zu malen verſtehen; aber die unvermiſchten und allzu grellen Farben, die ſie dicht neben einander hinklexen, verdienen wohl nur von Unwiſſenden den Namen der Gemälde. Ihre ſchlecht gezeichneten Schmierereyen blenden bloß durch die Illumination: Nachdem ſie den Umriß gemacht, entwerfen ſie dieſelben niemal im Ganzen, um von ihrem Eindruck zu urtheilen; ſondern ſie bearbeiten jeden Theil einzeln, und enden denſelben ohne an das Ganze zu denken. Da ſie nicht im Stande ſind, etwas zuſammen

zu ſetzen, zeichnen ſie alles durch was ſie malen; und weil derjenige, welcher Kopf und Arme gemalt hat, die Draperie nicht malen kann, muß das Stück unter die Hand eines Zweyten, und von da noch gar unter den Pinſel eines Dritten, der den Grund davon ausarbeitet. Ueberdas haben ſie keinen Begriff von der Perſpektiv, ſondern der Grund iſt eben ſo hellfärbig wie die Figuren ſelbſt, und alles Entfernte ſteht in den Wolken.

Die Bildhauerkunſt iſt ihnen beynahe ganz unbekannt: Sie haben keine Statuen, weder aus Marmor noch Stein. Alles was man von dieſer Art ſieht, ſind einige groſſe Figuren welche in den Pagoden ſtehen, aus Holz oder gemaltem Kartenpapier, in Rieſengröße, ungeſtaltet und ohne alle Proportion: Die ganze Figur iſt mit zwey Stücken Holzes zuſammen gefügt, welche vom Kopf bis zu den Füßen reichen, und dieſelbe auf dem Geſimſe im Gleichgewicht erhalten; auch haben ſie nicht die mindeſte Anzüglichkeit. Man kennt ihre Frazzenfiguren, die itzt in ganz Europa verbreitet ſind. Sie verlegen ſich zwar auf die Porträtſchnitzerey; aber nach ihrer Art zu arbeiten iſt es allemal nur bloßer Zufall, wenn ſie etwas Aehnlichkeit mit dem Urbild darein bringen: Der Künſtler bildet erſt einen Kopf nach ſeiner Vorſtellung; und indeßen bearbeitet einer ſeiner Lehrpurſche den Körper beſonders für ſich: Darauf ſucht er die Züge des Kopfes mit den Zügen des Originals gleich zu modeln; und wenn endlich dieſer Kopf vollendet iſt, ſetzt man ihn mittels eines Stück Holzes welches durch beyde durchgeht, auf den Leib, nach welchem ein andrer Arbeiter verſchiedne Lagen von feinem Papier darüber legt, und das Werk an einen Dritten abgiebt, der es dann wechſelweiſe mit Weiß und Roth übermalt.

Geometrie und Baukunſt haben hier kein beſſeres Schickſal; man findet überall keinen Bauverſtändigen. Selbſt die Tempel, die in allen übrigen Ländern durch ihren Pracht Ehrfurcht einflößen, haben in China nichts von Majeſtät an ſich: Nur von auſſen ſind ſie hauptſächlich mit einigen hölzernen von unten bis oben gleich dicken Säulen verziert, die man ſehr dicht neben einander hinſtellt, ſo, daß die Pagoden mehr Hallen als Tempeln ähnlich ſehen. Von außen erkennt man ſie bloß an einigen Rieſenförmigen Figuren von ſtarkem Papier, welche den Eingang verzieren: In der Mitte iſt allemal ein Hof, und in demſelben ein Heerd, worauf man das Sandelholz und die vergoldeten Papiere verbrennt; und im Hintergrunde ein Altar, auf dem ein dickbau-

chigter Götze sitzt. Man brennt daselbst Wachslichter wie auf den katholischen Altären in Europa, und während dem Gottesdienst liegt das Volk auf der Erde dahin gestreckt.

Die Jesuiten rühmten die Chineser als sehr grosse Sternkundige: Aber, wie wär' es möglich daß sie eine Finsterniß berechnen könnten? Sie zählen noch immer bloß mit Kügelchen die an einem Faden hangen, wie ehedem die Russen, und können dadurch die ungeraden Brüche nicht ausdrücken. Haben sie jemals einige zur Beobachtung der Gestirne taugliche Instrumente erfunden? Wenn sie auch etwas Neigung zur Sternkunde haben, so ist es bloß eine Folge ihrer Indolenz und ihres Aberglaubens; und die Jesuiten waren ihnen im Grunde mehr Zeichendeuter als Sternkundige, weil selbst der Pater du Halde, der Apologist dieses Volkes, uns versichert, sie würden nur geduldet weil sie die Almanachs machten, die sie dann auch sehr genau mit den astrologischen Wahrsagereyen vollzustopfen sich beeiferten, um dem Geschmack der Fürsten und der Nation zu schmeicheln.

Da die Jesuiten und übrigen Missionärs anfiengen sich herum zu zanken, ob das Wort Tien Gott oder Himmel heiße, sahen die Chineser diese Ausländer als eine Rotte unruhiger Köpfe an, die wohl im Stande wären, gefährliche Faktionen anzustiften: Aus Furcht also, sie möchten sich Anhänger verschaffen, jagten sie dieselben aus dem Reiche, und schickten sie nach Makao wo sie sich einschiffen sollten, um wieder nach Europa zu gehen, aber durch einen glücklichen Zufall neuerdings nach Peking berufen wurden. Bald nach ihrer Vertreibung kündigte ein gelehrter Chinesischer Sternkundiger von der ersten Klasse eine Sonnenfinsterniß an; und seine Berechnungen wurden von dem Tribunal der Mathematik bestättigt, weil es dieselben für richtig hielt: Nun fiel aber die Finsterniß einen Tag später ein, als sie angekündigt worden war, und der Kaiser ließ dem Astronomen den Kopf abschlagen. Der Monarch ward dadurch von der Unwissenheit seines Volks überzeugt, rief die Missionärs wieder zurück, schloß sie aber in einen gewißen Bezirk ein, damit sie keine Unruhen mehr in seinem Reiche stiften könnten. Wären die Chineser in der That gute Astronomen; besäßen sie die Sternkunde schon seit so lange, oder hätten sie dieselbe gar noch verbessert; würden sie sich wohl so sehr erniedrigen, von fremden Nationen Leute zu begehren? Leidet ihr Stolz nicht darunter, wenn sie sich's gestehen müssen, daß sie Ausländer nöthig haben? — Da seit der Aufhebung der Jesuiten wenig gelehrte Missionärs mehr nach China kommen, schickte der Kaiser im Jahr 1778 nach Kanton, und ließ sich von allen Natio-

nen einige Künſtler, und eben beſonders Aſtronomen, erbitten; verſprach ihnen auch, ſie ſollten am Hofe zu Peking alle Arten von Freyheiten zu genießen haben, und wie Mandarinen gehalten werden.

Ihre Meynung von den Planeten, die ſie in gleiche Entfernung mit den Fixſternen ſetzen, und ihre auſſerordentliche Furcht bey Annäherung der Finſterniße, beweiſet doch wohl anſchaulich genug, wie unwiſſend ſie in der Sternkunde ſeyen. So oft eine Finſterniß einfällt, macht man es drey Tage zuvor durch öffentlichen Anſchlag bekannt, und befiehlt allen Chineſern, ſie ſollen zu Puſſa beten, daß die Amme-Paoa, oder die Kröte mit drey Pfoten, die Sonne nicht verſchlinge.

Die Erdbeſchreibung verſtehen ſie eben ſo wenig. Nach ihrem Wahn iſt die Erde ein Viereck, und mitten in demſelben liegt ihr Reich. Vom Seeweſen wiſſen ſie vollends nichts: Noch immer ſchreiben ſie die Flut und Ebbe einem groſſen Fiſch zu, der im Grunde des Meeres ſich aufhält. Bey Gelegenheit eines Seeſturmes, wenn die Gefahr am meiſten Geſchicklichkeit und ſchnelle Thätigkeit fordert, beten ſie den Kompaß an, und gehen betend mit demſelben zu Grunde.

Ihre Schiffe oder Sommes, ſind ungeheure Maſchinen. Es befinden ſich einige darunter, welche bis auf tauſend Tonnen führen. Die beyden äuſſern Ränder ſind übermäßig hoch, und geben dem Wind eine beträchtliche Oberfläche bloß: Dafür geht auch mehr als die Hälfte davon zu Grunde, weil ſie ſich nicht mehr in's Gleichgewicht ſetzen können, wenn ſie einmal zu ſehr auf der Seite gehen. Ihre Anker ſind aus Holz, ihre Segel aus Matten, und ihre Schiffstaue aus Rottingrohr.

Sie kennen die Inſtrumente nicht, mit denen wir die Höhe zur See meſſen. Die nach Japan und den Philippinen ſchiffen, ſegeln bloß nach den Sternen, welches auch die roheſten Wilden thun; und die nach Batavia, Malakka oder Queda gehen, laſſen auf ihrer Fahrt niemal das Land aus dem Geſichte: So ſteht es mit ihren Kenntnißen vom Seeweſen. Indeß handelten ſie ehedem doch nach Indien. Sie beſuchten die Küſte Koromandel, und ſchifften bis an die Spitze des Bengaliſchen Meerbuſens. Noch ſieht man zu Negapatnam die Ruinen eines Chineſiſchen Thurmes; aber ungegründet iſt es, daß ſie jemals ein Geſchwader von ſechshundert Fahrzeugen nach Europa ſchicken wollten, wie einige Jeſuiten behauptet haben; und daß dieſe angeblichen Fahrzeuge bey Umſchiffung des Vorgebürgs der guten Hoffnung durch einen Sturm zerſtreut worden,

der

der ſie verſenkt oder auf die hohe See verſchlagen habe. Wäre dieſes Vorgeben richtig, ſo müßten viel mehr Chineſer in dieſer Gegend von Afrika ſeyn: Die wenigen welche man daſelbſt findet, ſind aus Batavia gebürtig, oder doch Abſtämmlinge von denen die zu Batavia wohnen.

Es iſt vielleicht eine große Wohlthat für dieſes Reich, daß es ſeine alten Gewohnheiten beybehalten hat. Hätten ſich die Chineſer zu guten Seemännern gebildet, ſo würden ſie unbekannte Länder entdeckt haben, und häufig dahin ausgewandert ſeyn. Die Regierung ſchien dieß voraus geſehen zu haben, weil ſie durch Geſetze die Reiſen in fremde Länder verbietet, und diejenigen für unehrlich erklärt, welche aus dem Reiche wandern. Die auf den Philippinen, zu Malakka und Batavia anſäſſig ſind, ſtammen von jenen Chineſern ab, welche aus ihrem Vaterlande flüchteten, als es die Tataren eroberten, damit ſie ſich die Haare nicht müßten abſchneiden laſſen.

Ihre Muſik iſt ſo ſchlecht als die Muſik der Indier: Wer am meiſten Getöſe macht, iſt der beßte Muſikant.

Niemal waren ſie im Stande eine Taſchen- oder Hanguhr zu machen, obſchon ſie ſich mit allem Fleiß darauf verlegten; und unſre gröbſten Arbeiten aus dieſem Fache erregen ihre Bewunderung.

Die Schönheit ihres Firniſſes haben ſie der Natur zu verdanken.

Ihre Seiden-Arbeiten, die man hier bewundert, weil ſie weit her und wohlfeil ſind, kommen mit unſern Lyoner-Manufakturen nicht in Vergleichung: Ihre Werkzeuge zur Verfertigung derſelben ſind bey weitem nicht ſo einfach wie die unſrigen; und auch jene haben ſie bloß der Erfindung der Jeſuiten zu danken.

Ihr Porzelän iſt wohl auch nicht beſſer als das Sächſiſche und das von Seve.

Ungeachtet der entſetzlichen Menge von Gelehrten, ſind die Schönen Wiſſenſchaften bey ihnen doch noch ſtets in der Kindheit. Ihre Encyklopädie beweiſet, wie weit ſie in dieſem Fache hinter den Europäiſchen Nationen, ſelbſt hinter den Indiern zurück ſind: Sie handelt beſonders von der Art wie man die glücklichen und die unglücklichen Tage müſſe kennen lernen; auf welche Seite des Zimmers man das Bette ſtellen, zu welcher Stunde man eſſen, aus dem Hauſe gehen, das Haus reinigen müſſe u. ſ. f. Dieſes Volk

wird nie weitläufige Kenntniſſe erlangen, weil es unmöglich iſt, daß Leute, deren ganzes Leben nicht hinreicht ihre Sprache zu lernen, jemals viel Unterricht genieſſen können.

Kongfuzee, dieſer groſſe Geſetzgeber, den man über alle menſchliche Weisheit erhebt, hat einige moraliſche Bücher verfaßt, die ſehr wohl auf den Karakter der Nation paſſen; denn ſie enthalten nichts als einen Klumpen unverſtändlicher Dinge, Träume, Kernſprüche und alter Mährchen mit etwas wenig Philoſophie vermiſcht: Alle Handſchriften, welche uns die Miſſionärs als angebliche Ueberſetzungen ſeiner Werke zuſchickten, waren von ihnen ſelbſt verfaßt.

Kongfuzee ſtiftete eine Sekte; es iſt die der Gelehrten und aller ſo genannten Weiſen: Man hält ihn für den größten Philoſophen den China zur Welt gebracht. Seine Werke ſind voll abgeſchmackten Gezeuges, aber doch angebetet; und wer eine Schule öffnet, wiedmet ſie allemal dem Kongfuzee.

Dieſer Kongfuzee und ſeine Nachkommen haben viele tauſend Sentenzen geſchrieben die man für alle Vorfälle angepaſſt hat, ſo wie wir die Sprüche des Noſtradamus und des ewigen Juden ausgelegt haben. An dieſe glauben bey uns heut zu Tage nur noch alte Weiber und Kinder; aber in China richtet man alle Geſchäfte nach denen des Kongfuzee ein.

Die Chineſer unternehmen nichts, ohne die Karaktere des Kongfuzee *) zu Rathe gezogen, und vor ſeinem Bilde ein Licht von Sandelholz und ein Stück vergoldetes Papier angezündet zu haben: Andre ziehen die Schildkröte oder die Bohne **) zu Rath; denn dieſe drey Dinge hält man für ſehr weſentlich, und drey Viertheile von allen Chineſern handeln bloß nach dem Ausſpruch derſelben. Sie ſind den ganzen Tag unruhig, wenn ihnen das Orakel denſelben als einen unglücklichen angekündigt hat.

Ihr Aberglaube für die Zahl neun iſt auſſerordentlich groß; alles wird nach dieſer

---

*) Dies ſind Pflöckchen aus Bambus, auf denen die von Kongfuzee in ſeinem Kapitel von den Vorbedeutungen angezeigten Karaktere eingegraben ſind: Man zieht einige aus dieſen hervor, und ihre Karaktere müſſen einander entſprechen.

**) Die Bohne iſt eine Gattung von zerbrochner Form, welche die Chineſer in die Luft werfen um zu ſehen, ob die zwey Stücke aus denen ſie zuſammengeſetzt iſt, beyde nach einerley Gegend hinfallen werden.

Zahl verrichtet: Man ſchlägt neunmal das Haupt an *) wenn man einen Mandarin anredet; und dieſer verrichtet die nämliche Zeremonie wenn er ſich dem Kaiſer nähert. Alle Thürme haben neun Stockwerke: Sie wurden gebaut um durch gewiſſe Signale in der Hauptſtadt zu verkünden, was auf den äuſſerſten Gränzen des Reichs vorgieng, und waren je von drey Meilen zu drey Meilen angelegt; nun aber, da ſie allmählig zuſammenfallen, dienen ſie nur noch als Wachthäuſer.

Die Mandarinen ſind in neun Klaſſen getheilt. Man ſtraft die Verwandten eines Miſſethäters bis in den neunten Grad, und ſeine Familie bleibt bis zur neunten Generation entehrt.

Die lächerlichen Zeremonien beym Begrüßen, bey den Beſuchen und Gaſtmalen, ſind lauter Geſetze die der Chineſer nicht unterlaſſen darf: Er würde ſelbſt ſeinen beßten Freund nicht anderſt als geſtiefelt empfangen.

Der gewöhnliche Gruß gegen jemanden ſeines gleichen, beſteht darin, daß man die Hände geſchloſſen neben einander vor die Bruſt legt, ſie einigemal bewegt, dabey das Haupt ein wenig neigt, und ſein ſin, ſin! dazu ausſpricht; aber gegen Leute, denen man Ehrfurcht bezeugen muß, neigt man den Körper ſehr tief, faltet dabey die Hände, ſtreckt ſie in die Höhe und wieder bis zur Erde nieder.

Die Chineſer nehmen ſo viele Weiber als ſie ernähren können. Dieſer unnatürliche Gebrauch muß nothwendig Einfluß auf die Sitten haben, und der Bevölkerung Schaden thun. Sie ſind höchſt eiferſüchtig, ſchlieſſen ihre Weiber ein, und erlauben nicht einmal einem Bruder dieſelben zu beſuchen; daher ſieht man auf den Straſſen keine andern Weibsleute, als die Gattinen jener Elenden, die aus Armuth nur Ein Weib haben, und deren Füſſe nicht geſchraubt worden; denn ſchon in der Kindheit legt man ſonſt den Mädchen küpferne Schuhe an, damit die Füſſe nicht wachſen können. Dieſer Zwang hemmt den Umlauf des Geblüts; und ſobald dieß einmal geſchehen iſt, trocknen die Füſſe aus, und ſind nicht mehr fähig den Körper zu tragen: Daher haben ſie alle einen ſo wacklichten Gang wie die Gänſe. Dieſe Gewohnheit, welche anfangs ein Kniff der Politick war, iſt itzt die Wirkung der Eigenliebe; man verſtümmelt ſich

*) Das Haupt anſchlagen heißt, daſſelbe neunmal gegen die Erde neigen, wenn man ſich zu Boden wirft.

auf dieſe Art um zu zeigen, daß man in der Weichlichkeit lebe, und nicht nöthig habe zu arbeiten. Aus eben dem Grunde laſſen die Chineſerinen auch die Nägel, ohne ſie jemals abzuſchneiden, ſtets fortwachſen.

Die Häuſer ſind nicht ſehr reich möblirt: Einige Lehnſtüle, Seſſel, und Tiſche auf die man antike Gefäße ſetzt, machen die größte Zierde davon aus. Das koſtbarſte aber iſt das Bild des Gottes, das man auf ein kleines Gehäuſe ſtellt, vor dem man ſeine täglichen Gebete und gottesdienſtlichen Zeremonien verrichtet.

Die Chineſiſche Kleidung iſt eine Gattung ſeidnes Hemd von verſchiedner Farbe, das vorne zugeknöpft wird. Sie ziehen manchmal achte dergleichen je eins über das andre an, und bey kalter Witterung auch noch eine Art von Mäntelchen aus ſchwarzem Tuch. Unter alle dieſem tragen ſie groſſe Hoſen, und Stiefel aus Atlaß, die manchmal durchgenäht ſind, und Sohlen von Papier, mehr als Einen Zoll in der Dicke, haben. Sie ſcheeren ſich die Haare ab, und laſſen nur am hintern Theil des Kopfes einen Büſchel davon ſtehen, den ſie dann in einen Zopf flechten, und Peneſe heiſſen. Zwickelbärte dürfen nur die Hausväter tragen, welche dieſelben auch ſorgfältig pflegen, und beſtändig mit der Hand ſtreichen, um ſie hübſch glatt zu behalten. Den Nagel am kleinen Finger beſchneiden ſie niemal; die Handwerker ausgenommen, welche wegen ihrer Handarbeit dieſe Herrlichkeit nicht mitmachen können. Die Kleidung der Weibsleute iſt faſt wie die der Männer. Die Verheyratheten binden in der Provinz Kanton ihre Haare mitten über dem Haupt zuſammen, und machen Knoten daraus, die ſie mit Blumen ſchmücken und mit goldnen Nadeln zuſammenheften. Die unverheyratheten Mädchen beſchneiden ſie rings um die Stirne zween Zoll von der Wurzel weg, und kräuſeln ſie nicht; doch ſind dieſe Moden nicht allenthalben gleich, ſondern ändern ſich in den verſchiednen Provinzen auch verſchieden ab.

Die Mandarinen zeichnen ſich durch einen Knopf von Gold, Perlen oder Koralen aus, den ſie nach ihrem verſchiednen Range an ihrer Mütze tragen. Auch an dem Gürtel kann man aus der Zahl der Perlen, mit denen er beſetzt iſt, ihren Rang unterſcheiden. Die Mandarinen von der erſten Klaſſe tragen auf der Bruſt und auf dem Rücken ein Stück viereckigten Zeuges, auf welchem Gold und Silber glänzen, und die Attribute ihrer Würde geſtickt ſind. Aus dieſem Zeichen erkennt man ſie; und dann





P. Sonnerat pinx.

Poisson, Sculp.

auch noch an der Menge von Henkersknechten die vor ihnen hergehen, Wimpel, Sonnenschirme, und grosse Peitschen tragen, auch Ketten und Bambusstöcke mit sich schleppen. Durch dieses Gelärm blenden sie das Volk, welches schon auf die bloſſe Ansicht eines so fürchterlichen und zahlreichen Geleites zittert. Die Mandarinen welche zu Wasser reisen, haben Galeren oder eigentlich schwimmende Häuser, Schampans genannt, welche sehr bequem, und inwendig in mehrere Zimmer abgetheilt sind. Auch haben sie gewöhnlich Musikanten, und ein für ihre Würde anständiges Gefolge bey sich. Man unterscheidet ihren Rang an den auf dem Verdeck der Galere aufgesteckten Wimpeln und Picken.

Die Vorstellung des Todes quält die Chineser unaufhörlich, und verfolgt sie selbst bis in ihre Vergnügungen. Indeß kömmt er ihnen sanfter vor, wenn sie einen Sarg kaufen, und ihr Grab an dem Abhang eines Hügels in einer angenehmen Lage erhalten können.

Sie verschwenden übermäßige Summen für ihre Leichenbegängnisse, die manchmal erst sechs Jahre nach dem Tode mit erstaunlichem Pracht gefeyert werden. Sie miethen sich besondre Leute die sie in Weiß kleiden, welche dann den Trauerzug ausmachen, und hinter der Leiche her weinen müssen (LXXXIII. Tafel). Den Verstorbnen führt man einige Tage hintereinander, unter der Begleitung einer Menge von musikalischen Instrumenten, auf dem Wasser umher; wobey das Fahrzeug, darin er liegt, und alle übrige welche dasselbe begleiten, beleuchtet sind, so daß die aus verschiednen Farben bestehenden Feuer bis an die Spitze der Mastbäume verschiedne Zeichnungen bilden. Wenn das Grab weit von dem Platz entfernt ist wo der Chineser gestorben, bringt man ihn mit grossem Gepränge dorthin, und richtet von einem Ort zum andern Gezelte auf, um mit dem Leichnam darunter zu ruhen: Seine Verwandten und Freunde bringen ihm Geschenke und Lebensmittel; auch wenn er schon in seiner letzten Ruhestätte ist, trägt man ihm noch immer Eßwaaren zu.

Da die weisse Farbe bey den Chinesern die Trauerfarbe, und die schwarze die Farbe der Freude ist, tragen fast alle Europäer, dieser Gewohnheit zufolge, Westen von schwarzem Atlaß.

Man unterscheidet in diesem Reiche drey Hauptsekten: Die Sekte der Gelehrten,

welche der Lehre des Kongfutzee anhängt; die Sekte des Lao-Kiüm, und die Sekte des Foe, welche die vornehmste und älteste ist. Die Lehrsätze dieser letztern sind mit denen des Wischenu einerley; die Grundlage davon ist die Seelenwanderung.

Die Priester des Foe heissen Bonzen. Ihre Anzahl ist entsetzlich; sie beläuft sich im ganzen Reiche über eine Million, und diese ungeheure Menge lebt bloß von Almosen. Gleich den Mönchen aller übrigen Nationen verstecken sie, unter der Maske von Leibeskreutzigung und Eingezogenheit, abscheulich viel Stolz und Habsucht. Sie sind nicht verachtet, wie man behaupten wollte; ihr Oberhaupt genießt die größten Freyheiten: Wenn er zu dem Vizekönig einer Provinz kömmt, grüßt er ihn erst nachdem ihn jener bewillkommt hat, und setzt sich vor ihm nieder ehe es der Vizekönig befiehlt. Da Foe die Lehre von der Seelenwanderung predigte, vergaß er ja nicht, zu dem Befehl, die Thiere zu lieben, auch noch jenen beyzufügen, daß man die Mönche wohl halten und ihnen Almosen geben sollte: Diese zwey Gebote stimmen zwar ziemlich wohl zusammen, sind aber deswegen doch beyde gleich ungereimt und schädlich.

Die Bonzen lassen sich das Peneſe scheeren, tragen einen grauen Rock, und verheyrathen sich nicht. Ihre Vorsteher haben eine wohl ausgedachte List erfunden, den Betrügereyen ihrer Untergebenen vorzubeugen, und sich reichere Almosen zu verschaffen: Die Almosensammler müssen ein Verzeichniß bey sich tragen, auf daß jederman das Almosen, welches er giebt, mit eigner Hand aufzeichnet und unterschreibt: Eine einträgliche Erfindung, welche die Eigenliebe allenthalben zwingt, sich freygebig zu zeigen.

Die Chineſer sind hübsch gewachsen, flink und tapfer, wenn es bey einer Schlägerey nur Spaß gilt: Aber sobald aus der Sache Ernst wird, verschwinden alle ihre kleinen Kniffe; Furcht und Feigherzigkeit überwältigen sie, und zwingen sie zur Flucht. Schon von ihrer ersten Jugend an üben sie sich, Lasten von hundert und hundert fünfzig Pfunden zu heben, bis sie dieselben mit ausgestrecktem Arm über den Kopf emporhalten können. Gegen sieben bis acht mit Erde gefüllte und an der Oberdecke des Zimmers hangende Säcke schlagen sie sich wacker herum: Sie stellen sich in die Mitte dieser Säcke, schaukeln dieselben und geben sich alle Mühe daß sie von keinem Stoß derselben getroffen werden. Noch kennen sie eine besondre Art

ihre Muskeln ſteif zu machen; dieß nennen ſie ſich abhärten, und bedienen ſich dieſes Kunſtgriffes im Ringen wider ihren Gegner ſehr wohl, indem ſie den einem Schlag ausgeſetzten Theil des Körpers, wie geſagt, ſteif machen, ſo daß jener mehr Schmerz empfindet welcher ſchlägt, als der welcher geſchlagen wird.

Doch, alles dieß flößt ihnen keinen wahren Muth ein. Sie ſind äuſſerſt ſchlechte Krieger, und werden ſtets von jeder Nation bezwungen werden die ſie angreifen will. Keine ihrer Städte wäre im Stande eine Belagerung von drey Tagen auszuhalten: Alle ihre Feſtungen ſind beynahe rund und niedrig; die Mauern dünne, die Schießſcharten ungleich, nur wie ein bloſſes Loch, ſo daß man den Kanonen nicht mehr als Einerley Richtung geben kann; und überhaupt taugt ihre Artillerie zu nichts weiter als zu Freudenſchieſſen. Ihre Flinten führen noch Lunten; und ſo oft ſie losbrennen, wenden ſie allemal den Kopf weg, ſobald das Gewehr nach dem Ziel gerichtet iſt.

Im Jahr 1640. kam Lyſtſching an der Spitze einer Räuberbande, jagte den Kaiſer vom Throne, ließ ſich ſtatt desſelben als Monarchen ausrufen, und eroberte in wenig Zeit das ganze Reich. Uſankuei wollte ſeinen Beherrſcher rächen, ſammelte eine Armee, und zog gegen den Kronenräuber zu Felde. Dieſe Unruhen machten ſich die Tataren zu Nutze: Ihr Anführer nahm Peking ein, und ſetzte ſeinen Neffen Schün-Tſchi auf den Thron.

Noch vor kurzem ſchlugen dreyßigtauſend Barmans ein Heer von hunderttauſend Chineſern. Mit Einem Wort, jedes Volk welches nur mit einer mittelmäßigen Macht in China eindringt, wird dieſes Reich auch unterjochen.

Die Chineſer verſtehen den kleinen Handel wohl, weil nicht viel Genie dazu nöthig iſt. Sie haben eine einzige Münze aus ſchlechtem Kupfer, welche Kaſche (Cache) heißt, und in der Mitte ein viereckigtes Loch hat, das dazu dient, dieſelbe an eine Schnur zu faſſen. Noch haben ſie eine andre idealiſche Münze Taele genannt, welche zehen Maſſen, oder 7. Livres 10. Sols franzöſiſches Geld gilt: Die Maſſe gilt zehn Kondorins, der Kondorin zehn Kaſches, und die Kaſche zehn Cards. Die Taele dient zur Grundlage aller Rechnungen.

Die Chineſer ſind ſchelmiſch, hochmüthig, frech und feigherzig. Zehn Europäer, nur mit Prügeln bewaffnet, würden ihrer tauſend in die Flucht jagen; und eben weil ſie dieſe ihre Schwäche kennen, verſtatten ſie uns keine Freyheit. Wir haben uns allzuſehr bloß gegeben, daß uns an dem Handel mit ihnen viel gelegen ſey; und dieſes unſer Beſtreben haben ſie ſich zu Nutze gemacht: Ueberdas macht die Furcht, ohne Ladung und Lebensmittel abreiſen zu müſſen, daß man ſelbſt die Ehre ſeiner Nation aufopfert. Welche Beſchimpfung iſt es nicht für die Britten, daß ſie einen Matroſen bezahlen mußten, damit er ſtatt ſeines Schiffkapitäns den Schabuk aushielt, weil dieſer Offizier den Brand eines Chineſiſchen Fahrzeuges unmöglich verhindern konnte! Iſt es aber auch nicht gleich ſchändlich für die franzöſiſche Nation, daß ein Bedienter des Herrn Rot, Faktors der Kompagnie, ſtatt ſeines Herrn drey Jahre gefangen ſitzen, und daß Herr Rot noch überdas viertauſend Piaſter zahlen mußte, weil er das Unglück hatte, unwillkürlicher Weiſe einen Chineſer auf der Jagd todt zu ſchieſſen? *)

*) Man vergleiche mit dieſem Kapitel den Artikel Sineſer in Schlözers Vorſtellung der Univerſalhiſtorie, 2. Ausgabe, S. 122. u. f. A. d. Ueb.

Zweytes Kapitel.

Von Pegu.

Zur Zeit da ſich die Portugieſen in dieſer Gegend feſtſetzten, fanden ſie dieſelbe in zwey Königreiche eingetheilt: Die Abaſſys, welche in Europa unter dem Name der Peguaner bekannt ſind, bewohnten das Reich Pegu; und die Barmans das Reich Ava. Dieſe beyde Nationen lebten nicht lange in gutem Verſtändniß zuſammen. Der König von Ava ward über den Handel ſeiner Nachbarn eiferſüchtig, ſammelte im Jahr 1685 ein mächtiges Heer, und kündigte ihnen den Krieg an. — Er überwand ſie, brachte ihren König ſamt deſſen ganzer Familie ums Leben, und wollte ſelbſt den Namen Pegu gänzlich vertilgen. So vereinigte er beyde Staaten unter ſeine Herrſchaft, die von nun an nur noch ein einziges Reich ausmachten. Dieß erſtreckt ſich gegen Norden bis an China; gegen Oſten gränzt es an Tonkin, Quinam und Cochinchina; gegen Süden an das Königreich Siam; gegen Weſten einestheils an das Meer, an deſſen Küſte es bis Schatigam hinläuft, und alſo anderstheils an Bengalen ſtößt.

Im Jahr 1735 warfen die überwundenen Peguaner das Joch wieder ab, und rächten das Blut ihrer ehemaligen Beherrſcher; ſchlugen den Tyrannen mit ſeiner ganzen Familie ebenfalls zu Tode, und erwählten einen ganz neuen König, weil aus dem ehemaligen königlichen Stamme kein rechtmäßiger Prinz mehr übrig war. Dieſer neue König brachte durch ſeine Standhaftigkeit das Reich wieder vollends zur Ruhe: Muthig ſetzte er ſich im Beſitz ſeines Thrones feſte, rottete die Aufrührer aus, und beſchäftigte ſich, durch Wiederherſtellung der blühenden Handlung ſeinen Staaten neuerdings zu ihrem erſten Wohlſtand zu verhelfen. Er ſuchte die Europäer dahin zu ziehen: Die Engländer machten ſich die Gelegenheit ſogleich zu Nutze, und errichteten zu Groß- und Klein-Negrailles, zu Bakim an der weſtlichen Spitze der Küſte von Pegu, und noch an mehrern Plätzen Faktoreyen.

Um eben dieſe Zeit wurden die Holländer durch Allawerdikan, Nabab von Bengalen, aus Bankibazard verjagt, flüchteten ſich nach Pegu, und wollten ſich durch die Gewalt der Waffen daſelbſt feſtſetzen; aber ſie waren zu ſchwach dieſes Unternehmen auszuführen, und wurden ſämtlich niedergehauen.

Die Franzoſen benutzten die freundſchaftlichen Geſinnungen des Königs von Pegu beſſer: Herr Düpleix, General-Gouverneur von Indien, ſchickte im Jahr 1751 einen Geſandten mit beträchtlichen Geſchenken an denſelben; und ſo erhielt er für die franzöſiſche Nation die Einwilligung, eine Faktorey zu Siriam *) zu errichten, welche ſie noch beſitzen würde, wenn nicht folgende Revolution dazwiſchen gekommen wäre.

Nach zwanzig friedlichen Jahren ſtiftete ein gemeiner Landmann eine Empörung an: Er war ſeiner Abkunft ein Barman, und hieß Alompra. Dieſer hatte ſich im Kopf geſetzt, an der Spitze ſeiner ihm untergebnen Ackersleute der Befreyer ſeiner Nation zu werden, und das Joch der Peguaner abzuwerfen. Sein Trupp war bloß mit Knütteln bewaffnet, machte aber doch einige glückliche Streiche. Der König von Pegu verachtete anfangs dieſen Feind, und that ihm nur ſchwachen Widerſtand; erfuhr aber bald, daß jeder Feind gefährlich ſey. Der Anhang des Alompra verſtärkte ſich von Tag zu Tag, und war in kurzer Zeit bis auf zwanzigtauſend Barmanen angewachſen, mit denen er die Hauptſtadt des Reichs einnahm, wo er Waffen und Munition fand. Durch dieſe Eroberung angefeuert, ließ er ſich als König ausrufen, ſchiffte mit erſtaunlicher Schnelle den Strom hinunter, und lagerte ſich zwo Meilen vor Siriam, an eben dem Platz wo er die Stadt Rangon gründete, welche nachher zur allgemeinen Handlungsniederlage ward: Er belagerte Siriam, und ließ ſie nach der Einnahme ganz zu Boden reiſſen, um die Einwohner für ihre achtzehn Monat lange Gegenwehre zu beſtrafen.

Die Franzoſen hatten mit Alompra einen Neutralitäts-Vertrag geſchloſſen, den ſie aber nicht hielten. Der König von Pegu begehrte Hilfe aus Pondiſchery: Man berieth ſich lange darüber; und endlich ſchickte man ihm im Monat Julius 1756 auf den Schiffen der Fleißige und die Galathee etwas an Truppen und Kriegsvorrath. Die Galathee kam zwar lange vor dem andern Schiff an den Ort ſeiner Beſtimmung, konnte aber doch erſt zween Tage nach Uebergabe der Stadt vor Siriam ankern; und der Kapitän fiel bald in eine Schlinge, die ihm Alompra gelegt hatte. Dieſer, über die Franzoſen aufgebracht, bemeiſterte ſich des Schiffes, ließ allen Offizieren und dem

*) Eine Stadt in Pegu, wo die Europäer ehedem hin handelten. Sie ſteht itzt nicht mehr; aber der Fluß an dem ſie gelegen war, heißt noch der Siriam, von dem auch die ſchönen Siriamſchen Granatſteine den Namen haben, obſchon man ſie irriger Weiſe Syriſche Granaten nennt.

Agenten der Nation die Köpfe abſchlagen, und behielt die Matroſen und Soldaten als ſeine Gefangne.

Der Fleißige, welcher unter Wegs auf den Nikobardiſchen Inſeln einlaufen mußte, kam erſt ſechs Wochen nach der Galathee an ſeinen Ort: Der Kapitän deſſelben war behutſamer; er lief mit vieler Vorſicht in den Strom ein; und wie er das Unglück ſeiner Landsleute vernahm, gieng er wieder nach Pondiſchery zurück.

Alompra bediente ſich der auf dem Schiff Galathee erhaſchten Munition und Soldaten ſehr wohl; verſprach dieſen letztern hübſche Belohnungen, und blokirte den König von Pegu in ſeiner Hauptſtadt. Dieſer hielt die Belagerung bis auf den Monat Mai im J. 1757 aus, wo er ſich endlich ergeben mußte. Der Sieger bediente ſich einer beſondern Liſt, um ihn aus der Welt zu ſchaffen. Es war eine alte Weißagung in den Jahrbüchern des Landes verzeichnet, daß derjenige, welcher auf die Pagode zu Rangon eine Krone ſetzen würde, alle ſeine Feinde überwinden, und für den mächtigſten aller Könige erkannt werden ſollte. Alompra ließ alſo eine goldne Krone mit Diamanten und Rubinen verſetzt machen, die ſo ſchwer war als er, ſeine Frau und ſeine Kinder: Dieſe ſetzte er in Gegenwart des gefangenen Königs auf die Kupol der Pagode, und fragte dann jenen, ob er ihn für ſeinen Herrn erkenne? Der König antwortete mit Nein! Hierauf ließ ihm der Empörer das Haupt abſchlagen.

Während dieſen Unruhen befeſtigten die Engländer ihre Beſitzungen zu Bakim und Negrailles: Da ſie die einzigen Europäer waren, welche auf den Einfall geriethen, Feſtungen zu bauen, wurden ſie dem neuen König verdächtig, und er griff ſie einigemal mit ſeinen Barmanen an; ward aber allemal zurückgeſchlagen. Endlich führte er die gefangenen Franzoſen gegen die Britten, und jagte ſie damit gänzlich aus ſeinem Reiche.

Bekanntlich ſind Elend und Entvölkerung die unausweichlichen Folgen des Kriegs. Wie Alompra die Früchte ſeiner Bemühungen genießen wollte, ſah er mit Verdruß, daß er weiter nichts als eine Wüſte zu beherrſchen hätte. Dieſe Leere auszufüllen, wußt' er kein ander Mittel, als Siam zu erobern, und in ſeine alten Staaten die neue Nation zu verpflanzen, die er ſich durch dieſe Eroberung unterwürfig machen würde. In dieſer Abſicht zog er mit vierzigtauſend Mann gegen Siam, und eroberte auf ſeinem Marſch Tawaye, Tennaſſerin und Mergi. In wenig Zeit drang er bis Siam vor, belagerte es, und würde es ohne Zweifel erobert haben, wenn ihm nicht die Beſchwerlichkei-

ten einer langwierigen und mühesamen Belagerung eine Dyssenterie zugezogen hätten, an der er im Monat September 1760 im fünfzigsten Jahr seines Alters verstarb.

Seine Söhne, welche ihn auf diesem Feldzuge begleitet hatten, ließen seinen Körper einbalsamiren, und mit allem ihm gebührenden Gepränge nach Pegu bringen. Der älteste davon, Namens **Kandropa**, ward zu seinem Nachfolger erklärt. Er war ein friedliebender Mann, und beherrschte sein Volk ziemlich weise; aber nach fünf friedlichen Jahren starb er ohne Erben, und das Reich fiel an seinen Bruder **Zekinmedu**.

Dieser dachte eben so wie sein Vater: Er fieng den Krieg mit Siam neuerdings an, und brachte ihn so glücklich zu Ende, als muthig ihn sein Vater angefangen hatte. Siam ward erobert, und der König mit seiner ganzen Familie zu Gefangnen gemacht. Dieser unglückliche, seiner Staaten beraubte Fürst ist noch heut zu Tage das rührendste Beyspiel von den unstäten Launen des Glücks: Seine Hände, die ehedem das Zepter führten, mußten sich zu den niedrigsten Arbeiten abhärten: Aller seiner Güter beraubt, lebt er itzt im äussersten Elend, und scheint von seinem Ueberwinder nur in der Absicht mit dem Tode verschont zu seyn, damit er sich desto heftiger nach demselben sehne.

Nachdem Zekinmedu einige Millionen gefangener Siamer in seine ältern Staaten versandt hatte, unterjochte er die Kassayer, und kündigte auch den Chinesern den Krieg an, die ihm aber bald ein Heer von hunderttausend Mann entgegenstellten. Zekinmedu hatte nur dreyßigtausend; aber er griff die Chineser damit so wüthend an, daß er sie bald in Unordnung bracht, und sechszigtausend davon zu Gefangnen machte, welche er sämtlich in die Gegend um Ava versetzte, wo sie das Feld bauen müßen.

Ungefähr um eben die Zeit, nämlich im Jahr 1769, suchte die Ostindische Kompagnie bey ihm um die Einwilligung an, ihre Handlung in Pegu wieder auf den ehemaligen Fuß setzen zu dürfen. Der Fürst nahm den Deputirten der Kompagnie mit vieler Achtung auf, gab ihm die glänzendsten Beweise seiner Zuneigung für die französische Nation, und schickte ihn mit folgendem Brief an den Rath von Pondischery zurück:

„Ich Kaiser von Ava, König der Könige und aller Mächte, thu Euch zu wissen, „daß ich den Brief von Euerm Gesandten, Herrn Faraud, samt den überschickten Ge„schenken erhalten habe. Die Geschenke sind ein Stück von rothem Sammet, ein „anderes von schwarzem, und ein drittes von gelbem; fünf Stücke von Gold- und Sil„berstoff; zwey Päckchen goldne, und zwey Päckchen silberne Galonen; achthundert

» achtzig kleine Messer; eine Flinte mit doppeltem Lauf und mit Gold eingelegt; fünf-
» hundert fünf und zwanzig andre Schießgewehre, zweyhundert sechs und achtzig Ka-
» nonkugeln; achtzehnhundert Flintenkugeln; hundert gefüllte Grenaden, ein Fäßchen
» Flintensteine, und zehn Fäßchen Pulfer. Auch hab' ich den Brief erhalten, den
» mir Euer Gesandter übergeben, und mein Sklave Milard verdollmetscht hat *). Ich
» habe Euern Gesandten in meinen goldenen Pallast aufgenommen. In Betreff Eurer
» Gesuche, kann ich euch die Insel Mulke nicht einräumen, weil es ein verdächtiger
» Ort ist. Auch will ich Euch die fünf Franzosen nicht wieder ausliefern: Ihr sprecht
» mir etwas von ihrer Bezahlung, und verlangt jemanden der ihre Rechnungen ab-
» schliesse; ich überlasse dieses dem Gutbefinden des Milard. Ich befreye Euch von
» allen Abgaben, und lasse euch in Euerm Handel ungestört. Ich räume Euch den
» südwärts von Rangon gelegenen Platz ein, welcher Mangthů heißt; auch eine Stre-
» cke Landes längs dem Fluß hin, welche fünfhundert Thas **) lang und zweyhundert
» breit ist, und die der Statthalter von Rangon wird ausmessen lassen. Alle französi-
» sche Schiffe, welche im Hafen der französischen Besitzung einlaufen werden, müssen
» die Rechnung ihrer Waaren und übrigen Güter dem Statthalter von Rangon ein-
» liefern, damit ich sehe, was ich für Geschenke fordern müsse, um mich für die er-
» lassenen Abgaben zu entschädigen. Auch dürft Ihr ohne meine Erlaubniß keine Kriegs-
» Munition in meinen Staaten verkaufen. Dieses alles zu befolgen, werd' ich meine
» Befehle an den Statthalter von Rangon senden. Wenn Französische Schiffe an-
» langen, wird er an Bord kommen, und sie visitiren; und sobald die Waaren in den
» Magazinen sind, wird er solche versiegeln.

» Alle Schiffe welche auf der Französischen Besitzung landen, müssen ihr Steuer-
» ruder an's Land bringen.

» Ich sende Euch Euern Gesandten mit dem Vertrag, den ich mit ihm geschlossen.„

Gegeben den 12. Mondstag, des Monat Rschug, 1132.

*) Herr Milard war als Freywilliger auf der Galathee mit nach Pegu gegangen. Er hatte das Glück, dem Schicksal seiner übrigen Landsleute zu entkommen, und gewann sich sogar die Freundschaft des Königs, der ihn zum Oberstaufseher seiner Artillerie, und zum Kapitän seiner Leibwache machte. Er leistete in verschiednen Gelegenheiten den Franzosen wichtige Dienste; besonders dem Herrn von Gouyon, Kommandant Rastries, welcher während den Unruhen von 1775. daselbst war; wobey man die Franzosen im Verdacht hatte daß sie die Rebellen unterstützten. Er starb im Jahr 1778.

**) Der Thas enthält zehn und einen halben Fuß.

Die Indiſche Kompagnie erhielt alſo eine beträchtliche Beſitzung bey Rangon, mit dem Recht ihre Magazine daſelbſt anzulegen, und die Franzöſiſche Flagge aufzuſtecken: Sie war die einzige, welcher der König von Pegu jemals die letzt genannte Freyheit zugeſtanden hatte. Die Engländer, Holländer und Armenier konnten ſie nie erhalten. Aber die Kompagnie wußte dieſe Vortheile nicht genugſam zu benutzen; und daher ſind die Franzoſen, welche itzt nach dieſer Gegend handeln, nicht mehr von den übrigen Nationen unterſchieden: Der König hält ſie gleich allen andern für ſeine Sklaven, ſobald ſie einen Fuß in ſein Land ſetzen.

Die Siamer blieben nicht lange Unterthanen der Barmanen. Jene, welche ſich, um der Sklaverey auszuweichen, in die Wälder geflüchtet hatten, verſammelten ſich, erwählten einen König, der von Chineſiſcher Abkunft war, rückten unter ſeiner Anführung zu Felde, und jagten die Peguaner ſamt den Barmanen aus Siam. Der König von Ava wollte ſie zum zweytenmal unterjochen, und verſammelte in dieſer Abſicht im Jahr 1775 ein zahlreiches Heer, das aus Peguanern und Barmanen beſtand. Die erſtern, welche an der Zahl ſtärker waren, empörten ſich, hieben den größten Theil der Barmanen in Stücke, und rückten gegen Rangon; aber es fehlte ihnen an guten Anführern. Ihre ganze Unternehmung lief darum fruchtlos ab, und ſie verurſachten keine neue Revolution. Zekinmedu ſtellte die Ruhe ſeines Reiches bald wieder her, und ſtarb darauf im folgenden Jahre. Zufolge dem Teſtament des Alompra, ſollten ihm ſeine Brüder in der Regierung folgen; aber Zekinmedu ließ einige Zeit vor ſeinem Tode ſeinen älteſten Sohn zum König erklären, der auch in ſeinem zwey und zwanzigſten Jahre den Thron beſtieg. Um alle Weitläufigkeiten mit ſeines Vaters Brüdern zu vermeiden, ließ er ſie ſämtlich, fünf an der Zahl, hinrichten; das gleiche that er an ſeinen Brüdern und allen Herren des Hofs welche ihnen zugethan waren. Durch dieſe abſcheuliche Mordthaten ſitzt er itzt ruhig und friedlich auf ſeinem mit Blut beſpritzten Throne.

Die Peguaner und Barmanen ſind nicht in Stämme oder Zünfte eingetheilt. — Sie haben alle einerley Religion, welche in ihrem Anfang die der Bramanen geweſen zu ſeyn ſcheint: Die Grundlage davon iſt die Seelenwanderung; aber ſie haben dieſelbe ſo ſehr verunſtaltet, daß ſie alle Arten von Thieren eſſen; ſelbſt die Ochſen, obſchon ſie keinen tödten. Ihrer vornehmſten Götter ſind ſieben, davon ſich die fünf erſtern ſchon verkörpert und auf der Erde gelebt haben, um den Menſchen die Tugend

kennen zu lehren. Die zween noch übrigen ſollen einſt die glücklichen Zeiten der erſten Weltalter wieder auf die Erde bringen. Indeſſen beten ſie eigentlich nur Einen an, welcher Godeman heißt: Er iſt der letzte aus den ſchon verkörperten, und ſcheint mit dem Wiſchenu Einerley Gottheit zu ſeyn.

Die heiligen Bücher geben die Zeit ſeines irdiſchen Lebens nicht an: Sie ſagen nur, daß er bey ſeinem Tode verſprochen habe, er wolle ſeine unendlichen Gnaden ſechstauſend Jahre lang allen jenen ertheilen, welche ihn anrufen würden. Um dieſe Gnaden zu verdienen, gehen die Peguaner und Barmanen genau alle Wochen einmal in ſeine Pagode; ſingen daſelbſt an den Feſttagen ihm zu Ehren Lobgeſänge, brennen Wachslichter vor ſeinem Bilde, und opfern ihm Fleiſch, Fiſche, Gemüſe, und gekochten Reis; welches alles den Hunden und andern Thieren, die ungehindert zur Pagode ein- und auslaufen, zur Beute wird.

Ihre Tempel haben einen anſtändigen Schmuck: Sie füllen dieſelben nicht mit ärgerlichen Bildern aus, wie die Indier auf Koromandel, Malabar, und in Bengalen. Die Peguaner bezeugen eine auſſerordenliche Verehrung gegen den Tempel Kelkel, nahe bey Siriam, und die Barmanen gegen den Tempel Digon, nahe bey Rangon. Dieſer letztere iſt auf eine ſonderbare Art gebaut. Er läuft kegelförmig in die Höhe, und hat weder Thür noch Fenſter. Durch eine Oeffnung an der höchſten Spitze desſelben, worauf die goldne Krone ruht, welche Alompra dahin geſetzt hat, werfen die Fürſten, die vornehmen Herren und das Volk die ungeheuern Schätze hinunter, welche ſie als Opfer dahin bringen. Der hier angehäufte Schatz muß einer der reichſten auf dem ganzen Erdboden ſeyn, wenn nicht etwa die Barmanen das Mittel ausgefunden haben, ihn durch einen unterirdiſchen Gang zu plündern.

Vermöge einer unmenſchlichen Gewohnheit, werden bey dem Bau jeder Pagode die Leute, welche am erſten vorbeygehen, in die Grundlage derſelben geworfen. Dieſe abſcheuliche Zeremonie iſt überdas noch ſehr allgemein, weil dieſe Völker faſt all ihren Reichthum auf dergleichen Gebäude verwenden; welches nach ihrer Meynung eine ſehr verdienſtliche Sache iſt, eben ſo, wie wenn man einige Baos *) ſtiftet, oder zum Leichengepränge ihrer Talapoins etwas beyträgt, die mit vielen Pracht verbrannt werden. —

*) Eine Art von Klöſtern.

Eben dieses Gepränge, mit dem sie ihren Priestern die letzte Ehrenbezeugung erweisen, verräth, wie sehr sie dieselben verehren. Diese Priester sind nicht so gelehrt wie die Bramanen, und heißen **Pongis**. Ob man sie schon **Talapoins** nennt, haben sie doch keine Verwandtschaft mit den Priestern aus Tibet, und kennen den grossen **Lama** nicht, wie einige Schriftsteller behauptet haben.

Der Monarch wird auf eine Art geehret, welche nahe an die Anbetung gränzt. Man wirft sich vor ihm zur Erde, wie im ganzen Orient gewöhnlich ist; faltet dabey die Hände, und hat die Füsse entblößt, welche man rückwärts gegen die Schenkel beugt. Selbst die Grossen des Hofes müssen sich allemal in diese demüthigende Stellung setzen, so oft sie ihm nahe kommen.

Bey allen öffentlichen Anläßen setzt er sich auf einen sehr hohen Thron, um zu zeigen wie weit er über alle übrige Prinzen seines Hofes erhaben ist; auch darf keiner von diesen in der Stadt bleiben, sobald der König dieselbe verläßt; und man schließt sorgfältig die Thore. Kurz, er ist so innig überzeugt, daß er mächtig genug sey, allen Königen der Erde Befehle zu geben, daß nach seinem Mittagessen allemal unter Trompetenschall ausgerufen wird: Der König der Könige und aller Mächte habe abgespeist; und nun sey es auch den übrigen erlaubt sich an ihre Tafel zu setzen. Er glaubt, kein Monarch besitze ein so schönes Reich wie das seinige, und die andern Nationen könnten ohne dasselbe nicht leben. Auch das gemeine Volk steckt in diesem Irrthum: Es nennt die Ausländer nur **hölzerne Leute**, und verzeiht ihnen alles was sie etwa gegen die Landesgebräuche fehlen, weil es glaubt, dieses komme bloß von ihrer natürlichen Dummheit und schlechten Erziehung her *).

Der Kaiser hat das Recht über Leben und Tod aller seiner Unterthanen, die er nur als seine Sklaven ansieht. Diese Knechtschaft erhält die Privatleute in einem immerwährenden Druck, und zwingt sie, sich stets arm zu stellen. Wer immer etwas besitzt, setzt jährliche Gehalte zur Nahrung der Talapoins aus, oder läßt Pagoden bauen. Denn, will er seinen Reichthum behalten, so fängt der Statthalter bald einen verfänglichen

*) Bey einer solchen Denkart würde man sich wenigst lächerlich machen, wenn man beym Ansuchen um einige Freyheiten diesem Volk vorstellen wollte, daß es durch Beförderung des Handels auch sein Land selbst mehr bereichern würde.

lichen Prozeß mit ihm an; und er ist in kurzer Zeit geplündert: Verbirgt er aber sein Geld, und wird es entdeckt, so kostet es ihn vollends das Leben; weil man voraussetzt, er wollte es nur aufbehalten um Meutereyen anzustiften.

Bey alle dem liebt der Peguaner doch sein Vaterland. Er ist höflich, dienstfertig, leutselig; aber bisweilen auch zornmüthig und zanksüchtig. Die Gesetze konnten nichts besseres ausfinden, das Volk im Zaume zu halten, als es um Geld zu strafen. Auf alle Beleidigungen sind darum bestimmte Geldbussen gesetzt *), so daß man vor aller Verfolgung gesichert ist, wenn man nur die festgesetzte Summe bey dem Gericht hinterlegt, und dem Richter und seinen Schreibern die Sporteln bezahlt. Bloß das Verbrechen des Meuchelmordes ist davon ausgenommen: Aber auch dieses nur für das gemeine Volk; denn die Grossen entwischen hier so wie in allen Ländern der Strafe, und können ungeahndet die gröbsten Bubenstücke verüben. Wer einen andern einer Beleidigung wegen vor Gericht belangt, ist bey weitem nicht allemal sicher seinen Handel zu gewinnen. Wenn es an Beweisen fehlt, taucht man beyde Parteyen in's Wasser: Die erste nun, welche wieder auf die Oberfläche kömmt, hat ihren Prozeß verloren; aber sie kann sich vor aller weitern Strafe sichern, wenn sie sich zum leibeignen Sklaven des Kaisers macht, dem sie alle ihre Güter abtritt; denn nach einer solchen Uebergebung hat ihr Gegner kein Recht mehr über sie.

Die Peguaner leben sehr sparsam: Ihre ganze Nahrung besteht beynahe bloß in Gemüse und faulen Fischen, welche sie Prox nennen, und statt des Gewürzes brauchen,

*) Auch unter den Römischen Kaisern wurden die Beleidigungen tarirt und mit Gelde bezahlt. Um die Albernheit eines solchen Gesetzes recht anschaulich darzustellen, nahm ein Patrizier, so oft er aus dem Hause gieng, allemal einige Sklaven mit sich, welche ihm Geld nachtrugen. Nun gab er allen, die ihm begegneten, Maulschellen, und bezahlte ihnen dann sogleich die rechtliche Tare. Daher sagte Juvenal sehr passend: *Omnia Romæ cum pretio.* In diesem Betracht war das neue Rom wohl noch verdorbener als das alte Rom. Man weiß, daß unter der zwoten Linie unsrer Könige ebenfalls alle Laster, selbst die abscheulichsten, in der Römischen Kanzley tarirt waren. Der Abbt Velli führt diese Taren in seiner Geschichte von Frankreich an, und sie sind hübsche Urkunden, den Geist jener Jahrhunderte kennen zu lernen. In den Burgundischen, Lombardischen, Salischen, Ripuärischen Gesetzen, und selbst in den Kapitularien Karl des Grossen, waren ebenfalls alle Schandthaten und Beleidigungen tarirt. In der Türkey kann man noch heut zu Tage sich von allen Lastern, selbst vom Todtschlag und Meuchelmord loskaufen. Dieser schändliche Verkauf der Vergebung für unverzeihliche Uebelthaten, geht auch in den meisten Europäischen Staaten, nur unter verändertem Namen, im Schwange.

ihre Ragouts schmackhaft zu machen. — Sie sind zur Wollust geneigt wie alle Morgenländer: Ihre Ehen sind nicht unzertrennlich, und werden von den Gerichten aufgehoben; aber der Theil, welcher die Ehescheidung verlangt, darf nichts mit aus dem Hause nehmen, als was er auf dem Leibe trägt. Die Vielweiberey, welche sonst bey allen Morgenländern so allgemein ist, wird in Pegu nur geduldet, und ist sogar durch ihre Religion verboten. Indessen giebt es doch Klöster, darin lauter öffentliche Huren leben, und wo sich jedermann für sein Geld auslesen kann was er will. In diese Klöster müssen alle jene Weiber wandern, und sich daselbst brauchen lassen, welche des Ehebruchs überwiesen sind *). Die Ehebrecher sollten zwar nach dem Gesetz mit dem Tode gestraft werden, kaufen sich aber mit Gelde davon los.

Die Weiber des gemeinen Mannes gehen beynahe nackt: Sie dürfen nichts anders tragen als eine Art von Unterrock, der nur bis an die Knie reicht: Er wird von hinten her angezogen, und ist nicht weit genug daß er sich vorne ganz über einander schlagen könnte; daher sieht man diesen Weibern wenn sie gehen, bis zu oberst an die Schenkel hinauf. Die Frauen der grossen Herren tragen längere oder kürzere dergleichen Röcke, je nachdem sie einen Rang haben.

Die allgemeine Gewohnheit ist, die Todten zu verbrennen; aber die Grossen, und die Talapoins welche sich durch Wissenschaft berühmt gemacht haben, werden vorher einbalsamirt, in bleyerne Särge gelegt, und manchmal erst sechs Monate nach ihrem Tode zum Scheiterhaufen getragen.

Die Reisen nach Pegu sind zu itzigen Zeiten nicht mehr so vortheilhaft wie ehedem. Um einigen Gewinnst zu erhaschen, müssen die Schiffe, welche dahin handeln, erst nach Achem gehen, wohin sie Flinten, Pulfer, kleine Kanonen, grobe Leinwand, Golddrath, Galonen und Tücher führen, und dafür Benzoin, Kampfer und Gold eintauschen, auf denen man heut zu Tage nur Vier vom Hundert gewinnt; und die übrigen Artikel werfen noch weniger ab. Beym Verkauf gewinnt man nie mehr als Zwanzig oder Fünf und zwanzig vom Hundert. Da der König allein eigentlich handelt, so ist man gezwungen an seinen Agenten zu verkaufen, und von demselben zu kaufen, so wie

*) In Rom wurden die des Ehebruchs überwiesenen Weiber nahe an den Stadtthoren in eine Art von Gefängniß gesperrt, und daselbst dem Muthwillen der schlechtesten Buben preisgegeben.

es ihm beliebt die Preise zu bestimmen: Nur wenn man die Habsucht desselben hintergehen, und einige Waaren an sein gedrücktes Volk selbst verkaufen kann, dann gewinnt man etwas beträchtliches bey der Sache.

Die Franzosen hatten ehedem das Zutrauen der Bewohner von Achem gewonnen, bey denen sie wegen ihrer sanften Gemüthsart besser gelitten waren als die Engländer; aber seitdem sie einigemal gegen dieselben gefochten haben, besonders seitdem das Schiff der Friede im Jahr 1770, und der Stern auf Borneo im Jahr 1775 mit ihnen zu thun gehabt, sind sie den Franzosen ganz und gar abgeneigt. Sie machen ihnen allemal, so oft französische Schiffe dahin kommen, Vorwürfe über jene Auftritte, und man wird ihnen dieselben schwerlich jemal aus dem Gedächtniß bringen. Eben diese Erinnerung wird unsrer Handlung mit diesem Volke stets Hindernisse im Weg legen; denn es ist feigherzig, folglich auch verrätherisch und rachgierig.

Sobald ein Schiff in den Hafen einlauft, muß es den König durch einen Offizier aus seiner Mannschaft komplimentiren lassen, der aber niemals mit leeren Händen kommen darf, sondern allemal einige Geschenke mit sich bringt. Ehedem mußte er vor dem Eintritt in die königlichen Zimmer allezeit seine Schuhe ausziehn, welches man aber itzt nicht mehr von ihm fordert, wenn er nur über seine gewöhnlichen Schuhe noch ein Paar aus rothem Tuche anzieht.

Die Schiffe welche nach Pegu gehen, nehmen zu Achem einen Theil ihrer Ladung in Areken ein; diese müssen anders zubereitet werden als jene die man auf Koromandel führt, und machen daher, daß man sich fast vier Monate lang daselbst aufhalten muß. Die übrige Ladung besteht aus Kokosnüssen, welche man auf den Nikobardischen Inseln einschifft. Diese zween Artikel bringen in Pegu allemal Fünf und dreyßig bis Vierzig für Eins.

Uebrigens ist man in Pegu den nämlichen lästigen Gebräuchen unterworfen wie in Japan. Sobald ein Schiff in Rangon ankert, schickt der Statthalter den Befehl, man soll das Steuerruder, und die Kanonen welche Laveten haben, an's Land bringen: Hier muß man ein genaues Verzeichniß ausstellen, wie stark die Mannschaft des Schiffs sey; was man für Waffen mit sich führe, wie viele Ballen Waaren man bey sich habe; kurz, man muß überhaupt alles anzeigen was man am Bord hat. Darauf söndert man das, was zur Vertheidigung oder zum Gebrauch des

Schiffes selbst ist, von dem ab, was verkauft werden soll; und erst nach dieser Erklärung bekömmt man von dem Statthalter ein Magazin angewiesen, worein alles gelegt werden muß. — Bis dieses vollkommen genau zu Stande gebracht ist, darf man mit keinem Menschen sprechen. Ist aber alles in Richtigkeit, dann kömmt der Statthalter mit einem grossen Gefolge auf das Schiff, und läßt sich mit seinen Leuten das Mittagessen, welches man ihnen auftischen muß, herrlich schmecken. Trift er bey Durchsuchung des Schiffes etwas an, das ihm nicht angegeben worden, sollte es auch baares Geld seyn, so fällt es dem Fiskus zu: Selbst ein Offizier darf nicht mehr bey sich behalten, als zwanzig Rupien; und er muß sein übriges Geld eben sowohl in dem Magazin niederlegen wie die Kaufmannsgüter; nur hat er davon keine Abgabe zu bezahlen, und man sorgt dafür daß er es wieder zurückbekomme. Wenn die Durchsuchung zu Ende ist, übergiebt man dem Statthalter die gewöhnlichen Geschenke, welche in porzelänen Tellern, Zucker und einigen Büchsen Thee bestehen. Durch dieses Zeremoniel wird man oft in den Handlungsgeschäften verzögert, weil man keinen Arbeiter anstellen darf, so nöthig man ihn auch immer hätte, bis dasselbe pünktlich vollzogen ist.

Alles was in das Magazin gebracht worden, wird daselbst neuerdings durchsucht. Die Ballen werden eröffnet, und dann die Abgaben davon entrichtet: Der König bezieht Zehn vom Hundert in Natura; denn man zählt allemal neun Stücke, und das zehnte ist dann für ihn. Die Schreiber, Aufseher, und der die Waaren siegelt, ziehen Zwey und ein Halbes vom Hundert. Einer von den Obersten derselben hat noch besonders das Recht fünf Stücke für sich zu nehmen; aber keine beträchtliche, wie etwa Tücher und andre Artickel von höherm Werthe sind. Wenn endlich alles dieß im Reinen ist, dann darf man mit der Ladung anfangen.

Das Tekholz, welches man aus dieser Gegend bringt, ist zum bauen und zur Verfertigung verschiedner schöner Hausgeräthschaften ganz vortreflich. Es erhält sich im Wasser ohne schlechter zu werden, so, daß die meisten Schiffe welche in Pegu gebaut worden, über hundert Jahre lang zur See brauchbar sind. Ueberhaupt enthält dieses Land vielen natürlichen Reichthum in sich: Es giebt darin Gold- Silber- Kupfer- und Zinn-Bergwerke, aber sie werden nicht benutzt. Das Eisen, welches weicher ist als das unsrige, findet man daselbst gediegen in Massen zu fünfzehn

bis zwanzig Pfunden, und ſchon tauglich zum Verarbeiten. Die Rubine, obſchon ſie ſehr gemein ſind, haben doch einigen Werth; aber man kann ſie nur durch Schleichhandel aus dem Reiche bringen; es würde ungeheure Summen koſten, wenn man auf der Ausfuhr derſelben entdeckt würde; vielleicht wäre wohl gar Freyheit und Schiff darüber verloren.

Es giebt auch Saphire, Smaragde, Topaſen und Berille. Alle dieſe Edelſteine nennen die Peguaner **Rubine**, und unterſcheiden ſie nur dadurch, daß ſie dieſelben blaue, grüne, gelbe, u. ſ. f. nennen *).

Schwefel und Theer ſind daſelbſt ziemlich gemein und wohlfeil. Der Boden iſt fruchtbar; wird aber bloß mit Reis bebaut, von dem man hier eine ganz beſondre Art anſäet, die an der Küſte ſehr geſchätzt wird. Sie heißt **Plot**: Wenn man dieſen Reis kocht, löst er ſich auf, und wird zu Gallerte.

Die Peguaner haben weder Tuch- noch Seiden-Manufakturen, und verfertigen bloß einige Baumwollen-Zeuge zu ihrem Gebrauch. Die übrigen Produkte ſind Indigo, Kaſchu (Japaniſche Erde), Helfenbein, Fiſchthranöl, Baum- und Erdpech. Die Pferde ſind auserleſen ſchön; die Elefanten und Büffel entſetzlich groß, ſo wie auch die Ochſen und Schafe, deren das Land eine groſſe Menge hat. Der vortheilhafteſte Handel wäre mit Salpeter, welcher daſelbſt eben ſo gemein iſt wie in Bengalen; aber er iſt ſehr ſcharf verboten, und der König hat bisher noch nie die Ausfuhr desſelben bewilliget.

Für den Franzöſiſchen Handel würde es ſehr zuträglich ſeyn, wenn die Nation ihren Verkehr mit Pegu wieder auf den ehemaligen Fuß ſetzte: Aber dieſe Sache hangt von dem Glück ihrer Waffen auf der Küſte von Indien ab, und kann erſt ausgeführt werden, wenn die Europäiſchen Mächte wieder unter ſich Friede haben.

---

*) Der gelehrte Naturforſcher, Herr **Rome de l'Isle**, hat mich verſichert, daß alle dieſe feine orientaliſche Steine von einerley Gattung zu ſeyn ſcheinen, weil ſie einerley Kryſtalliſation, Schwere und Härte haben; und daß die Verſchiedenheit ihrer Farbe nur von den verſchiednen Theilchen abhänge, welche ſie gefärbt haben. Nach dieſer Bemerkung haben alſo die Peguaner nicht ganz unrecht, wenn ſie alle dieſe Steine Rubine heiſſen.

Drittes Kapitel.

Von der Insel Madagaskar.

Ich bin nicht im Stande eine allgemeine Beschreibung von Madagaskar zu liefern. Die Grösse des Landes und die Verschiedenheit seiner Gegenden erfoderten zu solch einem Unternehmen einen sehr langwierigen Aufenthalt daselbst. Nebst dem würden die entgegengesetzten Landesregierungen und die unaufhörlichen Kriege alle Reisen und Untersuchungen des Beobachters vereiteln. Ich will also nichts anders anführen, als was ich selbst habe erfahren und untersuchen können.

Noch bis itzt sind wir auf dieser Insel eben nicht sehr glücklich gewesen: Einigemal haben wir unsere Faktoreyen selbst verlassen; oft sind wir auch daraus verjagt worden. Es ist sogar noch eine Frage, ob wir uns wohl jemals daselbst auf eine dauerhafte Art werden festsetzen können; denn die Bewohner der Insel wollen mit Gelindigkeit behandelt werden, und die Franzosen scheinen sich nicht daran gewöhnen zu können, Geschöpfe, deren Haut schwarz ist, für Menschen zu halten. Ehe die Madegassen mit uns bekannt wurden, lebten sie in jener behaglichen Unwissenheit von Laster oder Tugend, die sich nur bey der Unschuld der ersten Menschen finden kann. Sie wurden mit uns bekannt; und nun folgten sie bald dem Beyspiel einer Nation, die, ihrer Meynung nach, aus der Sonne herunter gestiegen war *), ihnen Gesetze zu geben. Aber wir steckten sie nicht ungestraft mit unsern Lastern an: Wir waren die Stifter ihrer Verdorbenheit, und auch die ersten Schlachtopfer derselben; sie lernten von uns Rauben und Morden, und bedienten sich dann dieser Künste gegen ihre eigne Herren.

Wir kennen nur die östliche Küste von Madagaskar, deren beträchtlichere Häfen das Fort Dauphin, Tamakawe, Foule pointe, die Insel St. Marie und der Hafen Choiseuil in der Bay von Antongil sind. Die westliche Küste wird nur sehr wenig be-

*) Noch ehe die Europäer auf den Küsten von Madagaskar landeten, glaubten die Madegassen schon, daß sie einst von den Kindern der Sonne müßten überwunden werden: Da nun die Franzosen dahin kamen und sich festsetzten, sahen sie die Insulaner für eben diese ihnen angekündigten Kinder der Sonne an, und liessen sich von denselben unterjochen.

ſucht, weil die Bewohner derſelben allzu grauſam ſind; daher iſt ſie auch wenig bekannt.

Es giebt dreyerley ſehr von einander unterſchiedene Menſchengattungen auf Madagaſkar. Die erſte Art iſt ſehr ſchwarz, und hat kurze krauſe Haare: Dieſe Leuthe ſcheinen die einzigen Eingebohrnen der Inſel zu ſeyn. Die von der zwoten Art bewohnen einige Provinzen im Innern des Landes; ſie ſind braungelb, haben lange flache Haare, heiſſen Malambus, und führen mit der erſtern Race beſtändig Krieg: Auf der Inſel France achtet man ſie weniger als dieſe, weil ſie nicht ſo ſtark zur Arbeit, und überhaupt ſehr träge ſind: Uebrigens ſehen ſie in ihren Geſichtszügen den Malaien ziemlich ähnlich. Die dritte Art wohnt in der Nachbarſchaft des Fort Dauphin und an einigen Gegenden der weſtlichen Küſte. Dieſe ſtammen von einigen alten Arabern her, welche ſich nach einem erlittenen Schiffbruch auf dieſer Inſel niederließen: Sie haben noch das Ausſehen und gewiſſe Gebräuche ihrer Voreltern unter ſich erhalten, von denen ihnen aber nichts mehr bekannt iſt; bloß behaupten ſie, daß ſie keine Eingebohrne dieſer Inſel ſeyen, und halten ſich für Kinder des Meeres, weil es ihre Vorväter in dieſe Gegend geworfen hat. Sie ſchreiben die Sprache der Madegaſſen mit Arabiſchen Karaktern auf ſchlechtes Papier, das ſie ſich ſelbſt aus dünner Baumrinde machen, und welches Futaſche heißt; ſonſt ſchreiben ſie auch auf Blätter des Ravenala *) mit dem Grabſtichel wie die Indier: Die auf das Blatt gegrabne Karaktere ſind anfangs kaum merkbar, werden aber allmählig ſehr ſchwarz, wenn das Blatt vertrocknet. Dieſe Leute ſind auf der ganzen Küſte als Gelehrte verehrt: Man läuft allemal zu ihnen, wenn man irgend eine innerliche Aengſtigkeit verſpürt, Opfer verrichten, oder das Loos ziehen will. Sie haben das ausſchließende Recht, die Thiere zu tödten, an ſich gebracht: Ein Madegaſſe, der in ihrer Provinz eine Henne erwürgte, würde dadurch ein groſſes Laſter begehen: Selbſt jeder durchreiſender Fremder, welcher etwas vom Geflügel eſſen will, ſchickt nach einem Einwohner, damit er demſelben den Hals abſchneide. Dieſes Vorrecht verlieren aber alle, welche Schweinfleiſch eſſen; denn ſie verabſcheuen dieſe Thiere ſo ſehr, daß ſie ſolche nicht einmal in ihren Dörfern leiden.

*) Dieß iſt ein Baum von der Gattung der Muſa, deſſen Blätter und Früchte denen des Piſang ziemlich ähnlich ſehen. S. den Artickel von den Pflanzen, im V. Buch.

Man will behaupten, daß sich im Innern der Insel eine weisse und zwergenartige Nation aufhalte, die, fast wie die Hottentoten, unter der Erde lebe: Sie soll sehr arbeitsam seyn, keine Gemeinschaft mit ihren Nachbarn haben, aus Nacht Tag, und aus Tag Nacht machen, und alle Menschen opfern, welche bis zu ihren Wohnungen vordringen. Ich wage es nicht, die Existenz dieses Völkchens zu verbürgen. Zwar hab ich im Fort Dauphin ein Mädchen von dreyßig Jahren gesehen, die man als eine Person von jener Nation ausgab; wenigstens hatte man sie als eine solche vor den Herrn von Modave gebracht: Sie war ziemlich weiß, und nur vierthalb Fuß hoch; aber ohne Zweifel bloß eine ganz ausserordentliche Erscheinung; denn, wenn dieses Völkchen wirklich vorhanden wäre, würden wir sehr wahrscheinlich einige solche Leutchen auch auf unsern Faktoreyen gesehen haben.

Die Kleidung der Madegassen ist bloß eine drey Ellen lange Schürze *), welche sie über die Schulter werfen, so daß beyde Enden vorne hinunter hangen: Die Vornehmern tragen dieselbe aus Seide oder Baumwolle, an dem Saum mit Franzen und gläsernem oder zinnernem Spielzeug besetzt; und das Haupt bedecken sie mit einem Käppchen aus Binsen. Die Weiber bekleiden den untern Theil des Leibes mit drey bis vier Ellen blauer Leinwand welches die Dienste eines Unterrocks thut; und unter demselben tragen sie dann noch der Reinlichkeit wegen ein grösseres oder kleineres Stück weisser Leinwand: Ueberdas haben sie noch eine Art von Wämschen oder Halbhemd aus blauer Leinwand, das aber nur bis an die Hälfte des Busens hinunter reicht, und welches vorne statt der Agraffen mit einigen goldnen oder silbernen Platten geschmückt ist. Sie tragen auch Ohrgehänge, silberne und gläserne Armbänder, und am Halse goldne oder silberne Ketten, die im Lande selbst verfertigt werden.

Auf Foulepointe nähren sie sich von Reis, den sie mit Fischen, oder zerschnittenen und im Wasser gekochten Hühnern essen; die Brühe würzen sie mit einigen Blättern von Ravensara **) und etwas wenigem Meerwasser, weil sie das Salz nicht kennen.

Im

*) Sie besteht aus Zeug, der aus den Blättern des Raphia oder Muphia, einer Art von Palmbaum, verfertigt wird, welchen ich mit dem Sagu auf den Molukken für Einerley Baum halte. In Europa sind diese Zeuge unter dem Name der Baumrindenzeuge bekannt; und einige davon sind feiner als unsre schönsten Kamelote.

**) S. die Beschreibung davon unter dem Artikel von den Pflanzen, im V. Buch.

Im Innern der Insel nehmen sie dafür die Blätter des so genannten Salzbaumes. Statt Tischtuch und Schüsseln bedienen sie sich der Blätter vom Pisang, auf deren eine Ecke sie den Reis, und auf die andre das Fleisch legen: Zum Reisessen nehmen sie auch ein Stück von einem Pisangblatt das wie ein kleiner Trichter gebogen ist, womit sie dann etwas Brühe auffassen. Nach dem Essen trinken sie allemal nur solches Wasser das in dem Geschirr aufgesotten hat, worin man ehevor den Reis gekocht, und an dessen Boden sich eine sehr dichte Kruste angesetzt hat; welche Vorsicht in diesem Lande wohl angebracht ist, wo das Wasser überhaupt sehr schlecht, und fast alles mit Seewasser vermischt ist.

Die Häuser dieses Volks haben alle nur ein einziges Gemach, in dem die ganze Familie schläft, und dessen Zimmerwerk aus dicken in die Erde gesteckten Pfählen besteht: Die Wände sind aus zusammengesetzten und an Latten von Bambusholz gehefteten Ribben von Blättern des Ravenala verfertigt und inwendig mit Binsenmatten behangen. Das Dach ist mit Ravenala-Blättern gedeckt deren Ribben nahe an einander stossen, welches eine sehr feste Oberdecke giebt. Der Fußboden ist gewöhnlich einen oder zween Fuß hoch erhaben; er ist aus starken Bambushürden geflochten, und ausser einem Winkel, darin der zum kochen bestimmte Heerd steht, allenthalben mit Matten bedeckt. Zur Bewahrung ihrer Gesundheit unterhalten sie unausgesetzt, auch während der Nacht, Feuer darin.

Die Wohnungen der Landeshäupter sind um nichts besser: Der einzige Unterscheid besteht in einer Umzäumung von Palissaden mit einem über das Haus emporragenden Mast an der Vorderseite, an dem die Hörner aller Ochsen hangen, die man bey den öffentlichen Festen geopfert hat.

Ihr Hausgeräthe besteht in etwas irdenem Küchengeschirr, in Bambus oder Kürbissen zum Wasserschöpfen, und einigen kleinen Binsenkörben darin sie ihre Schürzen verwahren.

Ehe sie mit den Europäern bekannt wurden, hatten sie keine andere Waffen, als die Sagaye, eine Art von Wurfspieß, der fünf bis sechs Fuß lang und an beyden Enden mit Eisen beschlagen ist, den sie auch mit vieler Geschicklichkeit zu werfen wissen; allein, seitdem wir Europäer mit ihnen in Unterhandlung stehen, führen sie auch Flinten, Pistolen und Säbel.

Die Künste sind in schlechtem Zustande. Die Weiber in den südlichen Provinzen verfertigen Kleidungsstücke aus Baumwolle und Seide; und die in dem nördlichen Theil machen eben dergleichen aus Raphia-Blättern. Ihre Werkstühle sind sehr einfach, und bestehen bloß aus vier in die Erde gesteckten Pfählen. Es giebt Goldarbeiter und Schmiede daselbst, welche Ketten und verschiedne andre Sachen verfertigen, die sie aber nicht zu poliren wissen. Die Blasebälge deren sie sich bey ihrer Feueresse bedienen, bestehen aus zween hohlen zusammengebundenen Baumstrunken; unten daran sind zwo eiserne Röhren, und inwendig in jedem Baumstrunk ein statt des Wergs mit Raphia umwundener Pumpestempel: Der Lehrpursche welcher die Maschine in Bewegung setzt, stößt wechselweise den einen Stempel hinein, während daß er den andern emporhebt. Sie haben es zwar so weit gebracht, daß sie alle zu einer Flinte gehörigen Stücke machen können; aber das bohren des Laufes war ihnen bisher noch immer unmöglich.

Der Ackerbau ist noch eben so unvollkommen als die Künste. Sie haben weder Gärten noch Obstbäume. Die nördlichen Bewohner der Insel pflanzen bloß den zu ihrer Nahrung nöthigen Reis; und da dieser in den südlichen Gegenden nicht gedeiht, bauen die Bewohner derselben, statt des Reises, Hirse. Sie ackern das Feld nicht, sondern verbrennen nur die im Sumpf wachsenden Kräuter, und säen dann beym Anfang der Regenzeit ihren Reis. An vielen Plätzen geben sie sich nicht einmal die Mühe zu säen, sondern lassen einige Aehren auf ihren Stengeln stehen, von denen dann die Körner abfallen, und so neuerdings aufwachsen.

Die Aerzte stehen auf dieser Insel in grosser Achtung: Ihre ganze Wissenschaft schränkt sich indessen darauf ein, daß sie einige aromatische, stopfende und reinigende Pflanzen kennen, aus denen sie gewöhnlich ein Gemengsel unter das Getränk oder in die Bäder des Kranken machen; aber man beruft sie nur in den schwersten Krankheiten, und wenn man schon alle allgemeine jederman bekannte Heilsmittel erschöpft hat, welche darin bestehen, daß man eine Art von grosser Erbse mit etwas wenigem Kalk zerstoßt, und ein Pflaster daraus macht das man über den leidenden Theil auflegt. Wenn die Krankheit ernsthaft wird, stecken sie irgend einen Baumast, der seine Blätter noch hat, über die Hausthüre des Kranken, und verschliessen dieselbe mit einem in ein Dreyeck gezogenen Faden, mittels eines in die Erde gesteckten Stockes. Dieß ist ein Zeichen für die Freunde des Hauses, daß sie nicht wie gewöhnlich dasselbe besuchen dürfen, und

daß die Thüre nur für den Arzt und die zur Bedienung des Kranken nöthigen Leuthe offen stehe. — Der Arzt macht dem Kranken Umschläge, und befiehlt ihm strenge Diät; manchmal nimmt er auch die Aderläße vor, aber nur in der äusserſten Noth. Findet er diese Operation wirklich nöthig, dann unternimmt er sie an allen Theilen des Leibes, besonders an dem, welchen er für den Sitz des Schmerzes ansieht. Erst setzt er ein Ochsenhorn an dessen weitern Ende auf den schmerzhaften Fleck, und pumpt dann mit dem Munde durch ein kleines an dem andern Ende angebrachtes Löchelchen, um das Blut auf jenen Fleck hinzuziehn: Darauf nimmt er ein schlechtes Messer dessen Spitze rückwärts gekrümmt ist, macht einige Schröpföffnungen, und setzt das Horn neuerdings an. Wird es mit der Krankheit gefährlicher, dann verrichtet man Opfer, und schlachtet Ochsen, welche man unter die Nachbarn austheilt, nachdem man zuvor allemal den Antheil für die wohlthätige und übelthätige Gottheit davon genommen hat: Die Hörner jener Ochsen werden auf einer Stange vor der Hausthüre aufgehangen. Wenn der Kranke stirbt, und ein reicher Mann ist, so fängt man die Opfer wieder von vorne an, und setzt sie so lange fort, bis der Todte begraben ist, welches etliche Tage lang ansteht. Während der Nacht löst man einige Flintenschüße vor dem Hause, um die bösen Geister zu vertreiben; darauf legt man den Verstorbnen in seiner schönsten Kleidung in einen hölzernen Sarg, und begräbt ihn ausser dem Dorfe: Ueber dem Grab selbst errichtet man eine Hütte, vor welcher man an einer Stange die Hörner aller bey seinem Tode geschlachteten Ochsen aufhängt. Wenn der Todte mit einigen ansehnlichen Familien verwandt ist, welche von dem Ort des Begräbnisses entfernt leben (denn alle grossen Familien haben eigne Grabmäler), so trägt man ihn nach Verrichtung der Opfer mit grossem Gepränge zu seinen Anverwandten; und dort werden die nämlichen Zeremonien neuerdings einige Tage hindurch vorgenommen, bis man ihn endlich in dem Begräbniß seiner Voreltern beysetzt.

Die Madegassen haben eigentlich gar keine Religion. Doch erkennen sie zwey Grundwesen, davon das eine gut, das andere böse ist: Das erste nennen sie **Janhar**, welches **Grosser Gott** oder **Allmächtiger** heißt. Diesem errichten sie keine Tempel, stellen ihn unter keinem sinnlichen Bilde dar, und verrichten keine Gebete zu ihm, weil er ohnehin gut ist; doch bringen sie ihm Opfer. — Das zweyte Grundwesen heißt **Angat**: Für dieses behalten sie allemal einen Theil der Opfer zurück, welche sie dem andern schlachten.

Sie glauben, daß die Menschen nach dem Tode böse Geister werden, die ihnen manchmal erscheinen, und im Traum mit ihnen sprechen. Den Lehrsatz von der Seelenwanderung kennen sie nicht, glauben aber doch, nach den verschiednen Karakteren der Menschen, daß gewiße Seelen in den Körper eines Thieres oder einer Pflanze versetzt werden; und weil sie einst auf dem Grabe eines grausamen und blutdürstigen Königs, welcher, um das Geheimniß der Zeugung auszuspähen, mehrern schwangern Weibern den Bauch hatte aufschneiden lassen, einige Schlangen sahen, glaubten sie, die Seele desselben sey in den Körper jener Thiere gewandert. In der Bay von Antongil trägt man grosse Ehrfurcht vor einem Badamier, weil er aus der Asche eines wohlthätigen Königs aufgewachsen seyn soll.

Einige dieser Insulaner heissen sich Muselmänner, ob sie schon nicht das geringste von Mahomed wissen; und dieß bloß darum, weil sie mit Arabern handeln, die ihnen das Geld wieder abnehmen, welches ihnen die Franzosen alljährlich für die Sklaven, Ochsen, und zwo oder drey Millionen Scheffel Reises bezahlen: Diese so genannten Muselmänner verbinden mit ihrer Mahomedanischen Lehre noch den ausschweifendsten Aberglauben. Sie werden schon in ihrer Kindheit beschnitten: Diese Zeremonie wird nur alle drey Jahre vorgenommen, und ist allemal ein grosser Festtag, an dem man die Kinder in der ganzen benachbarten Gegend zu dem Ende zusammenholt. Der oberste Befehlshaber läßt einige Ochsen schlachten, und den Tok *) herbeyschaffen: So lange nun dieser Vorrath dauert, ist das Fest sehr glänzend; aber sobald nichts mehr zu trinken da ist, geht jeder wieder in sein Dorf zurück.

Die Bewohner von Madagaskar halten, wie beynahe alle ungesittete Völker, die Finsternisse für Vorboten irgend eines grossen Unglückes; haben aber dabey den Trost, daß sie glauben, dasselbe könne nur vornehme Leute treffen.

Bey der Geburt ihrer Kinder beobachten sie die Vorbedeutungen; und wenn diese nicht günstig sind, setzen sie die Kinder in die Wälder den wilden Thieren aus.

Aus der Zeremonie, welche sie verrichten so oft sie eine Reise längs der Küste hin machen, sollte man fast glauben als ob sie das Meer anbeteten. Es ist dieß eine Art

*) Ein Getränk aus Zuckerrohr, das mit Bela-aye vermengt wird, dessen Eigenschaften mit denen des Simaruba einerley sind. Noch machen sie eine Art sehr starken Reisbrandtewein, der so hell wie Quellwasser ist.

von Segen, den sie ihrem Fahrzeuge geben: Der Steuermann faßt in ein Stück von Ravenala-Blatt etwas Seewasser, und verrichtet dann einige Gebete an das Element auf dessen Oberfläche er reisen will; er beschwört es darum, es soll seinem Schifflein nichts zu Leide thun, dasselbe vor allen Klippen bewahren, und es bald mit vielen Sklaven beladen in den Hafen bringen: Nach diesem steigt er in die See, geht rings um sein Fahrzeug herum und besprengt es allenthalben mit Wasser; darauf kömmt er wieder an's Gestade, macht ein Loch in die Erde, und vergräbt das Stück vom Ravenala-Blatt darein. Die übrigen Schwarzen, welche auf eben dem Fahrzeuge die Reise mitmachen müssen, setzen sich alle rings umher, verrichten Gebete an das Meer, machen das Fahrzeug flott, und laufen dann aus.

Es giebt auf dieser Insel einige Arten von Schwärmern, welche man für Zauberer hält. Sie werden ganz rasend, und scheinen in dem gleichen Augenblick zu sterben: Nachdem sie einige Stunden in diesem Zustande gelegen haben, scheint es, als ob sie aus einem langen Schlummer erwachten; und dann kramen sie alle Träumereyen aus, welche ihnen nur zu Sinne kommen.

Die Madegassen nehmen so viele Weiber als ihnen gefällt, jagen sie aber auch wieder von sich wenn es ihnen beliebt, und machen sich viele Ehre daraus, wenn ein Europäer derselben genießt. Diese Weiber verrichten die Geschäfte der Haushaltung, sind aber deswegen um nichts weniger verbuhlt, und bringen ganze Tage mit ihrem Putz zu, um ihren Liebhabern zu gefallen.

Das Vergnügen ihre lange abwesende Freunde oder Anverwandte wieder zu sehen, drücken die Madegassen nicht durch lärmende Freudenbezeugungen, auch nicht durch Umarmungen, die ihn ganz unbekannt sind, aus. Sie legen bloß eine Hand auf die andre, ohne sich dieselben auch nur zu drücken.

Sie haben verschiedne Prüfungen, dadurch sie die versteckte Wahrheit erfahren zu können sich einbilden. Die gewöhnlichsten derselben sind die Wasserprobe, die Tanginprobe und die Feuerprobe. Die erste besteht darin, daß man bey den Kaymans schwöre. Wer sich dieser Probe unterwirft, muß durch einen Fluß waten, worin sich eine grosse Menge dieser Thiere befindet, und eine gewisse Zeit lang in der Mitte desselben stehen bleiben; greifen ihn dort die Kaymans nicht an, so hält man ihn für unschuldig. Die Bewohner des südlichen Theils haben eine andre Wasserprobe: Um

dieſe vorzunehmen, wartet man bis die See äuſſerſt ſtürmiſch iſt; während eines ſolchen Sturmes ſetzt man dann den Schuldigen auf einen auſſer dem Fort Dauphin liegenden Felſen; und wenn ihn die Wellen verſchonen, wird er als unſchuldig erklärt. Die Feuerprobe beſteht darin, daß man ein glühendes Eiſen über die Zunge zieht; und da es unmöglich iſt, daß dieſelbe nicht dabey verbrannt werde, hält man diejenigen, welche ſich dieſer Probe unterwerfen, allemal für ſchuldig.

Das Tangin iſt eins der tödtlichſten Gifte aus dem Pflanzenreich: Dieſes läßt man in zweifelhaften Fällen, wo es an Beweiſen mangelt, die Schuldigen verſchlingen; aber nur ſolche, welche Sklaven und Heerden beſitzen, werden dieſer Probe unterworfen. Wenn irgend ein Dorfbeherrſcher einen ſeiner Anverwandten durch den Tod verliert, und einen reichen Privatmann weiß, ſo veranſtaltet er ein Kabar, d. h. eine Verſammlung oder Rathsſitzung der Vornehmſten des Dorfs und der benachbarten Dorfsfürſten: In Gegenwart aller dieſer klagt er denjenigen, deſſen Güter er an ſich bringen will, an, er habe ſeinen Verwandten vergiftet, und verlangt, der Angeklagte ſoll das Tangin zu ſich nehmen: Wenn nun der Rath den Ausſpruch thut, daß jener es nehmen müſſe, ſo geht der Fürſt hin, und kündigt es dem Angeklagten ſelbſt an. Da dieſer den vorgeblichen Mord nicht begangen hat, glaubt er zuverſichtlich, das Gift werde ihm nicht ſchaden, und beſtimmt den Tag an welchem er es verſchlucken will, läßt ſeine Anverwandte zuſammen kommen, und bereitet ſich zu der Probe, indem er nichts von allem dem genießt was Leben hatte. An dem beſtimmten Tag giebt man ihm eine hübſche Doſis Tangin, die ihm dann gewöhnlich das Leben raubt: Sobald er alſo ſtirbt, wird er für ſchuldig erkannt, und ſeine Anverwandten werden zu Sklaven des Fürſten, dem die Reichthümer von Rechts wegen angehören: Da aber dieſer keine andre Abſicht hat, als ſich der Knechte und Heerden des Vergifteten zu bemächtigen, ſchenkt er den Verwandten deſſelben die Freyheit. In einem Lande, das derley barbariſche Geſetze hat, muß darum jederman ſorgfältig verbergen was er beſitzt, wenn er der Unterdrückung ſeines Deſpoten entwiſchen will: Dieſe hingegen laufen niemal Gefahr in die Sklaverey zu gerathen; denn wenn man ſie im Kriege zu Gefangnen macht, werden ſie ſogleich niedergeſtoſſen.

Die Inſel Madagaſkar iſt in kleine Herrſchaften abgetheilt: Jedes Dorf hat ſeinen Beherrſcher, der wie unabhängig lebt. Die königliche Gewalt iſt überall erblich.

Der Dian oder Beherrscher muß bey jedem Geschäfte den Rath zusammen berufen, bey dem auch Fremde, ja sogar die Feinde desselben gegenwärtig seyn dürfen; jeder sagt dann seine Meynung, und spricht so wie ihn seinem Rang gemäß die Ordnung trift: Niemal hört man ihrer zween zugleich reden.

Wäre dieses Land von Europäern bewohnt, so würde es vielleicht das herrlichste, mächtigste und reichste des ganzen Erdbodens seyn. Es hat Gebürge von Quarz und Bergkrystal, Gold- Silber- und Kupfer-Minen, kostbare Steine, Ambra, eine Menge von vierfüßigen Thieren, Vögeln, Insekten und Gewürmen die uns noch sehr wenig bekannt sind, so wie auch dessen Produkte aus dem Pflanzenreich, von denen die Menschheit unstreitig viele Vortheile ziehen könnte.

Ich will einen kurzen Abriß von einigen der uns bekannten südlichen Provinzen geben, über welche Herr Bouchet *) verschiedene nützliche Beobachtungen gesammelt hat, so wie auch über die epidemischen Krankheiten des Landes.

Diese Provinzen heissen Matalan, Manatinge, Amossie, Andrue, Antekuda oder Empate, Mariafale, Fierien, Maschikores, Salame, Elakelake, das Thal Ambulle, Mandrere, Ekuda-Enverse, und Manatan oder Raki-Muschy.

Die Provinz Matalan ist unstreitig eine der beßten auf der ganzen Insel: Sie liegt auf einem angenehmen Hügel, dessen Anhöhe einen sanften bis an das Ufer des Meeres hinlaufenden Abhang bildet, den verschiedne gemächlich fliessende Bäche durchschneiden, und die Fruchtbarkeit des Bodens noch vermehren. Es wächst darauf vieles Hochholz, und eine Menge Kokos, Areken und andre Palmbäume; der Maniok, die Pataten, die Kambards gedeihen zu einer erstaunlichen Dicke, und das Zuckerrohr wird viel schöner als auf unsern Inseln. Die Einwohner bauen den Reis in trockner Erde. Es wäre zu wünschen, daß längs der Küste hin irgend eine Rhede wäre, wo die Schiffe sicher ankern könnten, denn dieser Theil von Madagaskar ist allerdings der vorzüglichste zur Errichtung einer Kolonie; seine Lage und die wenigen daselbst befindlichen Moräste beweisen, daß er gesünder sey, als alle übrige von uns bewohnte Ge-

*) Herr Bouchet reiste im Jahr 1768 als Regimentsfeldscheer auf diese Insel, da Herr Modave dahin geschickt ward, um das Fort Dauphin zu Stande zu bringen.

genden. — Diese Provinz wird von zwanzig Dorfsfürsten beherrscht, davon ein einziger in wichtigen Sachen das Entscheidungsrecht hat: Man nennt sie Zaphe-Raminie; sie stammen alle von einer Arabischen Familie ab, die sich in dieser Gegend niedergelassen, und deren Oberhaupt Raminie hieß. Dieser hatte viele Kinder: Zwey davon zogen sich in die Provinz Anossie, bemächtigten sich derselben, und ihre Nachkommen besitzen sie noch heut zu Tage. Die übrigen erbten die Würde ihres Vaters, welche nun seit etwa dreyhundert Jahren in den Händen ihrer Abstämmlinge geblieben ist. — Matalan nährt ungefehr sechstausend Menschen und viertausend Stück Hornvieh. Hammel und Ziegen sind daselbst sehr wenige, aber Federvieh sehr viel; auch giebt es eine grosse Menge Vögel, und verschiedne Gattungen von Tauben und Papageien.

Die Provinz Manatinge wird von dem Fluß Menanpanie bewässert, der sich in viele Arme theilt. Die kleinen Inseln, welche er gestaltet, werden sehr oft von ihm überschwemmt, und verwandeln sich dadurch in Moräste die diese Provinz ungesund machen. Sie trägt die nämlichen Produkte wie Matalan, aber nicht in so grosser Menge. Es sind ungefehr zweytausend Stück Hornvieh darin, und dreytausend Menschen, welche durch acht Fürsten, Zaphe-Raniu genannt, beherrscht werden. Diese Könige sind Eingebohrne des Landes, und fast immer mit den Zaphe-Raminies im Streite, weil sie dieselben als fremde Kronenräuber betrachten; auch sind sie wegen ihrer verrätherischen Gemüthsart von allen ihren Nachbarn gefürchtet.

Längs den Küsten von Manatinge und Matalan prellt die See so heftig gegen das Ufer, daß selbst die inländischen Kähne nur bey schönem Wetter landen.

Die Provinz Anossie, in der das Fort Dauphin liegt, gränzt gegen Osten an die See, und gegen Westen an eine Bergkette. Die Seeküste ist allenthalben mit leichtem trocknen Sande bedeckt, der ganz und gar keines Anbaues fähig ist, und nichts als einige kleine Gesträuche samt etwas dürrem Grase hervorbringt. Der innere Theil des Landes ist durch das stehende Gewässer der Sümpfe höchst ungesund: Es sind daselbst einige sehr fischreiche Bäche, die sich bloß ein- oder zweymal im Jahr bey grossen Ueberschwemmungen in das Meer ausgiessen. Die Schlünde des Gebürges sind mit schönen zum Bau tauglichen Bäumen besetzt; aber das ganze Land überhaupt ist so trocken, daß die Einwohner, ohne die besondre Vorsicht, den Reis in den Teichen anzubauen, oft Mangel an Lebensmitteln haben würden. — Diese Provinz enthält ungefehr

gefähr fünfzehntausend Stück Hornvieh, und ist zur Ziegen- und Hammelzucht von allen die bequemste. Die gemeinsten Früchte derselben sind Pomeranzen, Bananen, Ananas und Granatäpfel; auch Weinstöcke wachsen daselbst ohne Kultur, und geben sehr schmackhafte Trauben. Die Anzahl ihrer Bewohner beläuft sich auf zehntausend Seelen, welche von zween Fürsten beherrscht werden, die sich eben so nennen, wie jene von Matalan, weil sie, wie schon gehört, von zween Söhnen des Raminie abstammen. Sie theilen die oberste Gewalt gemeinschaftlich unter sich, und herrschen über Leben und Tod ihrer Unterthanen. — Es sind verschiedne Bayen in dieser Provinz: Unsere Schiffe ankern gewöhnlich in der des Fort Dauphin, ob sie schon nicht die bequemste ist. Die Baye von Sankt Luzie ist weit sicherer; und in der Galionen-Baye kommen die Fahrzeuge viel leichter an Land; auch sind die Schiffe daselbst vor den allgemeinen Winden besser verwahrt. — In dem Teiche Fauzer sieht man noch die Ruinen einer Schanze, welche die Portugiesen bey ihrer Landung auf Madagaskar im Jahr 1506 daselbst anlegten. Auch findet man noch grosse Hölungen auf einem Berge den sie bebauten, und aus dem sie, nach Aussage der Landesbewohner, viel Gold zogen.

Durch die Provinz Andrue fließt der Fluß Mandar, der sich alljährlich nur zwey oder dreymal in das Meer stürzt, und auf weiter als zwanzig Meilen über die Mündung hinauf salziges Wasser hat. Das Land ist ganz flach, und fast mit der Meeresfläche gleich, welches macht, daß es ihm an gutem Wasser gebricht; und ohne seinem natürlichen Wall von Sande würde es bey jedem Sturm, ja sogar bey jeder etwas mehr als gewöhnlich anschwellender Flut, ganz überschwemmt werden. Der Boden ist dürre, und zum Reisbau nicht sehr bequem; dafür pflanzen die Einwohner Hirse, Mais, Pataten, Baumwolle, und den Wunderbaum (palma Christi) von dem sie Oel bekommen, welches sie an ihre Nachbarn gegen Reis vertauschen. Sie sind noch etwas wilder als dieselben; und diese, um sie von aller Handelschaft mit uns abzuschrecken, beschwatzen sie, als ob wir nur Sklaven kauften um sie aufzufressen. — Diese Provinz enthält dreytausend Einwohner, welche von acht Fürsten beherrscht werden: Auch nährt sie zweytausend Stück Hornvieh und beträchtliche Heerden von Hammeln und Ziegen. — Die Schiffe können nur auf der offnen Küste ankern, wo die See ruhig ist; die Fahrzeuge gehen übrigens ohne Mühe an's Land.

Die Provinz Antekuda oder Empate enthält sechstausend Einwohner, welche unter eilf Beherrschern stehen: Sie sind lauter Flüchtlinge aus den nahgelegenen Provinzen, und führen also stets Krieg mit ihren Nachbarn. — Der Boden dieser Provinz ist eine röthliche Erde, die nichts anders trägt, als Hirse, Pataten und Mais. Alles Wasser derselben ist äusserst ungesund; und die Einwohner trinken lauter Regenwasser, das sie bey stürmischen Wetter auffangen. — Es giebt wenig Hornvieh daselbst, weil es nichts zu weiden findet; aber die Hammel und Ziegen gedeihen sehr wohl. — Die Schiffe ankern auf der offnen Küste, obschon sie sich an das Vorgebürg Sankt Maria legen könnten, neben dem man auf allen Karten eine Baye angezeigt findet, welche die Baye des heiligen Johann heißt: Vermuthlich ist dieß bloß ein See, welcher von der Seite des Meeres nur mit einem sehr schmalen Erdstrich eingefaßt ist, und welcher eintrocknet wenn die Südwinde wehen. Die Einwohner versichern, daß sie einst ein Schiff gesehen, welches hineinsegelte, und nie wieder zurück hinauskommen konnte.

Die Provinz Mariafale ist sehr groß; aber ihr Boden ist eben so unfruchtbar wie der in den übrigen. Man baut daselbst nichts als Hirse, Mais, und Wassermelonen; indeß giebt es doch einige Gegenden, die gut mit Holz bewachsen sind. Es strömt durch diese Provinz ein sehr grosser Fluß, der sich in das Meer stürzt, und eine Bucht gestaltet, in der die Schiffe ankern können, wenn die Süd- und Süd-Ostwinde nicht von der Seite her streichen. — Diese Provinz nährt zehntausend Einwohner, welche von zehn barbarischen und grausamen Fürsten beherrscht werden. Da das Schiff, die Syrene, scheiterte, nahm einer aus diesen, Dian-Bason genannt, alle die Unglücklichen gefangen, welche sich aus dem Schiffbruch gerettet hatten, und ließ sie nicht eher von sich, bis er sie rein ausgeplündert hatte: Aber wenige Tage nachher ward er von seinen eignen Nachbarn todtgeschlagen, weil diese die Hälfte der gemachten Beute für sich haben wollten.

Hier giebt es die meisten Ochsen, Hammel, Ziegen und Sklaven; und eben aus dieser Gegend holen die Einwohner vom Fort Dauphin die meisten derselben welche sie uns verkaufen.

Die Provinz Fierien, worin die Baye St. Augustin liegt, hat ein unfruchtbares Erdreich, das mit wenig Holz bewachsen ist, grosse eisenschichtige Felsen hat, und

mit Satages *) überdeckt ist. — Sie enthält ungefähr achttausend Einwohner, die unter sieben Regenten stehen. Die Engländer kommen häufiger in die Baye St. Augustin als jede andre Nation. Sie führen einige Waaren dahin, welche sie gegen Sklaven austauschen. Die Hammel und Ziegenböcke sind daselbst ungemein wohlfeil. Das Land wird durch einen sehr grossen Fluß befeuchtet, und hat ungefehr sechstausend Stück Hornvieh.

Die Provinz Maschikores liegt im innern Theil der Insel, ist voll kleiner Berge mit Kieselsteinen bedeckt, und enthält ungefehr zehntausend Menschen, die von eilf Fürsten beherrscht werden. Die Einwohner nähren sich bloß von Reis, den sie nach der Regenzeit in den Sümpfen pflanzen. Die Weiber ziehn Seidenwürmer, aus deren Gewebe sie Schürzen verfertigen, welche sehr theuer sind, und stark gesucht werden. — Das Land nährt ungefähr tausend Stück Hornvieh. Es sind darin Brüche von weissem, schwarzem und grauem Marmor, auch eine Gattung Tuffstein, den man beym ausgraben so leicht schneiden kann wie Seife, der aber an der Luft hart wird. — Die reichern Einwohner halten sich Serails, die sie durch Verschnittene bewachen lassen; wie es auch in einigen andern Provinzen gewöhnlich ist. Vermuthlich haben sie diese Gewohnheit, die man im ganzen nördlichen Theil verabscheut, von den Arabern; so wie auch die Beschneidung, welche überhaupt auf der Insel eingeführt ist.

Die Provinz Salame liegt zwischen hohen Bergen, aus denen verschiedne Bäche hervorströmen welche die Thäler fruchtbar machen, und worauf viele Weinstöcke wachsen. Sie enthält ungefähr zweytausend Einwohner die unter fünf Fürsten stehen. Man sieht hier noch die Ruinen eines steinernen Hauses von dreyßig Fuß in der Länge und über zwanzig in der Breite, von dem die Landesbewohner behaupten, es sey durch Europäer gebaut worden, die sich bey ihnen niederliessen.

Die kleine Provinz Elakelake liegt zwischen den beyden Provinzen Anossie und Andrue. Der Boden dieses Ländchens taugt nicht viel zum Feldbau, hat aber viele eisenschichtige Felsen, und vortrefliche Viehweide. Es wohnen ungefehr zweytausend Menschen darinn, die vier Oberhäupter haben.

*) Eine Art von Windglöcklein (liseron), welche an der Erde dahinwachsen und allenthalben das Ufer des Meeres und die sandigten Gegenden bedecken.

Das Thal Ambulle ist eine der schönsten Provinzen auf Madagaskar: Es wird von einem sehr grossen Fluß durchströmt, erstreckt sich an einer Seite bis an Manatinge, und ist an der andern durch eine Bergkette begränzt, welche nur drey Durchgänge hat. Die Schlünde des Gebürges sind mit gutem Bauholz bewachsen und von vielen kleinen Bächen bewässert. Dieses Thal enthält etwa fünfzehnhundert Menschen, die von zwölf Fürsten beherrscht werden. Das Hornvieh wird daselbst fetter, und gedeiht besser als in den übrigen Provinzen. — Diese Gegend, deren Boden zum Ackerbau bequem ist, wäre zur Anlegung einer Kolonie sehr tauglich; sie könnte sich aus sich selbst erhalten, und ziemlich wichtig werden, wenn man auch die Provinz Manatinge damit verbände. Ehedem bewohnten sie die Franzosen, und noch sieht man eine grosse drey Fuß breite Mauer, die sie um ihre Besitzung gezogen hatten; auch die Brunnen welche sie gruben, sind noch kenntlich. Nachdem die Landesbewohner alle Europäer auf Fort Dauphin niedergemacht hatten, kamen auch die im Thal Ambulle wohnenden Franzosen vor Elend um, und wurden von den Madegassen vollends todtgeschlagen: Nur zween derselben ließen sie beym Leben; den einen, weil er die Tochter eines ihrer Fürsten geheyrathet hatte, und den andern, weil er Kommandant in einem Dorfe war. Es sind zwey warme mineralische Wasser in dieser Provinz: Sie haben den gleichen Grad der Hitze, Einerley Geschmack und Einerley Eigenschaften; welches beweiset daß sie auch Einerley Grundquelle haben, ob sie schon vier Meilen von einander entfernt sind. — Die Eingebohrnen des Landes schreiben diesen Quellen sehr wirksame Eigenschaften, besonders gegen alle Arten von Schmerzen zu. In eben dieser Provinz ist ein kleiner Fluß, welcher Goldsand führt, und neben dem man noch die Ueberbleibsel einer kleinen Schanze sieht, welche der Sage nach von den Europäern aufgeführt worden.

Das kleine Land Mandrere macht eine Provinz aus, deren zweytausend Einwohner vier Oberhäuptern unterworfen sind. Es liegt auf einer sehr hohen Fläche eines Gebürges, und hat während vier Monaten im Jahre so kalte Witterung, daß alles Wasser zween Zoll dick einfriert. Der Boden ist sehr gut, und trägt vortreflichen Reis. Man findet daselbst noch die Spuren eines alten Gebäudes, das die Franzosen im Jahr 1662 errichtet haben.

Die Provinz Ekuda-Enwerse ist gut und fruchtbar; wird aber wenig besucht, weil die unter sechs Fürsten stehenden dreytausend Einwohner

derſelben mit den Bewohnern von Matatan oder Manatinge unaufhörlich Krieg führen.

Das Land Manatan oder Rakimuſchi macht eine kleine Provinz aus, die bey dem Urſprung des Fluſſes Matatan liegt: Der Boden desſelben iſt ſo ſchlecht, daß nichts darauf wächst als Kambards und Piſangbäume. Es enthält zweytauſend Einwohner, die durch ſechs Fürſten beherrſcht werden, welche von einem kleinen nur drey Fuß hohen Manne abſtammen; und die, ob ſie ſchon von gewöhnlichem Wuchs ſind, doch den Namen Zaphe-Rakimuſche, d. h. Zwerge, beybehalten haben. Vermuthlich hat ſich dadurch die Sage verbreitet, daß ein Zwergengeſchlecht auf der Inſel wohne. — Eine Menge wilder Ochſen von beſondrer Art findet ſich in dieſer Provinz; ſie ſind ſehr klein, und haben keinen Buckel wie die übrigen.

Nach dieſem flüchtigen Abriß von der Beſchaffenheit des Bodens, von den Produkten, der Volksmenge und den Handlungszweigen auf Madagaſkar, ſoll ich noch der geſunden oder ungeſunden Beſchaffenheit der Luft, und der daraus entſpringenden Krankheiten einige Meldung thun.

Bemerkungen

über die epidemiſchen Fieber auf der Inſel Madagaſkar.

Die auf dieſer ganzen groſſen Inſel herrſchenden epidemiſchen Fieber entſtehen alle aus einerley Urſachen: Der Grad ihrer Bösartigkeit ſteigt oder fällt nur in dem Verhältniß, wie jene vereinigten Urſachen ſchwächer oder heftiger auf den Kranken wirken. Die erſte dieſer Urſachen iſt unſtreitig jene Menge von Sümpfen, deren ſtehendes und faulendes Gewäſſer durch die vielen Pflanzen und das Reisſtroh, welche alljährlich darin verfaulen, verpeſtet wird, und alſo unaufhörlich die ſchädlichſten Dünſte von ſich giebt. Hiernächſt können auch die verſchiednen Grade der Hitze und die alltäglichen Winde, welche mit mehr oder weniger Leichtigkeit zirkuliren, jenen anſteckenden Keim der Krankheiten mehr oder minder verbreiten und einſchränken. — Durch lang anhaltende Erfahrung ſind dieſe Inſulaner überzeugt worden, daß die niedrig gelegenen und ſumpfigen Plätze ungeſund ſeyen; daß es nöthig iſt, die Wohnungen an erhöhte Gegenden zu verſetzen, und die moraſtigen nur mit vieler Vorſicht anzubauen. Auch verlegen ſie wirklich in der ganzen Inſel ihre Dörfer auf die Anhöhen; und alle Ober-

häupter, sogar die bloſſen Privatleute, geben ſich faſt niemal mit der Sorge für den Reis ab, beſonders in den Pflanzungen; ſondern überlaſſen dieſe gefährliche Arbeit faſt gänzlich ihren Sklaven. Drey Viertheile von ihnen pflanzen aus Furcht vor jener Gefährlichkeit nichts anders als Hirſe, und leben bloß von Wurzeln oder Saamen der Sträucher die ſie ohne viele Mühe zuſammenleſen. Vielleicht iſt die unerträgliche Hitze des Klima die erſte Urſache dieſer ſorgloſen Trägheit; aber zu derſelben mußte ſich dann nothwendig jene zweyte geſellen, weil ſie auf Erfahrung geſtützt war.

Die verwüſtenden Krankheiten dieſes Landes reiben nicht bloß Menſchen auf, ſondern wüthen faſt gegen alle Geſchöpfe aus dem Thierreich. Man bemerkt einen groſſen Unterſcheid bey den gemeldten Fieberarten, ob ſie ſchon eine allgemeine urſprüngliche Grundquelle haben; denn da Madagaſkar unter dem heiſſen Erdgürtel liegt, muß natürlicher Weiſe ſein brennendes Klima die Wirkſamkeit des fiebriſchen Keimes um vieles vermehren, und folglich ein ſtärkeres und bösartigeres Fieber hervorbringen. Die Sümpfe dieſer Inſel verurſachen zu allen Jahrszeiten Fieber, beſonders den Leuten welche nicht an das Klima gewöhnt ſind; aber die gefährlichſte Zeit für jedermann, ſowohl Eingebohrne als Ausländer, iſt vom erſten November bis zu Ende des April: Während dieſer ſechs Monate, wo die Hitze am heftigſten iſt, ſchleicht ſich jener fiebriſche Keim in alle thieriſche Körper; wirkt da mit ſeiner auflöſenden, beitzenden, eine Fäulung des Geblüts verurſachenden Kraft, und verwandelt durch ſeine Natur einen Theil der zirkulirenden Säfte in eine groſſe Maſſe von Galle. — Dieſe Feuchtigkeiten erhalten hinwieder eine neue beiſſende Schärfe, und brüten alſo das Fieber oder die Ruhr aus, oder am Ende wohl gar eine gallichte Lungenentzündung; ja manchmal alle dieſe drey Krankheiten zuſammen. Die Eingebohrnen des Landes, welche eine ſchwächere Bruſt haben als die Europäer, greift manchmal ein heftiges Fieber, eine ſtarke Ruhr, und ein Lungenſchmerz an, der ſich oft mit einem Geſchwür endet. Dieſe letztere Krankheit entſteht hauptſächlich aus der ſchlechten Diät welche die Schwarzen während des Fiebers beobachten, und aus den Arzneyen welche ihnen die Aerzte eingeben. — Der allzu vertrauliche Umgang mit den Weibern trägt ebenfalls viel dazu bey, daß man das Fieber bekömmt: Dieſer Umgang iſt ſehr gefährlich, weil ſie alle verdorben ſind; überdas entnerven ſie einen auch durch ihre unerſättliche Geilheit. Viele Leute ſind ſchon beym zweyten Anfall des Fiebers geſtorben, wenn ſie zuvor einige Nächte mit dieſen

Weibern zugebracht hatten. — Der Genuß des vielen fetten Fleiſches iſt nicht weniger ſehr ſchädlich, weil dieſe Nahrung eine groſſe Menge gallichter Feuchtigkeiten erzeugt, welche ſich ſchneller oder langſamer verſchlimmern, ſo wie die Maſſe der zirkulirenden Säfte gröſſer oder kleiner iſt.

Dieſe Krankheit zeigt ſich oft durch einen heftigen Fieberanfall, manchmal aber durch eine groſſe Mattigkeit an Armen und Beinen; der Mund iſt verdorben, man hat wenig Eßluſt, einen unruhigen Schlaf und ſtets gewaltige Kopfſchmerzen. Nach dieſem durchfährt den Kranken ein Schauer, auf welchen eine ſcharfe trockne Hitze folgt; während dem Schauer iſt der Puls ſchnell und klein, und wird dann bey der Hitze, die manchmal ſehr heftig iſt, voller; die Kopfſchmerzen vergröſſern ſich nun, und der Kranke giebt unter anhaltendem Anſtrengen viele ſcharfe, gelb und grünliche Galle von ſich: Dieſe Hitze dauert einige Stunden lang, manchmal die ganze Nacht, und läßt am Morgen etwas weniges nach; der Puls welcher immer fieberhaft war, iſt es dann nicht mehr ſo ſehr; die Zunge iſt mit einem braungelben Bodenſatz bedeckt, die Zähne werden unrein, und der Athem übelriechend; die Haut iſt gemeiniglich trocken, brennend, und oft wie bey einem Gelbſüchtigen; es zeigt ſich manchmal etwas wenig Ausdünſtung, die aber für den Kranken ohne Nutzen iſt. Dieſes Fieber wird immerfort ſtärker, und ſtellt ſich gemeiniglich zu ungleichen Stunden ein. — Zu Zeiten geſchieht es, daß daſſelbe ſich durch ein heftiges Bauchgrimmen anmeldet, auf welches ein Bauchfluß folgt, der einige Tage lang ohne andre Symptomen fortdauert. Darauf finden ſich kleine Anfälle von Fieber ein, und werden immer heftiger je öfter ſie kommen: Dieſe unterbrechen manchmal jene gallichte Ausleerung; andremal wird aber der Bauchfluß zu gleicher Zeit heftiger, ſo wie das Fieber ſelbſt; und dann bekömmt auch der Auswurf von Tag zu Tag mehr beiſſende Schärfe: Dieſe verdorbene, ſcharfe und reitzende Feuchtigkeit entzündet die innern Theile der Eingeweide, macht ſie ſchwären, und erzeugt die wirkliche Ruhr. Dieſe iſt um ſo gefährlicher, weil ſie eben aus jener ungeſunden Feuchtigkeit entſteht und genährt wird, die in der Maſſe der flüßigen Theile zirkulirt, und ſich mit den Säften vermengt welche durch die Röhren des Magens und der Eingeweide flieſſen. Dieſe Bauchflüſſe ſind faſt allemal tödtlich, wenn die Krankheit gleich bey ihrer Entſtehung auch nur um etwas weniges verſäumt oder unſchicklich behandelt wird.

Auf was immer für Art sich das Fieber äussert, so ist doch dieß ganz gewiß: Wenn man nichts dagegen braucht, oder es unschicklich behandelt, so wird es von Tag zu Tag heftiger; die wiederholten Anfälle desselben halten länger an, kommen öfter und immer mehr zu ungleichen Stunden; auch wird der Unterleib manchmal gebläht. Einige bekommen Verschleimungen an den Drüsen der Ohren und Kinnbacken, die nie zum Ausfluß gedeihen; daher entstehen Schläfrigkeit und Träume; der Patient fühlt seine Bedürfnisse nicht mehr; der aus seinem Leib abgehende Unrath hat einen sehr häßlichen Geruch, ist safrangelb, und oft mit Blut vermengt: Auch bemerkt man manchmal kleine konvulsivische Bewegungen an ihm, besonders an dem Gesichte; dann wird der Puls von Tag zu Tag schwächer, ungleich, stockend; die Brust überfüllt sich, und der Kranke stirbt.

Diese Krankheit hat kein bestimmtes Zeitmaß, inner welchem der Angegriffene sterben muß oder genesen kann. Im nördlichen Theil und an der östlichen Küste rast sie den Patient oft vom vierten bis auf den achten Tag weg; im südlichen Theil aber greift sie nicht hastig um sich, und der Kranke stirbt fast allemal erst nach zwey oder drey Monaten.

Herr Bouchet hat der Regierung eine kurze Nachricht übergeben, worinn er meldet, auf welche Art er diese den Europäern so gefährliche Fieber glücklich behandelt habe; ich kann aber solche hier nicht einrücken, weil sie mich zu weit von meinem Hauptgegenstand abführen würde.

Ich schliesse dieses Kapitel mit der Bemerkung, daß es für die französische Handlung sehr vortheilhaft wäre, wenn man dieses Land genauer kennte, und häufiger besuchte: Denn da es Zucker und fast alle jene Lebensmittel hervorbringt welche man in Westindien baut, und überdas noch von Wilden bewohnt ist, wäre es wohl sehr bequem, Kolonien von einer ganz neuen Art darauf anzulegen; welche, wenn sie mit kluger Vorsicht und unter weisen Gesetzen eine feste Einrichtung bekämen, dem Mutterlande wichtige Vortheile verschaffen, und den Unbequemlichkeiten der übrigen bis itzt angelegten nicht ausgesetzt seyn würden.

Viertes Kapitel.

Von den Inseln France und Bourbon.

Von der Insel France.

Die Insel France war ehedem von den Holländern bewohnt: Diese wollten wirklich eine Kolonie daselbst anlegen; weil sie aber nicht so viel aus dem Lande zogen als sie Kosten darauf verwandten, mußten sie dasselbe wieder verlassen. In der Folge fand Herr de la Bourdonnais, Gouverneur der Kompagnie auf der Insel Bourbon, für gut, von dem Eyland Besitz zu nehmen, weil es seinem eignen Gouvernement so nahe gelegen war. Er schickte Leute dahin um es zu bevölkern; und bald darauf ward es zur wichtigsten Besitzung. Indessen reichte alle Mühe nicht hin, den Kolonisten ihren nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Der Boden ist noch immer so unfruchtbar, daß die Bewohner ihre alljährliche Nahrung von Ausländern ziehn müssen. Der Hafen, welchen man als eine Niederlage im Indischen Handel brauchen kann, ist der einzige Vortheil den man von dieser Besitzung hat. Ungeachtet dessen giebt es daselbst keine Bettler, weil man nur zweyerley Stände kennt, den Herrn und den Sklaven. Allmählig fangen die Bewohner der Insel an, dieselbe durch Anbau zu benutzen. Es giebt beträchtliche Kaffe- und Zuckerpflanzungen darauf, auch einen Indigo der besser ist als der Amerikanische; aber seine Pflanze, welche auf dieser Insel allzu trocken ist, wird uns zwingen, den Bau derselben bald wieder aufzugeben, weil sie die auf ihre Kultur nöthigen Kosten nicht abträgt. Man hat zwar verschiedne fremde Arten dahin gebracht, von Madagaskar, von der Küste Koromandel, von Agra, aus Bengalen, aus China, und aus Amerika, in der Absicht sie daselbst einheimisch zu machen. Aber der Versuch fiel nicht ganz nach Wunsch aus; es scheint, daß sie alle ausgeartet haben, und daß die Amerikanische Gattung nicht die ächte gute war, weil sie bey allen Versuchen nur die Hälfte von dem gab, was sie sonst in Amerika selbst einbringt. Herr von Cossigni, einer der thätigsten Pflanzer auf der Insel, hat sehr wichtige Entdeckungen hierüber gemacht: Sie stehen in seiner Abhandlung von

der Pflanzung des Indigo, welche die Regierung auf der Insel selbst hat drucken lassen.

Mit den Gewürzen hat man bessere Aussichten: Die Herren von Tremigon und von Coetivi brachten sie in den Jahren 1769 und 1771 dahin. Beyde Expeditionen unternahm Herr Poivre, Intendant der Inseln France und Bourbon, der alles mögliche anwandte, diese zwo Kolonien zu bereichern, und also nichts versäumte, ihnen den gedachten neuen Handelszweig zu verschaffen.

Man hat bis auf diesen Tag behauptet, als ob die auf der Insel France gezogenen Gewürze an ihrer Güte verlören; aber man weiß itzt, daß dieses leere Gerücht bloß von Leuten verbreitet ward, die den Herrn Poivre um seinen Ruhm beneideten, welchen er sich während der Verwaltung jener Inseln erworben. Dieser wackere Mann hatte schon seit lange Feinde in der Kolonie, und hat deren noch itzt manche daselbst, so wie jeder nutzbare thätige Mann fast immer von Neidern und Undankbaren angefochten wird. Die Gewürze gedeihen vortreflich auf dieser Insel; schon itzt tragen die durch Körner gepflanzten Gewürznelkenbäume so herrliche Nägelchen, daß sie denen nichts nachgeben, die wir von den Holländern einhandeln; und in kurzem werden die Franzosen die Holländischen Gewürznelken nicht nur gänzlich entbehren, sondern wohl noch selbst von den ihrigen an andere Nationen verkaufen können. Die Muskatnußbäume sind nicht vollends so gut gerathen; denn da sie unter die Bäume von ganz getrennten Geschlechtern gehören, und man dieses dazumal nicht wußte, traf es sich, daß man nur wenig weibliche darunter hatte als man sie auf die Insel brachte; und dieß verhinderte, daß sie sich nicht so schnell vermehren konnten als die Nelkenbäume. Sonst verdienen jene glücklichen Versuche die ganze Aufmerksamkeit der Kolonisten; nur ist zu besorgen, die auf diese Insel wandernden Europäer könnten die erstern mit ihren systematischen Grillen von Projekten zu Projekten herumschweifen machen, so, daß sie vielleicht den Kaffebau vernachläßigen um Baumwolle zu pflanzen, und die Baumwollenbäume wieder ausreuten, um dafür Zuckerrohr, Getreide, Mais oder Maniok zu bauen. Eins von den größten Hindernissen der Kultur ist auch dieß, daß kein Europäer in der Absicht auf die Insel kömmt, um sich auf Lebenszeit daselbst festzusetzen: Man geht auf drey oder vier Jahre dahin, binnen welchen man sich zu bereichern sucht, indem man sein Bischen Geld auf die Schiffe steckt, die auf Madagaskar oder Mozam-

bike Sklaven kaufen; ein Handel bey dem sich allemal was gewinnen läßt, so wie bey den meisten dergleichen Handelszweigen die dem Menschengeschlecht zur Schande gereichen.

Die Bewohner der Insel benutzen niemal alle die Vortheile welche sie zur Verbesserung ihrer Ländereyen benutzen könnten: Die Sklaven arbeiten stets nur nachläßig; denn was läßt sich im Grunde anders von einem Unglücklichen erwarten, den man mit Geiselhieben dazu zwingt, das Interesse des auf ihn verwendeten Hauptguts abzutragen? — Ich muß zwar gestehen, daß ich einige menschlichgesinnte und mitleidige Herren jener Elenden kennen gelernt habe, die sie nicht mißhandeln, sondern ihnen ihre Knechtschaft erleichtern; aber die Zahl dieser bessern Menschen ist entsetzlich klein. Die übrigen alle behandeln ihre Negern mit der grausamsten und empörendsten Tyrannenwuth. Wenn der Sklave den ganzen Tag hindurch gearbeitet hat, muß er erst seine Nahrung im Gehölze suchen, und bloß von ungesunden Wurzeln leben. Diese Unglücklichen sterben von Elend und unmenschlicher Behandlung, ohne das mindeste Gefühl von Erbarmung bey ihrer Herrschaft zu erregen; daher haschen sie auch nach jeder Gelegenheit durch die Flucht zu entrinnen, um in den Wäldern Unabhängigkeit und neues Elend zu finden.

Trotz aller Anstrengung der Industrie wird diese Insel doch den Wünschen ihrer Bewohner niemals vollkommen entsprechen: Nie werden sich diese ein wahrhaft bequemes Leben darauf verschaffen können; denn, nebst den Verwüstungen der Stürme, haben sie auch noch gegen eine unendliche Menge gefreßiger Ratten und Vögel zu kämpfen. Die Zeisige (tarin, citrinella) und Kernbeisser aus Java, die man ehedem als Seltenheiten auf die Insel brachte, und sorgfältig in Kefichten verwahrte, haben sich so sehr vermehrt, daß sie fast alle Erndten auffressen. Um sie von den Saatfeldern zu verjagen, muß man stets einige Negern zur Schildwache ausstellen, die durch Geschrey und Händeklatschen ein anhaltendes Getöse machen müssen. Der Ratten ist eine so schreckliche Zahl, daß sie oft in einer einzigen Nacht ein ganzes Feld voll Mais aufzehren; nebst dem fressen sie auch noch die Baumfrüchte weg, und verderben selbst die jungen Bäume, indem sie die Wurzeln derselben abnagen. Dieß soll die eigentliche Ursache gewesen seyn, warum die Holländer diese Insel verliessen. — Die Regierung hat zur Ausrottung dieser schädlichen Thiere gute Anstal-

ten gemacht: Jeder Einwohner muß, nach der grössern oder kleinern Anzahl seiner Sklaven, eine gewisse Zahl jener Thiere erlegen, und die Köpfe der erlegten Vögel und die Schwänze der Ratten an das Polizeyamt einliefern. Indessen ist alle diese Vorsicht unzulänglich. Es ist unmöglich, derselben los zu werden, wenn nicht Raubvögel und Soldaten-Kommando's zugleich gegen sie losziehn. — Auf eben diese Art hat man ehedem die Heuschrecken vertilgt, deren eine so entsetzliche Menge auf der Insel war, daß nicht die mindeste Spur von Reis, Getreide oder Mais mehr übrig blieb, wenn sich ein Schwarm dieses Ungeziefers darauf niederließ: In der Folg nährte sich eine Art von Eisvögeln (Martius) die man aus Indien gebracht hatte, davon, und die Regierung that noch das übrige dazu, diese Insekten vollends auszurotten: Aber, wie man gemeiniglich nur die gegenwärtigen Uebel scheut, ohne sich auf zukünftige gefaßt zu machen, so ist man endlich auch müde geworden seine Wohlthäter um sich zu sehen; und nun schießt man ungeachtet aller Verbote täglich viele solche Amseln.

Die Insel France hat den Französischen Besitzungen in Indien von jeher viele unglückliche Streiche zugezogen, und wird es auch immer thun. Man glaubt, sie sey der Mittelpunkt ihres Handels, und wähnt, man könne zu Kriegszeiten mit den daselbst liegenden Truppen unsre Faktoreyen zeitig genug unterstützen; aber es ist itzt erwiesen, daß man vier Monate Zeit nöthig habe, um die Nachrichten und Befehle nach dieser Insel zu senden; und dann, trotz aller Thätigkeit bey den vor der Einschiffung erforderlichen Operationen, noch acht Monate; so daß alle nach Indien abgesandte Geschwader allemal erst nach Jahresfrist an ihre Bestimmung kommen. Dagegen erhalten die Engländer ihre Nachrichten innerhalb siebenzig Tagen; und da sie ohnehin Herren von Indien sind, haben sie schon eine ansehnliche Macht daselbst, und vertreiben die Franzosen gänzlich, noch ehe man auf der Insel France weiß, daß der Krieg angefangen sey. Um uns in Besitz jenes gesegneten Landes zu erhalten, müssen wir nothwendig einen Hafen auf der Küste Malabar haben, von wo aus unsre Geschwader zu allen Zeiten die feindlichen Flotten beobachten können. Es ist eine bekannte Sache, daß wir Pondischery schon zweymal bloß deswegen verloren haben, weil jene Geschwader die Küste Koromandel verliessen, und auf die Insel France segelten. — Hätte man die bis heut zu Tage auf diese Insel versandten Truppen in Indien unter-

halten, wenn sie auch schon besser genährt und gekleidet worden wären, sie würden doch daselbst viel weniger gekostet haben. Ueberdas wären sie bey vortheilhaften Anläsen schon an Ort und Stelle, und an das Klima gewöhnt gewesen; und wenn wir auch mit denselben keine Eroberungen gemacht hätten, würden wir doch wenigstens unsre Besitzungen in unsrer Gewalt behalten, und die Ehre unsrer Flagge haben vertheidigen können. Ich begreife zwar wohl, daß der auf dieser Insel kommandirende Offizier allemal behaupten werde, es sey auf jeden Fall eines Bruches höchst nöthig viele Truppen daselbst zu halten; denn es schmeichelt seiner Eitelkeit, viele Leute unter seinem Kommando zu haben; diese aber werden eben dadurch ihrem Vaterlande unnütz. Bey alle dem verlange ich nicht, daß man diese Insel leer lassen soll: Sie kann, in Friedenszeiten, allen Europäischen nach Indien handelnden Nationen zum Magazin dienen. Aber, wie viele Misbräuche müßte man daselbst erst abschaffen, ehe der König irgend einen Nutzen daraus ziehen kann? Um dieses zu bewirken, müßte die Verwaltung der Insel ganz in eine andre Form umgeschaffen werden.

Obschon die Insel France nur ein Pünktchen unsrer Erde ausmacht, ist sie doch eines der merkwürdigsten Denkmale von den Verwüstungen die den Erdball erschüttert haben. Alles woraus sie besteht, ist mit Eisen vermengt; alles gieng durch das Feuer; man sieht sogar noch den Schlund eines erloschenen Vulkans, und viele tiefe Grotten.

Das Klima des Landes ist sanft, gemäßigt, und fast ununterbrochen gleich: Es ist kein giftiges Ungeziefer darauf, und überhaupt kein schädliches Thier, ausser dem Skorpion und dem Tausendfuß. — Die Insel war ehedem sehr gesund; seitdem man aber den Boden aufgewühlt hat, ist man daselbst dem Fieber unterworfen. Ueberdas enthält das Wasser des Flusses (wie Herr von Cossigni in seiner Abhandlung von der Zubereitung des Indigo sehr wohl bemerkt hat) viel zähe Feuchtigkeit, die aus der Auflösung der darein fallenden Vegetabilien entsteht; welches Verstopfungen, Blutflüße, und Ruhr verursacht, von denen man nur mit äusserster Mühe wieder zurechtekömmt.

Der meisten Produkte aus dem Pflanzreiche wurden von thätigen Reisenden aus Indien, China, vom Vorgebürg der guten Hoffnung und aus Europa auf diese Insel verpflanzt. Die Ochsen und der größte Theil von Vögeln sind aus Madagaskar, die Pferde aber aus der Insel Bourbon und vom Kap. Die Küste ist sehr

fiſchreich; auch findet man auf derſelben eine Menge Muſcheln, Steinpflanzen (Madrepores), und ſogar Korallen. Das Gemüſe iſt daſelbſt gut, das Schweinfleiſch vortreflich; die kleinen Erbſen und die Artiſchoken eben ſo ſchmackhaft als die in Frankreich: Man fängt auch an Erdäpfel zu pflanzen, die man vom Kap geholt hat; die Pataten ſind ſehr gemein. In einigen Gegenden gedeiht die Viehzucht ungemein wohl, und bringt viel ein; da man aber nur eitel kranke oder durch irgend einen Zufall umgekommene Ochſen ſchlachtet, haben die Bewohner des Hafens ſtets nur ſehr ſchlechtes Fleiſch zu eſſen.

Die Nahrung des Negers beſteht in Mais, Maniok, Pataten, Kambards *) und Racine de ſonge **). Die gemeinſten Früchte ſind verſchiedne Arten von Bananen, die Ananas, Gujaven, Jambuſenbäume (Jamroſades) und Mangen. Auch giebt es Pfirſiche und Aepfel; aber ſie ſind ziemlich ſelten, und dann nicht vollends ſo ſchmackhaft als die Europäiſchen. In einigen Gegenden wachſen auch Trauben und Erdbeere.

Allmählig fängt man an, noch einige andre gute Früchte zu pflanzen, welches man den Bemühungen etlicher thätiger Koloniſten, beſonders dem Herrn Cere, Aufſeher des Königlichen Gartens zu verdanken hat, der auf der ganzen Inſel Geſäme von Litſchi, Longane, Wampi, Avocat †), Hevi oder Frucht von Zythere, von Rima oder dem Brodfruchtbaum, Kakao, Gewürznelken und Muskatnußbaum, vom Ravenſara, Sandelbaum u. ſ. f. ausgetheilt hat. Auch Herr von Coſſigni, welcher den ſchönſten Garten auf der ganzen Kolonie beſitzt, hat ſich beeifert, die ſeltnen und koſtbaren Gewächſe die er mit groſſen Koſten aus Europa, vom Kap, von Batavia, aus Indien und China hat bringen laſſen, mit den übrigen Einwohnern zu theilen, und auf dieſe Art zu vermehren.

Unter den Holzarten iſt das Ebenholz ſehr gemein, und findet ſich daſelbſt von verſchiednen Arten, als ſchwarzes, weiſſes und marmorirtes. Der jüngere Herr Linnäus hat endlich beſtimmt, zu welcher Gattung dieſer Baum gehöre, welches man bis itzt noch nicht wußte; er zählt ihn nämlich unter die Dioſpiros. Da wir noch nach China handelten, führten wir viel Ebenholz aus. Unter den übrigen verſchiednen Holzarten auf der Inſel France iſt keine zum Bau tauglich; überhaupt ſind alle viel zu grob, und werfen ſich unaufhörlich: Der Jambuck oder Takamaka iſt der einzige Baum

*) Vielleicht die *Cambares* bey Flacourt, Dioscorea ſativa Linn.

**) Vermuthlich die Sonzee bey Flacourt, oder Karaibiſcher Kohl, Arum eſculentum Linn.

†) Avocat-Baum iſt Laurus Persea Linn. A. d. Ueb.

welchen man etwa im Fall der Noth brauchen kann; und eben dieser giebt ein Harz, Takamake genannt, das man zu verschiednen Arzneyen braucht. Das Holz des Zimmtbaums wird am meisten zu Tischlerarbeiten verbraucht; es ist schön marmorirt, nimmt aber einige Monate nachdem es verarbeitet ist einen häßlichen Geruch an sich. Das Natteholz, das vom Aepfelbaum und Takamaka, verarbeiten hauptsächlich die Zimmerleute. Herr Ache hat eine sehr gute Art von Bauholz aufgefunden, welches man Anfangs für eine Gattung von Rosenholz hielt, das es aber nicht ist.

Die Insel hat viel Federwildpret; Perlhüner in Menge, gemeine und geperlte Rebhüner, Turteltauben, Korbigos; zweyerley Gattungen von Hasen die von den Europäischen ganz unterschieden sind: Die erste Gattung ist klein, hat sowohl vom Hasen als vom Kaninchen etwas an sich, gräbt nicht in die Erde, hat einen länglichten Körper, kurze Ohren und weisses Fleisch: Die zwote Gattung ist grösser, aber doch nicht so groß als die Europäische; sie hat kürzere Ohren, glatte und kurze Haare, und hinter dem Kopf einen schwarzen dreyeckigten Fleck. Die Hirsche werden allmählig etwas seltner; und um dieselben nicht gänzlich ausrotten zu lassen, hat die Regierung unter einer Geldstrafe verboten, dergleichen zu jagen.

Von der Insel Bourbon.

Die Insel Bourbon ist theils wegen ihrer Grösse theils wegen ihren Produkten wichtiger als die Insel France. Ihre ersten Bewohner führten eine so einfache Lebensart, daß sie wirklich etwas vom Stande der Natur an sich hatte: Unter einem heitern Himmel, mit Krankheiten unbekannt, beschäftigten sie sich mit Anbau des Kaffe, Getreides, und des Indigo, von deren Verkauf und ihrer stets zunehmenden Viehzucht sie auch lebten, und darauf alle ihre Wünsche einschränkten. Noch hatten keine Europäer die Gränzen ihrer Lüste und ihrer Bedürfnisse ausgedehnt; aber bald kamen sie mit einer Menge von Sklaven dahin: Man mußte die Gebürge umwühlen, um ihrer Habsucht ein Genüge zu leisten: Oft wiederholte Ausbrüche des dortigen Vulkans setzten einen Theil der Insel unter Asche: Die Luft verschlimmerte sich, die Krankheiten wurden einheimisch und breiteten sich entsetzlich schnell aus: Nun schickte man auch seine Kinder nach Paris um sie dort studieren zu lassen, und diese brachten alle Laster jener Hauptstadt Frankreichs mit sich in ihr Vaterland zurück. Die Menge der Bedürfnisse

vermehrte sich in eben dem Verhältniß, wie sich der Reichthum vermehrte; der Ackerbau ward den Sklaven überlassen, und als ein verächtliches Gewerbe angesehen, dessen sich jeder Eigenthümer schämte; und so ist itzt diese Insel beynahe vom gleichem Werth mit der Insel France.

Bald werden die Produkte des Bodens nicht mehr zur Nahrung der Bewohner hinreichen, und bey den über kurz zu erwartenden und unvermeidlichen Auswanderungen werden unfehlbar die Seschellen gute Dienste thun. In der That verdienen auch diese Inseln die Aufmerksamkeit der Regierung: Ihre für die nach Indien gehenden Schiffe vortheilhafte Lage, ihr guter Boden, ihre viele Häfen, in denen man noch niemals einige Unbequemlichkeit von Windstössen auszustehen gehabt, alles dieses macht sie nothwendiger Weise wichtiger, als die Inseln France und Bourbon.

Die Insel Bourbon hat keinen Hafen: Man behauptet zwar, es wäre möglich, zween derselben anzulegen, einen auf dem Fluße Dabord, und den andern in dem grossen Teiche des Quartiers St. Paul; ich glaube aber, es sey besser, diesen Versuch gar nicht zu machen.

Die Produkte dieser Insel sind beynahe die nämlichen wie auf der Insel France; besonders trägt sie vortreflichen Kaffe, den man kaum von dem Mokaschen unterscheiden kann: Die Ausfuhr desselben war ehedem beträchtlich, aber im Jahr 1772 verwüstete ein Orkan alle Kaffepflanzungen; und seitdem baut man, statt des Kaffe, Getreide, und Mais den man in die Königlichen Magazine verkauft; folglich müssen die Einwohner darben, sobald der König die Truppen aus der Insel France wegzieht.

Aus alle dem sieht man wohl, daß diese beyden Kolonien nur auf Unkosten des Indischen Handels, und zum Schaden der Staatsfinanzen bestehen.

Fünftes Kapitel.

Von dem Vorgebürg der guten Hoffnung.

Im Jahr 1652 lieſſen ſich die Holländer zuerſt auf dieſem Vorgebürge nieder; aber aus Furcht, ihre Bemühungen möchten fruchtlos ſeyn, ſuchten ſie ſich erſt in den Jahren 1760 und 1761 daſelbſt zu naturaliſiren; zu eben der Zeit, wo das Geſchwader des Herrn von Ache groſſe Reichthümer daſelbſt hinterließ. Von da an verwandten ſie mehr Mühe auf ihre Wohnungen: Ihre Beſitzungen wurden ſtets wichtiger; und heut zu Tage iſt das Kap der beßte Erfriſchungsplatz für alle nach Indien gehende Schiffe.

Die Gegend um die Stadt, welche ehedem nichts als unfruchtbare dürre Felſen wieſ, iſt durch zugeführte Erde in die niedlichſten Gärten verwandelt worden, darin man die Europäiſchen Früchte und Gemüſe mit gutem Fortgang pflanzet; ſelbſt das Innere des Landes, das, wie ganz Afrika, bloß mit brennendem Sande bedeckt war, iſt unter Europäiſchen Händen zur fruchtbaren Pflanzſtätte umgeſchaffen worden. Die Wohnungen der Holländer erſtrecken ſich bis auf zweyhundert Meilen in das Land hinein, wo ſie Getreide und alle für den Boden paſſende Gewächſe in ſo groſſer Menge ziehen, daß ſie ſich nicht nur ſelbſt davon nähren, und die dort einlaufenden Schiffe damit verſehen, ſondern auch noch einen Theil davon nach Europa verſenden. Dieſe Ausfuhr beſorgt die Kompagnie zwar zu ihrem eignen Schaden, aber doch in der Abſicht, damit die Einwohner den Landbau nicht vernachläßigen. Dieſe ziehen auch anſehnliche Heerden Ochſen und Hämmel, und machen eine erſtaunliche Menge Butter, den ſie alljährlich auf Karren in die Stadt führen. Die rings herumliegenden Hügel ſind meiſtentheils mit Weinſtöcken bepflanzt, wozu man die erſten Reben aus Madera geholt hat: Der Wein davon iſt weiß, und wegen ſeinem allzu ſüßlichen Geſchmacke ziemlich ſchlecht. Die Franzoſen führen einen Theil davon auf die Inſel France, weil der aus Europa dahin gebrachte für die Konſumtion dieſer kleinen Inſel nicht hinreicht.

Der zwo Meilen von der Kapſtadt entfernte Hügel **Konſtanz** trägt einen Muſkatwein, der bey allen Nationen beliebt, aber nicht ſo geſund als ſchmackhaft iſt: Er wiegt einen Grad mehr als ſelbſt das Seewaſſer, welches man ſonſt immer für die ſchwerſte flüßige Materie gehalten hat.

Der Perleberg, welcher einige Meilen tiefer im Lande liegt, verdient eine beſondere Aufmerkſamkeit: Er iſt einer der höchſten in der Gegend des Kaps, und beſteht aus einem einzigen Granitſtück, das aber an einigen Stellen geborſten iſt. Nahe um den Gipfel ſind von Natur einige Grotten und Baßins, darin man weiſſen und gelben Bergkryſtal findet.

Warme mineraliſche Waſſer giebt es ebenfalls in dieſer Erdgegend, beſonders zween Bäche denen man ſehr wunderbare Eigenſchaften zuſchreibt: Der eine iſt dreyßig, und der andere ſechszig Meilen von der Kapſtadt entfernt. Der erſtere macht in jede Leinwand unaustilgbare Flecken; dagegen giebt er den ſchon welken Kräutern ihre urſprüngliche Friſche wieder; ſo das es ſcheint, als hätte man ſie eben vom Stengel gebrochen, wenn man ſie aus ſeinem Waſſer hervorzieht. Der zweyte beſitzt eben dieſe letztgenannte Eigenſchaft, wäſcht aber nebſt dem auch noch die Leinwand auſſerordentlich weiß, ohne daß es nöthig iſt dieſelbe mit Seife zu reiben.

Das Land umher trägt viele Birken, verſchiedene Gewächſe von der Gattung der Lilien, und Knabenkraut. Das ſchönſte, welches ich von dieſer Gattung gefunden, iſt die *diſſa uniflora* des Bergius; davon aber die Abbildung in ſeinem Werke ſo mangelhaft iſt, daß man es beynahe kaum erkennen kann. — Der Silberbaum (*Protea argentea*) iſt der einzige einheimiſche Baum dieſes Landes, und der einzige der von Natur bis hundert Meilen in's Land hinein wächst. Alle jene ſo bewunderte Alleen von Eichen- Pappel- Kaſtanien- und Nußbäumen, ſind aus Europäiſchen Gegenden dahin verpflanzt worden, und haben daſelbſt ausgeartet.

Dieſe Erdgegend zeugt die ſeltenſten Thiere: Man findet daſelbſt Kameelpardeln oder Giraffen, Springböcke, Zebrapferde, Nashorne mit zwey Hörnern, Büffel von der größten Gattung deren Hörner von einer ungeheuern Schwere ſind, Löwen, Tiger, Elefanten, Elendthiere, Kudus *), Wölfe, wilde Katzen, kleine Böke deren Hörner wie eine Preſſſchraube geſtaltet ſind, Hirſche, wilde Ziegen (Gazellen), Seepferde, Seekälber oder Meerwölfe, und verſchiedne Arten der ſchönſten Vögel, davon die meiſten noch kein Reiſebeſchreiber beſchrieben hat.

Die Küſte iſt ſehr fiſchreich, hat auch vieles Muſchelwerk und viele Seepflanzen.

*) *Coudouks:* Vermuthlich die Coudous des Büffon; bey Pallas Antilope Oryx. A. d. Ueb.





P. Sonnerat pinx.

Poisson, Sculp.



P. Sonnerat pinx.

Poisson, Sculp.

Die Hottentoten haben sich, vermöge ihrer Nachbarschaft, so ziemlich mit den Holländern bekannt gemacht; sie ziehen sich etwas Vieh, das ihr ganzer Reichthum ist, und verkaufen einen Theil davon an die letztern. Ihre hauptsächlichste Nahrung besteht in gedörrtem Hammelfleisch, das sie mit anderm frischem Fleisch wie Brod essen; oder statt dessen einen kleinen mehlichten Zwiebel, der, wenn er auf Kohlen gebraten wird, wie eine Kastanie schmeckt, und daher **Hottentotenbrod** heißt.

Dieses Volk ist noch nicht sehr bekannt. Es hat weder Priester, noch Tempel, noch Götter, noch Gelehrte: Nur weiß man, daß es sich an jedem Neumond versammelt und die ganze Nacht durch tanzt; aber noch ist es ungewiß, ob es dieses aus einem Religionsgefühle thut. Soviel ist sicher, daß die Hottentoten einen bösen Geist erkennen, für den sie das kleine Insekt, das wandelnde Blatt (*Mante*, eine Art Heuschrecke) halten. Einige von ihnen zerschneiden aus Aberglaube in ihrer Jugend die Fingergelenke, weil sie glauben, daß nach dieser Operation der böse Geist keine Gewalt mehr über sie habe. — Ihre Sitten sind sehr sanft. Da sie an die Unabhängigkeit gewöhnt sind, ist ihnen jede Dienstbarkeit eine drückende Last, und wird ihnen bald ganz unerträglich. Wenn irgend einer aus ihnen bey einem Holländer in Dienste tritt, wirft er, sobald er etwas weniges erspart hat, sein Kleid von sich, und kehrt wieder in den Schooß seiner Familie zurück. Die fleischernen Schürzen ihrer Weiber, die sie von Natur haben sollen, sind ein blosses Mährchen: So viel ist richtig, daß einige einen Auswuchs an den Wasserlefzen haben, der manchmal sechs Zoll weit hinunterhängt; aber das ist eine besondre Erscheinung, die man nicht für allgemein annehmen kann.

Unstreitig sind die Hottentoten ein Volk, dessen genauere Kenntniß sehr merkwürdig seyn würde. Herr **Gordon**, Kommandant auf dem Kap, hat schon drey Reisen hinter einander in die innern Gegenden des Landes gemacht: Man wird ihm nicht bloß die Kenntniß des Landes und seiner Bewohner zu verdanken haben, sondern auch die von vielen bisher unbekannten Pflanzen und Thieren, die er sorgfältig beobachtet und beschrieben hat. Er hat hinter den Hottentoten ein ganz neues Volk entdeckt, das den Kaffern sehr nahe kömmt, und in kleinen Dörfern beysammen wohnt. Indessen bis seine Tagebücher uns die genauere Berichte über solche Gegenstände liefern, füge ich hier die Zeichnung dieser Menschenart bey (LXXXV. Tafel).

Sechstes Kapitel.

Von der Insel Zeylon, von den Maldiviſchen Inſeln, und von Malakka.

Von der Inſel Zeylon.

Im Jahr 1506 ſetzten ſich die Portugieſen auf Zeylon feſt, und erhielten ſich daſelbſt bis zum Jahr 1658, wo ihnen die Holländer allmählig eine Faktorey nach der andern abnahmen, und ſie endlich vollends aus der Inſel jagten; ſich ſelbſt aber bald in glänzende Umſtände verſetzten, und von Tag zu Tag ihre Macht vergröſſerten. Da ſie indeſſen Anfangs nur wenige Faktoreyen beſaſſen, hatten auch andre auswärtige Nationen noch immer die Freyheit die Küſte zu beſuchen, und mit den Landesbewohnern zu handeln; aber nun wollten die Holländer den Alleinhandel haben, und erklärten deswegen dem König von Kandy den Krieg. Die Engländer machten ſich gefaßt, aus dieſer Verwirrung ihren Nutzen zu ziehen, und einige Plätze an ſich zu reiſſen. Sie erſchienen mit drey Kriegsſchiffen auf der Küſte, und fiengen ihre Unterhandlungen mit dem König an; da ſie ſich aber nicht dazu entſchlieſſen konnten, mit bloſſen Füſſen vor ihm zu erſcheinen, und ſich noch einigen andern dergleichen niederträchtigen Demüthigungen zu unterwerfen, welche die aſiatiſchen Könige von den Europäern fordern, ſo gaben ſie ihr Vorhaben, die Holländer aus der Inſel zu vertreiben, wieder auf. Endlich that der König den Holländern Friedensvorſchläge; und ſie ſchloſſen auch wirklich den Frieden mit ihm, auf dieſe Bedingniß: Daß er ihnen die ganze Seeküſte bis auf drey Meilen in das Land hinein abtretten ſollte; welches jener auch that, ohne zu bemerken, daß er auf dieſe Art in ſeinem eignen Lande gefangen, und ein Sklave der Holländer ſey.

Die wichtigſten Beſitzungen der Holländer auf dieſer Inſel ſind Kolombo und Negombo auf der ſüd-weſtlichen Seite, Galle und Mature gegen Süden, Trinkemale und Jaffanapatnam gegen Nord-Oſten, Amſterdam und Manard gegen Weſt-Nord-Weſt. Nebſtdem haben ſie noch einige andere kleine Wachthäuſer, darin

ein Sergant und ſieben bis acht Soldaten liegen, welche die Küſte bewachen, und verhüten müſſen, daß die Landesbewohner keine Gemeinſchaft mit den vorbeyfahrenden Schiffen pflegen. Kolombo iſt aus allen der Hauptort, und die zweyte Beſitzung in Oſtindien. Die Städte ſind wie alle ihre Städte in den Kolonien; nämlich ſehr reinlich: Die Straſſen ſind nach der Schnur gebaut, und mit einer doppelten Reihe von Bäumen geſchmückt; einige haben auch einen Kanal in der Mitte. Ein groſſer Theil der Einwohner bekennt ſich noch zur katholiſchen Religion, welche ſie von den Portugieſen erhalten haben. Die Holländer erlauben ihnen auch Kirchen zu bauen, und zu ihrem Gottesdienſt Prieſter aus Goa kommen zu laſſen.

Kein fremdes Fahrzeug darf ohne den zu ſeiner Begleitung beſtimmten holländiſchen Steuermann in ihren Hafen einlaufen; und dieſer läßt das Schiff allemal viele Umwege machen, als ob er gewiſſe gefährliche Orte vermeiden wollte; aber dieſe Liſt iſt längſt abgenutzt: Alle Nationen kennen heut zu Tage den Hafen ſo gut als die Holländer ſelbſt.

Zeylon iſt eine der größten Inſeln: Sie iſt ſehr fruchtbar, und wohl mit Holz verſehen; auch hat man alle Jahre daſelbſt zweymal Reiserndte. Es befinden ſich darauf ſehr hohe Berge welche den nach Indien gehenden Schiffen zu Wegweiſern dienen. Der Adamsberg, oder Pic (*Pic d' Adam*), den man von allen Seiten her ſieht, iſt unſtreitig einer der höchſten in ganz Aſien, und ſeine Spitze iſt ſtets mit Wolken bedeckt; man nennt ihn den Adamsberg, weil man einen Fußtritt darauf ſieht, der von dem erſten Menſchenvater ſoll eingedrückt worden ſeyn.

Lange hat man geglaubt, dieſe Inſel ſey das Taprobane der Alten, oder, wie andre meynten, Salomons Ophir; aber es iſt wahrſcheinlicher, daß viel eher Achem der Platz war, aus dem die Flotten der Griechen ihr Gold und ihre Reichthümer holten.

Allem Anſchein nach haben die Indier ehedem große Kriege auf dieſer Inſel geführt. Ihre heiligen Bücher ſprechen oft von ihr unter dem Namen der Inſel Lange; und nach ihrer Schreibart haben viele von ihren Göttern (die aber weiter nichts als vergötterte Menſchen waren) die Könige derſelben vom Thron gejagt. Sie iſt beſonders in der Geſchichte des Wiſchenu berühmt, der unter dem Name Rama

seine Glaubenslehren dahin gebracht, die sich noch bis itzt unter der Sekte der Buddisten erhalten haben.

Die Indier glauben, diese Insel sey in der Mitte des Erdballs; und Rama, um dieselbe zu bekriegen, habe in der Meerenge Manard eine Brücke erbauen lassen, welche noch itzt die Affenbrücke heißt.

Dieses Land verdiente genauer untersucht zu werden; aber die Holländer werden es den Europäischen Naturforschern niemal erlauben. Sie ziehen grosse Vortheile aus demselben: Der Zimmt und Pfeffer sind die einträglichsten Produkte. Der Zimmt wird nur in den südlichen Gegenden gepflanzt, und für den beßten gehalten; denn der von Kochinchina ist zwar noch um vieles besser, aber sehr wenig bekannt, und äusserst schwer zu bekommen; darum wird er auch dem Zeylonschen niemal Abbruch thun. Der Pfeffer ist schlechter als der Malabarische.

Die Franzosen haben junge Zimmtbäume auf die Insel France verpflanzt, und sie gedeihen daselbst ziemlich gut: Die Zimmtrinde welche man von denselben einsammelt, ist eben so würzhaft als die Holländische, und kann einst eben so viel Absatz finden, wenn man die ächte Art sie zu bereiten wird ausfindig machen. Schon hat man dem Herrn von Roßigni vieles zu verdanken, der durch verschiedne Versuche gezeigt hat, daß man von dem Zimmtbaum grossen Vortheil ziehen könnte; auch ist der Zimmt, welchen er zubereitet hat, sehr gut.

Die Arekka, die Kardamomen, das Elfenbein und die Elefanten, sind ebenfalls wichtige Handlungsartikel dieser Insel. Nebst diesen hat sie noch Gold, Silber, Kupfer und Eisen, auch alle Arten von kostbaren Steinen, und Kiesel von allen Farben, mit denen man die ächten Steine vollkommen nachäffen kann. Die Perlen, welche man in der Meerenge von Manard fischet, machen Zeylon ebenfalls sehr berühmt.

Dieser kurzen Beschreibung von Zeylon will ich auch etwas weniges über die Maldivischen Inseln anhängen; denn nach ihrem itzigen Zustande läßt sich wirklich nicht viel darüber sagen.

Von den Maldiven.

Die Maldivischen Inseln machen einen grossen Archipel aus, welcher von sehr gesunden Kanälen durchschnitten ist. Sie sind flach, stark mit Holz bewachsen, und

tragen nichts als einige einheimische Früchte. Die Schiffe können ohne alle Gefahr sehr nahe an das Ufer fahren. Die Französisch-Indische Kompagnie hielt in einer dieser Inseln einen Korporal mit etlich Mann Soldaten; und Herr von Lally ließ im Jahre 1759 das Wachthaus neuerdings errichten. Die Bewohner dieser Inseln sind äusserst arm, bauen sich nicht einmal ihre eigne Nahrung an, und leben bloß von Reis den sie auf der ihnen nächsten Küste sammeln. Ihr Handel besteht einzig in Kauri, einer Art von kleinen Porzelänmuscheln, die bey uns guineische Jungferschaft oder Münze heissen: Wenn sie dieselben gefischt haben, legen sie alle auf einen Haufen an einen luftigen Platz bey ihren Wohnungen, und lassen die Auster davon verfaulen; ungeachtet dessen macht die Fäulung die Luft sehr ungesund, weil die Erde entweder durch sich selbst, oder kraft der verschiednen Theilchen die sie in sich enthält, überhaupt alle Dünste und zwar die feinsten an sich zieht; folglich eben auch die gefährlichsten von jener Fäulung, woraus dann nothwendig Krankheiten entstehen müssen.

Ueberdas liegen diese Inseln so niedrig, daß, wenn die See hoch ist, der größte Theil davon unter Wasser steht, welches sie noch ungesünder macht, und die Einwohner nöthigt, ihre Wohnungen in den Buchten auf die erhabensten Gegenden zu versetzen. Ihre Fahrzeuge sind viel zu schwach, sich in die hohe See zu wagen; indeß führen sie doch damit ihre Waare auf die Küste Malabar und Koromandel; und einige wagen sich sogar, ohne die mindeste Begriffe vor der Seefahrt zu haben, über den Bengalischen Meerbusen, gehen nach Achem, und holen eingesalzne Makrelen (*bonites*) die in dieser Gegend sehr gemein sind. Zum bewundern ist es, daß ihnen diese Speise keine Krankheiten verursacht; denn alle Europäer welche von diesem gesalzenen Fisch essen, bekommen ein mit schrecklichen etliche Tage lang anhaltenden Kopfschmerzen begleitetes Fieber, und werden am ganzen Leibe roth, als wenn sie vom Sonnenstich getroffen wären.

Der König dieses Archipels ließ aus den Trümmern des im Jahr 1776 auf einer dieser Inseln verunglückten Schiffes (des Düras) ein neues Fahrzeug von zweyhundert Tonnen erbauen, und sendet es nun alle Jahre auf die Küste Koromandel und Orixa.

Jedes Dorf hat seinen Beherrscher, welcher dem König einen gewissen in Kauri bestehenden Tribut bezahlt; und dieser muß dagegen dem Beherrscher der Küste Malabar Tribut geben.

Die meisten Bewohner der Maldiven sind Mahomedaner; woraus sich vermuthen läßt, daß sie von einigen Arabern abstammen, die, während ihrer Fahrt aus dem rothen Meer gegen die Küste Malabar oder Koromandel, auf diese Inseln verschlagen worden.

Von Malakka.

Malakka liegt im südlichen Theil der Malayischen Halbinsel. Die Holländer ziehen wenig Vortheil von dieser Besitzung, deren größter Theil von Chinesern, einer trägen Volksart, und der noch übrige von Malayen bewohnt wird, die von Natur Schurken sind: Beyde kann bloß die Furcht vor der sie beherrschenden Nation in einer Art von Ordnung erhalten, die sonst unter ihnen noch etwas unbekanntes ist.

Vor zweyhundert Jahren war die Malayische Halbinsel sehr bevölkert: Ihre Häfen waren das ganze Jahr hindurch mit Chinesischen, Kochinchinesischen, Indischen und Siamischen Schiffen angefüllt; aber die Tyranney der Beherrscher war Schuld, daß erwähnte Nationen dieses durch Sklaverey unterdrückte Land verliessen, und verschiedne Kolonien auf den benachbarten Inseln anlegten. Achem, Sumatra, Borneo, Zelebes, die Molukken und die Philippinen sind grossen Theils von Malaien bewohnt.

Malakka war ehedem die Residenzstadt der Landesbeherrscher, und die vornehmste unter den Indischen Städten. Die Portugiesen legten eine gute Zitadelle daselbst an, und ihre Handelschaft erhielt sich hundert und zwanzig Jahre lang.

Im Jahr 1641 wurden sie von den Holländern aus diesem Platz vertrieben. Dem siegenden General aber ward zum Lohne seiner Tapferkeit bey seiner Zurückkunft nach Holland der Kopf abgeschlagen: Sein Vergehen bestand darin, daß er den Nonnen, deren Kloster in der Zitadelle war, erlaubt hatte, in Prozession mit brennenden Wachskerzen daraus zu ziehen; denn sie hatten auf diese Erlaubnuß hin dicke hohle Wachskerzen gemacht, und dieselben mit Gold und Diamanten gefüllt, welches die Bewohner in ihr Kloster geflüchtet hatten.

Die Holländer führten in ihrem neu eroberten Lande eine allgemeine Religionsduldung ein. Sie waren überzeugt, daß es ein Hauptgrundsatz einer gesunden Politik sey, Leuthe von allen Nationen und Sekten zu dulden, wenn man eine Besitzung

in

in Aufnahme bringen will. Die Stadt daſelbſt iſt noch chriſtlich, und darin eine Römiſche Kirche

Die Zitadelle iſt gut; ihre Garniſon ſollte ſechshundert Mann ſtark ſeyn, iſt aber nie vollzählig: Ueberdas muß man noch einige Detaſchements davon heraus nehmen, um die kleinern auf der Küſte zerſtreuten Faktoreyen zu decken. Ein Fluß, der ſich bis zu ſeiner Quelle auf die achtzig Meilen in das Land hinein erſtreckt, fließt an den Mauern der Zitadelle vorbey; er iſt nicht breit, und die Einfahrt in denſelben ſehr unbequem: Eine Sandbank nöthigt die Schiffe allemal die hohe See zu erwarten, wenn ſie nach Debarquadäre hinauf wollen. Vermuthlich graben die Holländer aus Politik keinen Kanal daſelbſt, damit man dem Platze nicht ſo leicht beykommen könne.

Malakka iſt eins von den Ländern welche die Natur ausgezeichnet geſegnet hat: Immerwährender Frühling herrſcht daſelbſt. Alle Arten von Landesprodukten wachſen und mehren ſich dort zu allen Jahrszeiten. Das Land iſt von vielen Flüſſen durchſchnitten, und mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt: Aus dieſem Grunde iſt es den Europäern ſo wenig bekannt; und ſelbſt die Eingebohrnen können nicht tief in daſſelbe eindringen, weil die an ihre Wohnungen gränzenden ungeheuern Wälder voll reiſſender Thiere und giftigen Ungeziefers ſind. Die Produkte aus dem Thier- und Pflanzenreich ſind beynahe die nämlichen wie auf den Philippinen; und das Land hat überhaupt ſo viele Aehnlichkeit mit jenem Archipel, daß man nicht ohne Grund vermuthet, es ſey durch irgend einen heftigen Erdſtoß von demſelben getrennt worden.

Die Holländer bemühen ſich nicht ſehr darum, den Ackerbau auf dieſer Kolonie zu befördern, ſo wie es in den meiſten übrigen geſchieht. Nicht ein einziger Garten iſt rings um die Stadt her: Die ganze Gegend daſelbſt iſt gleich dem Innern des Landes allenthalben mit Gehölz bewachſen, ſo, daß die Tiger, Büffelochſen und Elefanten ſich eben ſo bequem daſelbſt aufhalten können wie im ganzen übrigen Lande. Nebendem ſind noch eine Menge Sümpfe da, die man nicht austrocknen kann, und welche daſſelbe ſehr ungeſund machen.

Zum bewundern iſt es, daß ſich die Holländer noch bis itzt in einem Lande haben halten können, deſſen Bewohner ſo ſchurkiſch und ſo ſehr zur Empörung geneigt ſind. Die von Natur wilden Malaien ſind dem **Opium** ſehr ergeben, und werden davon ganz wüthend: Wenn ſie eine gewiſſe Portion deſſelben zu ſich genommen, ver-

lieren sie alle Besinnungskraft, und stürzen sich blindlings in den Tod: Es ist dieß eine Art von Krankheit, die man füglich die **tolle Wuth** nennen könnte. Wenn sie von derselben befallen sind, laufen sie mit einem Dolch in jeder Hand durch die Gassen, und rufen dabey **Amock!** welches auf Malabarisch heißt, **ich schlage alles todt**: In diesem Zustande stehen ihnen ihre feurigen Augen weit zum Kopf heraus, ihr Mund schäumt, sie wüthen mit den Armen, und schlagen alles todt was ihnen auf den Weg kömmt. Jederman flieht vor ihnen; man verschließt die Häuser, und der Kommandant schickt ein Detaschement gegen den Wüthenden aus; dieser aber, statt zu fliehen, um seinem unvermeidlichen Tode zu entgehen, stürzt sich auf die Bayonetten los, bis er ohnmächtig zu Boden sinkt.

Diese natürliche Wildheit verunstaltet die Mundart der Malaien nicht; sie reden die sanfteste Sprache von der Welt.

Im Innern des Landes giebt es Gold- und Silber-Minen, die aber nicht benutzt werden. Auf der Oberfläche des Bodens findet man Kalin *), eine Gattung von Zinn, das nach China verführt wird; und dieß ist der einzige Handlungszweig, aus dem die Kompagnie einigen Gewinnst zieht: Aber er reicht nicht einmal hin, die dabey nöthigen Leute zu bezahlen, und die Ausgaben zu bestreiten, welche sie aufwenden muß, um sich auf dieser Küste zu erhalten. Der Handel mit Rohren ist so unbeträchtlich, daß sie sich genöthigt sah, denselben gegen einige Abgaben den Landesbewohnern zu überlassen. Von den benachbarten Inseln wird sie mit Adlerholz, Sandelholz und Sapanholz versehen. Einige Malaien treiben Schleichhandel: Die so genannten **Bugis** gehen nach den Molukken, nehmen dort Gewürze, und führen sie nach Achem und Queda. Jene, die mit Kalin Schleichhandel treiben, kreutzen in den Meerengen umher, und verkaufen es an die nach China vorbeysegelnde Europäische

*) Herr Daubenton hat einige Stücke dieses Metalls, die ich ihm nach meiner Rückkunft zugeschickt, aufgelöst, und gefunden daß dieses Kalin gewöhnliches Zinn sey. Die erwähnten Minen der Malaischen Halbinsel sind sehr ergiebig, und man führt jährlich einige Ladungen davon aus. Mich wundert, daß die nach China handelnden Europäer den Versuch noch nicht gemacht haben, Zinn dahin zu führen, da das Kalin mit so vielem Vortheil daselbst verkauft wird: Vielleicht hat man bloß aus Vorurtheil diesen Handelszweig nicht benutzt; denn man glaubte bisher immer, das Kalin sey ein von dem Zinn ganz verschiedenes Metall. So hat man auch geglaubt daß es die Toutenague der Chineser wäre, da doch dieses letztere auch kein natürliches Metall, sondern aus einem Gemische von Kalin und Kupfer zusammengesetzt ist.

Schiffe. Der Ausbreitung dieses Schleichhandels zu wehren, unterhält die Kompagnie einige Küstenbewahrer, welche sich bemühen die Fahrzeuge der Malaien aufzufangen.

Es giebt auf Malakka wirkliche Menschenfresser, und noch eine Art Geschöpfe, die ausser der körperlichen Gestalt nichts Menschliches haben: Sie leben auf Bäumen, und wenn jemand unter denselben vorbeygeht, steigen sie herunter und fressen ihn auf. Einige andre sind etwas weniger wild: Sie irren in den Wäldern herum, machen nicht einmal mit den Geschöpfen ihrer Gattung Gemeinschaft, leben von Früchten und Wurzeln, und wohnen selbst ihren Weibsen nicht bey, ausser wenn sie die Natur dazu einladet; welches also ein Beweis wäre, daß im Stande der Natur die Menschen ebenfalls eine zum Liebesgenuß bestimmte Zeit haben wie die übrigen Thiere. Einige dieser Wilden sind etwas gesellschaftlicher geworden, und handeln mit den Malaien, aber ohne mit ihnen Gemeinschaft zu machen. Sie legen unten an dem Baum, auf dem sie wohnen, das Kalin, welches sie auf den Gebürgen gesammelt haben; dafür stellen die Malaien einige Früchte oder andre Kleinigkeiten hin, die dann der Wilde zu sich nimmt sobald die Malaien vom Platze weg sind. Die Mundart dieser Wilden ist den Malaien unbekannt. Ich habe einen solchen gesehen, den man sehr jung gefangen hatte, und der itzt in Diensten eines Rathsgliedes, aber ein sehr träger Kerl ist.

Noch giebt es tiefer im Lande eine Art Menschen, deren Füsse eine ganz entgegengesetzte Stellung mit den unsrigen haben sollen: Ob mir indessen schon der Kommandant des Platzes selbst diese Nachricht als zuverläßig behauptet, glaub' ich doch, sie hätte noch nöthig, durch neue Beobachtungen bestätigt zu werden.

Malakka bringt einige vortrefliche Früchte hervor; z. B. den Rambe, den Rambutan und Manguſtan, welcher letztere die beßte ist, und alle Indische Früchte durch ihren leckerhaften Geschmack übertrift.

Siebentes Kapitel.

Von den Philippinen und Molukken.

Von diesen zween Archipels hab ich schon in meiner Reise nach Neu-Guinea gesprochen, aber seitdem wieder neue und sehr nöthige Bemerkungen darüber gemacht. Die Lage, Breite und Witterung der vornehmsten von diesen Inseln setze ich nach der Angabe des Herrn le Gentil an. Dieser scharfsinnige Beobachter hat sich eine ganz besondere Mühe über den Gegenstand gegeben, und seine Entdeckungen scheinen mir zuverläßig ächt.

Gewöhnlicher Weise theilt man die Philippinen und Molukken in zween Archipels ab: Nach meinem Bedünken machen sie eigentlich nur Einen aus; und wenn sie unter Einen Oberherrn gehörten, würden sie vermuthlich auch nur Einen Namen tragen.

Die Philippinen gehören den Spaniern, und die Molukken den Holländern: Diese letztern sind wichtiger und einträglicher als die erstern, und haben ihre Fruchtbarkeit dem Fleisse einer arbeitsamen und thätigen Handelsnation zu verdanken, die sich schon von jeher den Landbau hat angelegen seyn lassen. Auf den Philippinen hingegen zeigt alles die Trägheit eines Volks, das immer auf Religionsübungen erpicht ist, und sich nur beeifert Proselyten zu machen.

Von den Philippinen.

Die Philippinen erstrecken sich vom dritten oder vierten bis gegen den neunzehnten oder zwanzigsten Grad der Breite, und begreifen eine Menge Inseln in sich, davon die meisten noch sehr wenig bekannt sind: Die wichtigsten, und jene auf denen die Spanier Besitzungen haben, sind Lüzon, Mindoro, Panay und Mindanao.

Die Insel Lüzon (Luçon) liegt unter allen am meisten nordwärts: Die Spanier haben auf derselben Manilla erbaut, die Hauptstadt aller ihrer Besitzungen auf diesem Archipel. Ihre zum Handel nach China und andern Gegenden von Indien bequeme Lage könnte sie zu einer der reichsten Städte des Erdbodens machen; aber wo ist ihr

gend ein Spanier der sich mit Sammlung vergänglicher Schätze abzugeben Lust hat, wenn er sie durch mühesamen Handel, und auf Unkosten seiner National-Vorurtheile erwerben soll?

Manilla liegt auf vierzehn und einen halben Grad nördlicher Breite, und genießt fast das nämliche Klima wie Pondischery und Madras. Diese Stadt ist ziemlich groß und wohl gebaut; die Häuser sind schön, und nach der Schnur angelegt; auch sind prächtige Kirchen da. Sie ist befestigt, und liegt am Ufer eines ansehnlichen Flusses, der dicht an ihren Mauern vorbeyfließt, und dessen verschiedne Arme die ganze Insel durchkreutzen. Die herumliegende Gegend ist fruchtbar und zu jeder Art von Kultur tauglich, bleibt aber unter den Händen der Spanier ungebaut liegen. Diese Herren benutzen weder die vortheilhafte Lage der Stadt, noch die Fruchtbarkeit des benachbarten Erdreiches; sondern lassen es ohne Kultur sich selbst erschöpfen, und ungepflegt Früchte tragen die man nicht einmal einerndtet. Sogar die Gesetze, die den Landmann unterstützen sollten, hindern vielmehr zu Manilla den Fortgang der Kultur, und vernichten das Glück welches die Natur den Menschen zugedacht hat: Ungeachtet die Erzeugnisse des Bodens die Bedürfnisse der wenigen auf dieser Insel lebenden Menschen bey weitem übersteigen, ist jede Ausfuhre derselben verboten, und man läßt sie lieber auf der Stelle wieder verderben, worauf sie gewachsen sind. Wenn also von ungefähr in irgend einem Jahre plötzliche Veränderungen der Atmosphäre, Stürme, Regengüsse oder Trockenheit den gewöhnlichen Ueberfluß zerstören, so drückt die gräßlichste Hungersnoth dieses Land, das doch seiner Anlage nach derselben nie ausgesetzt seyn sollte. So groß und allgemein ist dort die Unwissenheit, die Trägheit, das blinde und dumme Vertrauen auf die göttliche Vorsicht: Man sammelt nicht mehr Feldfrüchte ein, als die man eben für ein Jahr nöthig hat; und dergestalt ist das schrecklichste Elend manchmal die nothwendige Folge jenes gefährlichen und widernatürlichen Zutrauens. Selbst der Instinkt einiger Thiere lehrt uns einen Vorrath von Lebensmitteln zu sammeln, und doch haben sich die Spanier noch nicht an diese Vorsicht gewöhnt.

Die Stadt Manilla hat ungefähr zwölftausend Christen. Sie war ehedem viel besser bevölkert, so lange sie noch von den Chinesern besucht ward, davon sich viele darin häuslich niederliessen, und andre daselbst sonst ihre Handelsgeschäfte trieben; aber ein allzu andächtiger Gouverneur verbannte sie aus misverstandner Politik aus der

Stadt, und jagte sie endlich gar aus der ganzen Insel. Nun fielen Handel und Künste, die sich auch seitdem nicht mehr erholt haben; und Armuth und Entvölkerung waren vollends die traurigen Folgen jener Verwaltung.

Kein Schiff kann vor Manilla ankern; denn bey der anschwellenden See ist die Mündung des Stromes sehr gefährlich zu befahren, in den aber doch kleinere Fahrzeuge einlaufen, die ihre Ladung vor dem Kaperthor an das Land setzen. Die Schiffe welche zu Manilla überwintern müssen, laufen in den Hafen von Kawite ein, der drey Meilen von Manilla, an der südostlichen Spitze der Bay liegt.

Kawite hat eine Schanze, die sich aber vor dem Angriff eines Europäischen Feindes sicher nicht halten kann: Sie ist auf einer so niedrigen Erdzunge angelegt, daß sie immer in Gefahr ist von dem Meer überschwemmt zu werden. Der dazu gehörige Hafen ist den Nord- und den Nord-Nord-West-Winden ausgesetzt; auch mit einer Gattung von Würmern angefüllt, die sich an die Schiffe hängen, und dieselben in kurzer Zeit ausser Stand setzen die hohe See zu halten. Die größte Unbequemlichkeit aber ist, daß man das frische Wasser sehr weit und auf den platten Fahrzeugen der Insulaner herholen muß, weil diese allein weit in den Strom hinauf zu fahren im Stande sind.

Drey Viertheile der ohnehin nicht sehr beträchtlichen Stadt nehmen, wie in allen Spanischen Orten, verschiedne Klöster ein. Was ausser der Stadt liegt, heißt die Vorstadt St. Rochus. Es ist aber nichts als ein Haufe einiger von Bambus mit Pisangblättern bedeckter Häuser, unter denen man doch noch die Ueberbleibsel einer Kirche sieht, die ziemlich schön mag gewesen seyn: Sie ward von den Mohren, die sich im Jahr 1762 mit den Engländern vereinigten, zerstört; und die ehedem heilige Stätte ward nun zum Raubnest wilder Thiere.

Die Spanier haben noch einige andre Besitzungen auf der Insel Lüzon. Indessen sollte man kaum glauben, daß sie gesinnt gewesen Kolonien zu stiften; denn sie schickten bloß Mönche dahin, und scheinen keine andre Absicht gehabt zu haben, als die katholische Religion dort auszubreiten: Daher zeigen alle unter dem Spanischen Joche stehende Völker kümmerlich einige wenige Züge die sonst eine polizirte Nation auszeichnen; sie welken in der Unthätigkeit dahin, haben nicht die mindeste Spannkraft, und scheinen sowohl gegen die Uebung der Tugend als des Lasters ganz gleich-

gültig. Trägheit, Nichtbrauch seiner wesentlichen Fähigkeiten und Furchtsamkeit, sind die Grundzüge ihres Karakters, und Elend ihr ihnen schon angewöhnter Zustand. Aber es giebt auch Gegenden, wohin die Spanier noch nicht haben eindringen können: Umsonst bemühten sie sich die dahin geflüchteten Völker zu unterjochen; umsonst brauchten sie Gewalt, Strenge und Todesstrafen, um dieselben sich und ihrer Religion unterwürfig zu machen; die Insulaner entkamen dem ihnen zugedachten Joch, indem sie sich in enge Pässe flüchteten, wo sie jene nicht angreifen konnten. Sie nahmen die Erinnerung der Uebel die sie schon ausgestanden hatten, und derjenigen mit denen man sie bedroht hatte, mit in ihre Zufluchtsorte, und nähren daselbst einen immerwährenden untilgbaren Haß gegen die Ausländer, welche sie als die Tyrannen ihres Vaterlandes ansehen, und gegen die sie unaufhörlich Rache kochen. Durch wilden Muth und Haß angefeuert, streifen sie bis vor die Thore der Hauptstadt; plündern, morden, verwüsten und entführen alles was ihnen aufstößt. Sie leben sogar auf Unkosten ihrer eignen Landsleute, die sich den Spaniern unterworfen haben; und rauben ihnen ihre schlechten Lebensmittel, welche diese aus Schwäche und Muthlosigkeit nicht zu vertheidigen im Stande sind.

Auf den Gebürgen dieser Insel giebt es noch vollkommen wilde Menschen: Sie fliehen vor jedem andern menschlichen Geschöpfe dessen sie ansichtig werden, selbst vor ihren wilden Brüdern, und irren stets einsam umher; bleiben auf der Stelle wo sie die Nacht überfällt, und schlafen in hohlen Bäumen. Nicht einmal Familienweise bleiben sie beysamen: Nur der unbezwingbare Instinkt der Natur beugt ihren ungesellschaftlichen Karakter, und reizt die Männer irgend ein Weibsen zu suchen, das ihnen von ungefähr in die Hände läuft, und zu dem sie bloß das natürliche Bedürfniß treibt.

Die Bewohner der Insel Lüzon, und aller Philippinen überhaupt, heissen Tagals: Sie scheinen von den Malaien abzustammen, und sehen ihnen auch ähnlich; ihre Sprache ist zwar von der Malaischen unterschieden, hat aber doch die Aussprache und das Sanfte derselben. Allem Anschein nach wurden diese Inseln einst sämtlich von einerley Volke bewohnt, bey dem sich bloß die äusserlichen Gebräuche auf verschiedne Art abgeändert haben: So mischte sich z. B. in Manilla soviel von Chinesischen und andern auswärtigen Sitten mit unter, daß die dortigen Bewohner ein ganz zusammengelesenes Volk auszumachen scheinen; doch sind alle schwarzbraun, groß und wohl-

gebaut. Ihre Kleidung besteht aus einem Hemd von Leinwand, die aus Fäserchen vom Abaka, einer Gattung von Pisangbaum, verfertigt ist; dieses Hemd ist sehr kurz, und wird über grosse sehr weite Hosen getragen. Aber ihre größte Pracht setzen sie in rothen gestickten sehr feinen Schnupftüchern, deren sie gemeiniglich drey an sich tragen, eins auf dem Kopf, das andre am Hals, und das dritte in der Hand. Die Engländer in Madras fabriziren solche ganz eigens für diese Nation.

Die Weiber tragen eine Art von kurzem Hemd das nur bis an den Nabel reicht, und ein frey fliegendes Halstuch; um den Unterleib winden sie ein Stück weisser Leinwand, davon das eine Ende an dem Gürtel festgemacht ist: Ueber diese Leinwand tragen sie noch einen andern gefärbten Stoff, den die Bewohner der Insel Panay verfertigen; und endlich über die ganze Bekleidung noch gewöhnlich ein schwarzes Mäntelchen, das ihnen vom Kopf bis auf die Füsse reicht. Ihre Haare sind schwarz, ausnehmend schön, und reichen ihnen manchmal bis auf den Boden; auch unterhalten sie dieselben sehr sorgfältig, beschmieren sie mit Kokosöl, rollen sie nach Chinesischer Art auf, und flechten oben gegen den Scheitel einen Knoten daraus, den sie mit einer goldnen oder sildernen Haarnadel zusammenheften. An den Füssen tragen sie gestickte so kleine Pantoffel, daß sie ihnen kaum die Zehen bedecken.

Die Häuser der Indier in Manilla sind aus Bambus, und mit Pisang-Blättern gedeckt; sie stehen auf hölzernen Pfeilern acht bis zehn Fuß von der Erde erhoben, und man steigt auf einer kleinen Leiter hinein, die man alle Abende wieder wegnimmt. Ihr Grund, die Häuser so hoch in die Luft zu bauen, ist, um sich vor der Feuchtigkeit zu bewahren; die Leiter aber nimmt man weg, um vor den wilden Thieren und den wilden Menschen sicher zu seyn. Ihr Bette ist gewöhnlich bloß eine auf den Boden ausgestreckte Matte.

Ihre Nahrung besteht aus Reis im Wasser gekocht, zu dem sie gesalzene Fische essen, oder in dessen Brühe sie eine Art Kraut (Gänsefuß) legen, um derselben ihr abgeschmacktes Wesen zu benehmen.

Es giebt viele Seen auf dieser Insel, davon der beträchtlichste jener ist, den die Spanier Languna de Bay nennen. Aus demselben kömmt der Fluß Manilla; folglich kann man auf Fahrzeugen die ganze herumliegende Gegend besuchen. Dieser See hat ungefähr dreyßig Meilen im Umkreise, und ist bis auf die hundert zwanzig Klafter

tief.

tief. Mitten darin liegt eine Insel, darauf sich einige Indische Familien geflüchtet haben, welche vom Fischfang leben, und sich in ihrer Freyheit erhalten, indem sie niemanden dort landen lassen. Auf der Westseite ist dieser See mit hohen Bergen umgeben, deren unterer Theil fruchtbar ist, und von einem sanften Völkchen bewohnt wird, das sich mit Verfertigung von Matten, Leinwand, und verschiednen Arbeiten von dem Abaka, beschäftigt: Vielleicht haben die ersten Mönche, die man zu ihnen schickte um sie zu Christen zu machen, sie zu dieser sanften Lebensart gebracht.

Obschon ihnen die Spanier eine neue Religion gaben, haben sie ihnen doch ihre eigenthümlichen Gesetze gelassen; wirklich üben sie noch ihre alten Gebräuche, und werden durch einen Indier aus ihrem Dorfe beherrscht, den aber die Spanier ernennen, für deren Unterthanen sie sich erkennen.

Dieses sonst so sanfte Volk eifert doch streng gegen die Laster, davon in seinen Augen der Ehebruch das gräßlichste, und einzige ist, das es mit dem Tode bestraft.

Auf der östlichen Seite des Sees liegen unübersehbare Ebenen, die von tiefen und breiten Flüssen durchschnitten, und rings umher fruchtbar bewässert werden. Dieses Land könnte eine zahlreiche Nation, und ein glückliches Volk nähren, wenn es von demselben wohl angebaut würde. Aber in seinem itzigen Zustande hat es bloß einige hie und da zerstreute Dörfer; elende Wohnungen von Leuten, die weder Tugend noch Ehrlichkeit besitzen, die, weil sie alle gleich verdorben sind, sich wechselweise selbst vor einander fürchten, und aus Mangel von Gesetzen, deren Schutz sie nicht kennen, ihre ganze Sicherheit bloß auf körperliche Stärke und Waffen stützen, die sie niemal von sich legen, sondern immer in Bereitschaft halten, auch wenn einer den andern nur anredet; so, daß der Umgang den sie mit einander haben, mehr einem immerwährenden Krieg als einer geselligen Vertraulichkeit ähnlich sieht. Selbst die Bande des Bluts verbreiten kein wechselseitiges Zutrauen unter ihnen; Verwandte, Brüder, Mann und Weib selbst, leben hier in stetem Mißtrauen, folglich auch in stetem Haß. Diese von dem sanften Karakter ihrer Nachbarn so sehr abstechenden Sitten sind vermuthlich aus der Art ihrer Unterjochung, und aus dem Andenken an die gräßlichen Todesstrafen entstanden, unter denen man ihre Väter zur Anbetung des Kreutzes gezwungen hat.

Es sind auf dieser Insel mehrere Vulkane, welche vermuthlich die vielen Erdbe-

ben verursachen denen dieselbe ausgesetzt ist, und deren sie alljährlich zwey, drey, oder vier aushalten muß. — In dieser Erwartung bauen die zu Manilla wohnenden Spanier das erste Stockwerk ihrer Häuser von Holz; und alles Zimmerwerk derselben ruht auf hölzernen Pfeilern. Auch haben sie auf solche Fälle hin in ihrem Hof oder Garten allemal eine kleine Hütte aus Bambus, darin die ganze Familie schläft, wenn die Jahrszeit ein Erdbeben zu verkündigen scheint.

Nach Herrn le Gentil sehr richtigen Bemerkungen scheint es, daß die Erdbeben häufiger am Ende des Jahrs, und am öftesten zu Nachtszeit sich ereignen. Ich spürte im Christmonat des Jahrs 1770 zwey derselben, davon das erstere ziemlich heftig war, und viele Häuser umstürzte: Es ward Abends um neun Uhr durch einen sehr starken Südwind angekündigt, der das Meer in Wuth brachte; die Atmosphäre war mit einem röthlichten Dunst angefüllt, und um zwey Uhr fühlte ich drey wiederholte Stösse, die mir einigen Reitz zum Erbrechen verursachten. Die auf der Rhede liegenden Schiffe spürten eben diese Bewegung, und man glaubte, sie wären gegen einander geprellt. Die Spanier fiengen dann geschwinde an, den Rosenkranz zu singen.

Diese Vulkane machen warme Quellen entspringen, deren es eine Menge auf der Insel Lüzon giebt: Einigen derselben schreibt man grosse Wunderkräfte zu, besonders jener zu Bailly, die an dem Ufer des See Laguna de Bay fließt, wo der König auch ein Hospital und öffentliche Bäder hat erbauen lassen.

Der Handel von Manilla könnte beträchtlich, und diese Stadt eine der reichsten und gewerbsamsten von ganz Asien werden. Die Spanier könnten selber nach China, nach Kochinchina, nach Indien, Bengalen, Surate, und sogar nach der Insel France gehen, und von daher sowohl die für sich selbst, als die für den Handel nach Mexiko benöthigten Artikel ziehen, und gegen die Produkte ihrer Insel vertauschen. Allein der von Natur träge Spanier will lieber seiner Indolenz, die er Ruhe nennt, nachhängen, als die Landesprodukte ausführen, welches nothwendiger Weise mit etwas Mühe verbunden ist.

Die Regierung hat verboten, irgend ein ausländisches Schiff in den Hafen einlaufen zu lassen. Alle Französische Schiffe, welche einen Gegenhandel anlegen wollten, und in dieser Absicht nach Manilla kamen, wurden allemal sehr übel empfangen; und die Eigenthümer derselben sahen sich immer auf die unangenehmste Weise gezwun-

gen, ein beträchtliches auf ihrer Ladung zu verlieren. Auch haben die vielen Hindernisse, welche man bey dem Ausladen und Einschiffen im Wege legt, den Handelsleuten von der Insel France allen Muth benommen, weiter dahin zu gehen, da es doch für beyde Nationen ein vortheilhaftes Gewerbe seyn würde.

Nur den Chinesischen und Indischen Schiffen ist es erlaubt, in Manilla einzulaufen, weil man dabey den Vorwand hat, daß man diese Leute bekehren könnte. Diese Schiffe bringen alle zur Konsumtion und zum Luxus nöthigen Waaren nach Manilla, und nehmen dafür die Piaster, welche die Gallion von Akapulko dahin führt.

Die Waaren welche man aus Manilla ziehen könnte, sind Tauwerk, Theer, Leinwand, Rottangrohr, Indigo, Orleanbäume, und Reis; die schöne daselbst wachsende Baumwolle würde eins der wesentlichsten Produkte für die Ausfuhr nach China geben, wohin man viele Ladungen von Surate sendet, und dabey manchmal Hundert vom Hundert gewinnt.

Zuckerrohr wächst von vortreflicher Gattung daselbst, und giebt einen Zucker, der den von Batavia an Güte noch übertrift. Auch sammelt man auf der Insel die Rinde eines Baumes, die statt Zimmt brauchbar ist, aber neben dem Zimmtgeschmack noch etwas Schärfe hat: Dieselbe ist dicht, und hat viele Schweißlöcherchen; der Baum selbst aber ist kein Zimmtbaum. Die Spanier verhandeln diese Rinde an die Chineser, die sie aber nicht sehr achten, weil sie die nämliche Gattung auch zu Hainam, in Tonkin und Kochinchina finden, und sich damit versehen. Wilde Muskatnüsse wachsen ebenfalls hier, haben aber keinen Geruch, und sind also zum Handel untauglich; sie sind klein, und der Baum, worauf sie wachsen, hat Blätter eines Fusses lang. Die gleiche Gattung findet man auch auf Madagaskar.

Der Tabak gedeiht hier sehr wohl; die Schiruten *) von Manilla sind wegen ihres angenehmen Geschmacks in ganz Indien berühmt; daher rauchen auch die Frauen in diesem Lande den ganzen Tag Tabak.

Den Kakao von Manilla hält man für besser als den amerikanischen: Dieß ist der einzige Baum, den man beynahe auf allen Philippinen sorgfältig baut, weil man

*) Die Schiruten von Manilla sind vier bis fünf Zoll lang, und aus über einander gerollten Tabaksblättern gemacht; sie sind eigentlich das, was man in Westindien Zigarros nennt.

unaufhörlich und gewaltig viel Schokolade daselbst trinkt, die man zur Erfrischung bey allen Besuchen aufsetzt. Indeß ist weder der Kakao noch der Tabak ein einheimisches Produkt der Philippinen; sie wurden erst aus Neuspanien hieher verpflanzt.

Auch Wachs könnte man aus Manilla ziehen, weil die Gebürge voll von Bienen sind, die es in grossem Ueberfluß machen.

Alle Flüsse führen viel Gold, welches beweist, daß es da Goldminen gebe: Die Indier, welche sich auf das Goldwaschen verlegen, gewinnen dabey dreyßig Sols des Tages.

Eisen giebt es da in gediegenen Massen; aber es ist mit einem andern Metall vermengt, welches daßelbe weicher macht als das unsrige: Man verarbeitet es so wie man es findet. Auch trift man Magnete, und hübsche Marmorbrüche an, aus denen der Marmor herrührt, mit dem die Kirchen geschmückt sind.

Auf Mindoro haben die Spanier nur einige kleine Besitzungen. Viele Reisebeschreiber haben die Sage verbreitet als wenn die Einwohner dieser Insel hinten Schwänze hätten; das Wahre an der Sache ist, daß sie ein etwas langes Steißbein haben.

Die wichtigsten Besitzungen der Spanier auf Panay sind Ilo-Ilo und Antige, welches letztere der einzige bequeme Ort zum Ankern auf der Insel ist.

Antige liegt auf zehn Grade zwey und vierzig Minuten der nördlichen Breite. Die Rhede ist zehn Klafter tief, und ziemlich weit vom Ufer entfernt: In den Monaten November, Dezember und Januar können die Schiffe ohne grosse Gefahr nicht darauf ankern; denn zu dieser Zeit wehen die Süd-west und Westwinde, welche seitwärts darauf hinstürmen, und die See sehr anschwellen machen. Das frische Wasser für die Schiffe holt man aus einem kleinen gegen Norden gelegenen Bach; es ist zwar ein grösserer Fluß welcher der Schanze statt eines Grabens dient, und den die Fahrzeuge weit hinauf rudern können, aber sein Wasser ist auch bey der kleinsten Ebbe doch immer salzig. Die Bewohner dieser Insel sind arbeitsamer als die auf Lüzon; sie verfertigen aus Baumwolle und den Fäserchen einer im Lande wachsenden Pflanze Schnupftücher und Leinwand, davon sie die gröbste zu ihrer eignen Bekleidung brauchen, die übrige aber an die Bewohner der benachbarten Inseln verhandeln.

Uebrigens ist Antige den andern Philippinen allen ähnlich: Die fruchtreiche Na-

tur verschwendet hier ihre Geschenke, und der Bewohner giebt sich nicht die mindeste Mühe dieselben zu benutzen, weil die Regierung keine Anstalten macht, ihn vor den Räubereyen und Plünderungen der Mohren sicher zu stellen, welche ihn ohne Unterlaß beunruhigen und ihm seine Fischerkähne sogar von der Rhede wegnehmen, die nur durch ein hölzernes Fort und eine darin liegende Garnison von zwanzig inländischen Christen gedeckt ist.

Diese Insel hat viel Wildpret, aber wenig Früchte; schlechte Kokosnüsse und Bananen sind die einzigen welche die Einwohner ziehen.

Man findet daselbst eine grosse Menge Hirschen, Eber, und wilde Schweine; die Büffel, Ochsen und Pferde sind so gemein, daß man sich nicht die mindeste Mühe giebt, sie einzuschliessen, oder für ihre Vermehrung zu sorgen: Die Pferde laufen uneingeschränkt umher, und haben keinen eignen Herrn, sondern gehören jederman; sobald jemand eines vonnöthen hat, fängt er das erste welches ihm entgegen kömmt, und läßt es wieder laufen, sobald es ihm den nöthigen Dienst gethan.

Die Luft ist auf der ganzen Insel ungesund, weil diese unbebaut und voll Moräste ist. Man glaubt, es seyen reiche Goldminen auf derselben.

Auf den Küsten der Insel **Mindanao** haben die Spanier mehrere Faktoreyen; können sich aber nur durch immerwährende Kriege gegen die vielen auf dieser Insel herrschenden Könige erhalten, davon bis itzt noch keiner die Spanier für seine Oberherren erkannt hat.

Der Hauptort der Spanischen Besitzungen auf Mindanao, ist **Sambuange**, welches auf der südlichen Küste der Insel liegt. Nach unsern Beobachtungen liegt es unter dem hundert und zwanzigsten Grad dreyzehn Minuten der Länge, und unter dem sechsten Grad vier und fünfzig Minuten der Breite; welches einen merklichen Unterscheid gegen die Angabe des Herrn le Gentil macht, der die Lage dieses Platzes, vermuthlich nach einigen unrichtigen Spanischen Karten, auf sieben Grade zwanzig Minuten der Breite ansetzt.

Die Spanier haben an diesem Platz eine sehr feste Zitadelle aus gehauenen und gebacknen Steinen aufgeführt, welche die Rhede wohl vertheidigen kann. Die Einwohner haben ihre Häuser innerhalb einer Umzäunung von Palissaden, die sich einerseits an die Zitadelle, und anderseits an ein kleines aus Holz errichtetes Fort

anschließt, worin vierzehn Kanonen sind, mit denen man die umliegende Gegend bestreichen kann.

Sambuange kostet den König von Spanien ziemlich viel, ohne ihm das mindeste einzutragen. Man hat diesen Posten hergestellt, um den Einfällen der Mohren von Yolo und den benachbarten Inseln zu wehren; ungeachtet dessen wagen sich diese letztern doch oft bis auf die Rhede vor Antige und Manilla, und nehmen nicht bloß die daselbst befindlichen Fischer und Fahrzeuge, sondern auch wohl reich beladene Schiffe weg: Ja, sie trotzen sogar die Einwohner von Sambuange selbst; landen in einer Ferne wo man sie nicht mit Kanonen erreichen kann, und verfolgen dann dieselben bis nahe an die Palissaden: Darum getrauen sich diese Unglücklichen nicht aus ihren Wohnungen herauszukommen, und bauen ihre Felder nur unter dem Schutz einiger Kanonen, die sie allemal mit sich führen, wenn sie ihre Aecker bearbeiten.

Der Boden ist fruchtbar, braucht wenig Arbeit, und trägt besonders viel Reis. Ochsen sind in Menge da, und sehr wohlfeil: Der König hatte einige in eine grosse an Sambuange stossende Ebne einschliessen lassen; und sie hatten sich so vermehrt, daß ihrer bey meiner Durchreise an die sechstausend waren. Um sie vor den Mohren zu schützen, hatte man in Mitte der Ebne ein hölzernes Fort angelegt, und mit acht Kanonen besetzt. In einer andern Ebne, die von der eben genannten durch eine Bergkette getrennt ist, haben die Spanier eine Pferde- und Büffelzucht angelegt; und auch diese Thiere haben sich ganz ausserordentlich vermehrt. Beyde Ebnen sind mit einer dünnen Waldung umgränzt, darin es viele Hirsche und wilde Schweine giebt. Die Flüsse dieser Insel führen, so wie die auf Lüzon, ebenfalls viel Gold.

Bey Sambuange wächst eine besondre Art von Kokosnüssen. Der Baum, welcher dieselben trägt, ist dem gewöhnlichen Kokosbaum vollkommen ähnlich; auch die Frucht ist gleich der gewöhnlichen Kokosnuß gestaltet, aber nicht vollends so dicke, und hat keine so gar zähe Schale wie dieselbe, sondern ein Fleisch das dem Fleisch der Artischoken ziemlich nahe kömmt, und ganz den Geschmack derselben hat. Vielleicht haben wir es auch darum niedlicher gefunden, weil es uns fremde war. Wenn man diese Frucht auf dem Baum überreif werden läßt, so verändert sie ihre Natur, und wird fasericht; in diesem Zustand hat sie einen herben Geschmack, und ist nicht mehr

genießbar. Ich habe sechs solcher Bäume auf die Insel France verpflanzt; sie sind aber alle zu Grunde gegangen.

Im südlichen Theil von Mindanao ist ein Vulkan, der unaufhörlich brennt, und den auf diese Höhe kommenden Schiffen zum Wegweiser dient.

Die Insel Yolo scheint der Gränzpunkt zwischen den Philippinen und den Molukken zu seyn. Die Holländer behaupten, sie gehöre zu den letztern; dagegen sind die Spanier so überzeugt, sie sey eine der Philippinen, daß sie es schon zu wiederholtenmalen versucht haben, sich auf derselben festzusetzen: Da sie diesen Zweck durch Gelindigkeit nicht erreichen konnten, wollten sie sich mit Gewalt davon Meister machen; aber alles war fruchtlos, die Bewohner von Yolo unterwarfen sich ihnen niemal.

Die Engländer hatten auf einer kleinen ostwärts von Yolo gelegenen Insel eine Faktorey, mußten sie aber verlassen.

Die Franzosen hätten sich dort festsetzen können; der König dieser Insel wollte der Nation seine Freundschaft bezeugen, und verlangte sogar die Französische Flagge. Ich glaube aber, die Franzosen haben besser gethan, daß sie sich nicht daselbst niederliessen; denn sie würden doch über kurz oder lang zum Opfer der Landesbewohner geworden seyn, welche sehr kriegerische unbändige Leute sind, obwohl ihr Beherrscher ein gutmüthiger Fürst ist.

Yolo ist nur eine kleine Insel, von etwa dreyßig bis vierzig Meilen im Umkreis; indessen verdiente sie doch, daß sich eine Europäische Nation darum bewürbe, weil sie vermöge ihrer Lage zum Gewürzbau und Handel sehr bequem ist. — Sie bringt viele Elefanten, auch Ambra hervor, und hat eine Perlenfischerey. Ihr Hafen dient den Mohren, welche als Seeräuber in diesen Gewässern herumstreifen, die Schiffahrt der Spanier stören, und bey ihren Einfällen die Leute aus den Kolonien derselben als Sklaven mit sich fortführen, zum Zufluchtsort. Die Küste hat immer so viele Fische, als die Bewohner derselben zu ihrer Nahrung brauchen; auch findet man Vogelnester darauf, welche die Chineser sehr hoch schätzen.

Von den Molukken.

Die Molukken machen einen beträchtlichen Archipel aus, der sich der Länge nach von Java bis gegen Neu-Guinea hin erstreckt: Die Papus-Länder, welche nur Ko-

lonien der Bewohner von Neu-Guinea sind, hangen davon ab. Die Holländer besitzen auf allen Inseln dieses Archipels Faktoreyen; aber auf Banda und Amboina haben sie auch Festungen und ansehnliche Besitzungen. Um den Gewürzhandel ganz ausschliessend für sich allein treiben zu können, haben sie sogar die benachbarten Inseln, auf denen auch Gewürz wuchs, mit Feuer verheeret: Aber ihre Bemühungen waren vergeblich; den alle Molukken, die Papus-Länder, und selbst Neu-Guinea, tragen Gewürz, und werden dergleichen tragen so lange sie in der Welt sind. Da die Franzosen diese Produkte einhandelten, suchten sie dieselben weder auf Banda noch Amboina, sondern auf Gebi und Moar. Die Französischen Schiffe flüchteten sich in den Hafen von Gebi, den beßten auf allen Molukken, den die Holländer nicht einmal kannten, weil ihn die Franzosen unbewohnt antrafen. Sie setzten sich daselbst fest, während daß die Könige von Maba und Patania, und der Sultan von Tidor ihnen die kostbaren Gewürzbäume verschafften, welche sie auf die Insel France verpflanzten, wo sie vollkommen wohl gedeihen (wie ich schon oben in dem Kapitel von der Insel France bemerkt habe); und nach Cayenne, wohin sie nicht lange nachher auch einige brachten.

Die Bewohner der Molukkischen Inseln sind überhaupt braungelb: Sie haben viele Aehnlichkeit mit den Malaien, von denen sie, allem Anschein nach, abstammen: Sie reden die gleiche Sprache, und haben die gleichen Sitten wie jene; sind weichlich, und dabey doch grausam und unbändig, welches vielleicht eine Folge ihrer herumirrenden einsamen Lebensart ist, die sie aus Furcht vor der Holländischen Sklaverey beständig in den Wäldern führen. Die von ihnen bewohnten Inseln sind fruchtbar, werden aber nicht angebaut; denn die Molukkaner leben bloß vom Sagu, der auf diesem Archipel auch ohne Kultur in grosser Menge wächst.

Die Religion der Molukkaner ist ein verdorbner Mahomedismus.

Nur die Weiber und die Priester tragen Kleider; die Männer bedecken bloß ihr Haupt mit einem bunt bemalten Hut aus Blättern des Latanier; ein schmales Stück Leinwand zur Bedeckung der Schaam ausgenommen, ist der übrige Leib ganz nackt.

Die Weiber kleiden sich in einen langen Rock, oder eigentlich eine Art von Sack ohne Falten, welcher sich vorne zuschließt; auch tragen sie ungeheuer grosse Hüte, welche sieben bis acht Schuhe im Umfang haben: Diese Hüte sind oben platt, und

mit

mit Muschelwerk und Perlenmutter verziert; unten dient ein drey Zoll hoher Zirkel statt des Hutkopfes, und macht ihn fest auf dem Kopfe halten. Diese Weiber gehen niemal aus, sondern leben stets in ihren Häusern verschlossen.

Die Priester tragen ebenfalls lange Röcke wie die Frauen, unterscheiden sich aber durch ihre Mützen, die oben spitzig zulaufen.

Beyde Geschlechter tragen an ihren Armen Ringe von einer Gattung Porzellänmuscheln, die sie durch langes reiben auf einem Stein in die gehörige Form schleifen.

Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, Köcher und Schild. Der Bogen ist aus einem sehr leichten, faserichten elastischen Holz, und mit Ringen aus geflochtenem Rohr verziert; auch statt der Sehne brauchen sie dergleichen zubereitetes Rohr. Die Pfeile sind aus leichtem elastischem Schilfrohr, und die Spitze aus einem sehr harten zackigten Holz, manchmal auch aus Fischgräten oder den Floßfedern grosser Fische. Die Köcher sind aus Baumrinden; die Schilde aus einem schwarzen sehr harten Holz, und mit Bildern von erhabner Arbeit aus kleinen schönen weissen Muscheln verziert. Diese Schilde sind lang, und in der Mitte schmaler als an beyden Enden.

Ihre Schiffe haben eine wohlausgedachte und besondere Bauart. Sie sind siebenzig bis achtzig Fuß lang: Die beyden Ende sind ungemein hoch, und reichen wohl an die zwanzig Fuß über das Wasser empor; das Steuerruder ist weiter nichts als ein anderes gewöhnliches langes Ruder, das aussen am Schiff angebracht und auf einem Gerüste gestützt ist. Das Schiff selbst besteht aus einem Haufen Bretter, die weder in einander gefügt, noch zusammengenagelt, sondern platterdings neben einander gelegt, und mit Stricken aus Rottang zusammengebunden sind: An beyden Seiten des Fahrzeuges sind zween horizontale Flügel festgemacht, welche dasselbe bey anschwellender See aufrecht erhalten müssen. Queer über diesen Flügeln sitzen zehn Männer, welche das Fahrzeug in Bewegung setzen, und es unglaublich schnell fortrudern: Ihre Kunst besteht darin, daß sie alle zugleich und mit vollkommner Zusammenstimmung ihre Ruder in das Wasser senken; und ohne Zweifel singen oder schlagen sie eine Art von Tamtam, während dem sie rudern, nur in der Absicht, damit sie in ihren Bewegungen genau zusammentreffen. Die Segel dieser Schiffe bestehen in einigen länglichten Matten, welche queer über den Mast hängen.

Die Papus, welche die Nachbarn der Molukkaner sind, weil sie die nahe an

Neu-Guinea liegenden Inſeln bewohnen, haben weder die Sitten noch ſonſt irgend eine Gleichheit mit den letztern; ſondern ſehen vielmehr den Kaffern von Guinea auf der Küſte von Afrika ähnlich; daher auch ihr Vaterland den Namen Neu-Guinea erhalten hat. Man kennt ſie noch ſehr wenig, weil man ſelten auf ihren Inſeln landet. Sie ſind ſtark von Körper, lang gewachſen, und glänzend ſchwarz, obſchon ihre Haut holpericht und rauh iſt; ſie haben groſſe Augen, eine eingedrückte Naſe, einen übermäßig weiten Mund, ſehr dicke Lippen, beſonders die Oberlippe, krauſe und glänzend ſchwarze Haare. Der Karakter dieſer Wilden ſtimmt auch mit ihrem äuſſerlichen Anſehn überein: Sie lieben den Krieg, und ſind tapfer und grauſam gegen ihre Feinde.

Auf den Molukken und Philippinen giebt es viele feuerſpeyende Berge, welche vermuthlich nur abgetheilte Ausbrüche eines einzigen gemeinſchaftlichen Feuerſchlundes ſind. Der beträchtlichſte davon iſt der auf Siao; er bedeckt bey ſeinen heftigern Ausbrüchen alle benachbarten Inſeln mit Aſche.

Achtes Kapitel.

Tagebuch einer Reiſe nach den Molukken.

Man würde mir vielleicht den Vorwurf machen, daß ich der Aufſchrift meines Werks nicht entſprochen habe, wenn ich nichts von meinen Reiſen meldete. Die Reiſen nach der Inſel France, auf Koromandel, und nach China, enthalten nichts intereſſantes; ſie ſind alle ſchon ſo bekannt, daß ich nur Dinge wiederholen müßte die ſchon mehrere Reiſebeſchreiber gemeldet haben: Beſonders hat Herr von Apres dieſen Gegenſtand vollends erſchöpft. Ich will alſo nur meine Reiſe nach den Molukken aufzeichnen; und dieß von der Abreiſe von Manilla an, welches der intereſſanteſte Standpunkt iſt. Jedes Tagebuch iſt aber ſo unausſtehlich trocken für den Leſer, daß ich für beſſer befunden, daſſelbe zu unterdrücken, und bloß die Tabellen der Reiſeroute, der Winde, und der zur Seefahrt nöthigen Beobachtungen dieſem Werk einzuverleiben; wobey ich mich in Abſicht der hiſtoriſchen Nachrichten auf meine Reiſe nach Neu-Guinea *) berufe. Das folgende Tagebuch wird nicht bloß den Seeleuten, ſondern auch den Erdbeſchreibern dienlich ſeyn, um dieſen Theil unſers Erdballs, der auf den uns bekannten Landkarten ſo fehlerhaft gezeichnet iſt, zu berichtigen. Ich will die Lage der Inſeln nach den Karten des Herrn von Apres verbeſſern.

*) Die deutſche Ueberſetzung iſt im Jahr 1777 bey Weygand in Leipzig gedruckt.

Tabellariſche Anzeige

Der Fahrt der Flüte die Inſel France, und der Korvette die Nothwendige; der Winde, und andrer zum Seeweſen nöthigen Beobachtungen.

Abreiſe von Manilla den 28 Dezember 1771.

(Man muß bemerken, daß die Rede allemal von dem Stand des Schiffes zur Mittagszeit iſt; und daß die Aufnahme von der Lage der Inſeln u. ſ. f. zu eben dieſer Stunde unternommen wurde.)

Monats-Tage.	Damals herrſch. Winde.	Lauf des Schiffes.	vermuthl. Länge.	Beobacht. Nördl. Br.	Anmerkungen.
Dezember 28.	N. N. O.	S. 1/4 S. O.		14° 6′	Friſche Winde.
29.	N. O.	S. 15° 30′ O.	118° 12′	13° 27′	Die Richtung der Waſſerſtröme geht gegen Süden. Anſicht der Inſel Mindoro ſüdwärts. 5° O.
30.	N. O.	O. 40° S.	118° 3′	12° 48′	Aufgenomen die Mitte von den Inſeln der Bank Appo gegen S. 27° W. Zufolge der Aufnahme und Breite, ſind dieſe Inſeln auf den Karte des Hr. d' Apres 14′ zu weit ſüdwärts angeſetzt.
31.	Veränderl. von O. N. O. gegē S. O.	S. 15° 30′ O.	118° 39′	12° 35′	Die Waſſerſtröme haben uns 8′ gegen N. und 5′ gegen W. verſchlagen.
Januar. 1772.					Aufgenommen die Inſeln der hohen See (les Iles du large), von W. 29° S. gegen S. 41° O. die Inſeln Ambola von S. 31° O. gegen S. 36° O.
1.	S. O.	S. 30° 40′ O.	118° 41′	12° 33′	
2.	Veränderl. von S. O. gegen O. N. O.	S. 25° 3′ O.	119°	11° 55′	Zufolge der Aufnahme u. d. Breite, iſt die ſüdl. Spitze von Ambola und Mindoro um 14′ zu weit ſüdw. Abweichung N. W. 1°.
3.	Veränderl. von N. O. 1/4 N. gegē N. O. 1/4 O.	O. 36° 30′ S.	119° 54′	11° 24′	Aufgenomen die nördl. Spitze der Inſel Panay gegen N. 39° O. Zufolge d. Breite u. d. Aufnahme, müſſen d. Karabaos-Inſeln um 3. Meilen gegen N. O. 1/4 N. zurückgeſetzt werden.
4.	Veränderl. von S. O. gegen O. N. O.	S. 1/4 S. O.	119° 48′	11° 14′	Ungleiche und veränderl. Winde.
5.	N. N. O.	S. 10° O.	119° 50′	11° 2′	Friſche Winde u. heiterer Himel.
6. und 7. Aufenth. in Antigua, bis auf den 14.	N. N. W.	S. W.		10° 42′	Geankert auf der Rhede von Antigua auf der Inſel Panay den 7 um 4 Uhr, auf 25 Klafter ſchlammichten Grund; die Flagge der Feſtung ſtand uns gegē O. 30° auf 1 Meile.

Tabellarische Anzeige der Schiffahrt, der Winde. u. s. f.

Monats-Tage.	Damals herrsch. Winde.	Lauf des Schiffes.	vermuthl. Länge.	Beobacht. nördl. Breit.	Anmerkungen.
Januar					
14	Veränderl. von O. N. O. gegen W. N. W.	S. 23° W.	119° 53′	10° 29′	An der Neger-Insel vorbeygesegelt: Die Ströme haben uns 10′ gegen Westen und 8′ gegen Süden verschlagen.
15	N. O.	S. 33° 15′ O.		9° 16′	Frische Winde und Regen: Die Ströme oder die fehlerhafte Lage der Neger-Insel haben uns 6′ gegen West verirrt; die südliche Spitze muß auf 9° 8′ seyn.
16	N. O.	S. 23° O. bis zu Sonnenaufgang und nach Sonnenaufgang bis Mittag. S. 31° 45′ W.		8° 32′	Ansicht der Insel Mindanao von O. S. O. gegen S. S. W. Die Ströme zielen gegen W.
17	N. O.	S. 18° 30′ W.		7° 13′	Aufgenommen Bouton-Lampo gegen S. 20 O. die Haasenohren-Insel gegen S. 43° W. auf 4 Meilen.
18	N. O.	S. 4° 40′ O.		6° 59′	Um 8 Uhr Abends im Hafen Kaldera auf der Insel Mindanao auf 46 Klafter Kies- und Korallengrund geankert. Das Ankertau riß entzwey.
19	S. W.	S. O. 1/4 O.	120° 13′	6° 54′	Um 1 Uhr Nachmittag auf 35 Klafter Grund von grauem Kies mit Korallen vermischt, geankert zu Sambuange auf der Insel Mindanao; der Thurm von Sambuange stand uns gegen O. N. O.
Aufenthalt zu Sambuange bis auf den 9ten Febr.					
Februar					
9	W. S. W.	O. 6° 20′ S.	120° 44′	6° 45′	Zwischen den Inseln Libako und Sakol durchgefahren, indem wir uns ohne Segel treiben liessen. Um 2 Uhr nach Mitternacht rollte ein Wasserstrom vorbey, der von N. O. gegen S. O. strömte, und die See so glänzend machte, als ob die Sonne aufgehen wollte.
10	N. W.	O. 28° S.	121° 9′	6° 21′	Häufiger Regen, Doner und Blitz.
11	Veränderlich von N. O. gegen N. N. O.	O. 23° S.		5° 48′	Regen.
12	Veränderlich von O. S. O. gegen N. N. O.	O. 6° 24′ S.	122° 6′	5° 48′	Nach der Aufnahme und Breite, muß die Pfeilspitze auf Mindanao auf 5° 49′ nördlicher Breite seyn. Die Lage der übrigen Inseln muß eben so verbessert werden.
13	S. W.	O. 14° S.	122° 52′	5° 24′	

Tabellarische Anzeige der Schiffahrt, der Winde, u. s. f.

Monats-Tage.	Damals herrsch. Winde.	Lauf des Schiffes.	Vermuthl. Länge.	Beobacht. nördl. Breit.	Anmerkungen.
Februar					
14	Veränderlich von Norden gegen N. O.	O. 14° 20′ O.	123° 10′	3° 57′	Regen und Sturmwinde. Die Ströme haben uns gegen Süden verschlagen. Südwärts bey Saringam vorbeygesegelt; die Ratten-Inseln an ihrer Mitte gegen N. 30° O. aufgenommen, die Runde Insel gegen S. 22° O. eben so; die Bugis-Inseln gegen S. 34° O. gesehen, auch den Vulkan auf Mindanao.
15	N. O.	S. 26° 15′ O.	123° 37′	2° 39′	Bey Aufgang der Sonne die Erbsen- oder Hühner-Insel aufgenommen von S. O. gegen S. 24° W. den Vulkan auf Siao gegen S. 12° O. die südliche Spitze von Tayolanda gegen S. 2° O. Nach unsrer Aufnahme und unsrer Breite muß die N. O. Spitze von Siao auf 2° 43′ N. Breite liegen.
16	Veränderlich von N. O. gegen N.	S. 36° O.	124° 21′	1° 38′ Südliche Breite.	Aufgenommen bey Aufgang der Sonne die Insel Miao von S. 16° O. gegen S. 20° O.
17	N. N. W.	S. 15° O.	124° 46′	38′	Aufgenommen die Insel Soucy gegen W. 27° S. die Küste Bazao von O. 9° S. gegen O. 16° S. Dayren-Eyland gegen O. 18° 30′ S. Umsegelt Grooly Tavali und Bachiam.
18	Veränderlich von N. gegen N. N. W.	O. 21° S.	126° 16′	25′ zweifelhaft	Aufgenommen die Insel Karkek gegen S. 40° O. Pulo-larcien *) gegen O. 40° S. Pulo-Pissang gegen O. 11° S. auf 5 Meilen; die Insel Garzia von S. 15° W. gegen S. 20° W. Durchgesegelt nordwärts von Oby eine Meerenge, welche wir die Französische Meerenge nannten. Nach unsrer Aufnahme muß Pulo-Pissang auf 10° 23′ liegen.
19	Veränderlich von W. N. W. gegen N. N. W.	N. 41° O.	126° 58′	19′	Bey Aufgang der Sonne aufgenommen Pulo-Gay gegen O. 10° S. Die Insel Gueby von O. 33° N. gegen N. 14° W. Wir konnten auf der Insel Gueby nicht ankern, weil wir nicht nahe genug an das Land gefahren waren.
20	N. N. W.	W. 44° S.	126° 48′	25′	Auf der S. O. Spitze der Rhede der Insel Gueby geankert auf 20

* Pulo heißt Insel.

Tabellarische Anzeige der Schiffahrt, der Winde, u. s. f.

Monats-Tage.	Damals herrsch. Winde.	Lauf des Schiffes.	Vermuthl. Länge.	Beobacht. südl. Breite.	Anmerkungen.
Februar					Klafter und einem Grund von kleinen verfaulten Korallen.
21	Veränderlich von W. S. W. gegen N. W.	S. 30° 15′ W.	126° 31′	38′	
22	N. W.	W. 25° N.	126° 15′	18′	
23	Veränderlich von N. gegen N. N. W.	S. O. 10° S.	126° 21′	11′	Geankert in einem sehr schönen Kanal, den die Insel Gueby und Faor bilden, auf 16 Klafter sandichten Grundes.
Aufenthalt auf Gueby bis auf den 2ten Merz.					
Merz					
2	N. N. W.	W. 28° S.		12′	
3	Veränderlich von N. W. gegen N. N. W.	W. 36° N.		6′	Aufgenommen bey Sonnenaufgang Pulo-Moar von N. 19° O. gegen N. 30° 30′ O. auf 3 Meilen. Die Spitze von Patanie von N. 3° O. gegen W. 37° N.
4	Veränderlich von N. O. gegen N. W.	N. 58° 45′		6′	Geankert auf Pulo-Moar auf 24 Klafter Grund von Korallen und verfaultem Muschelwerk.
Aufenthalt auf Pulo-Moar bis auf den 8.					
8	S. W.	O. 28° S.		6′	
9	N.	O. 19° S.	124° 2′ berichtigt	9′	Geankert in dem nämlichen Kanal der Insel Gueby. Die Länge wurde durch den Abstand des Mondes gegen die Sonne bestimmt.
Aufenthalt auf Gueby bis auf den 7ten April.					
April					
7	N. O.	S. 23° W.	124° 2′	27′	Im Abfahren von der W. Seite auf eine Korallenbank gelaufen.
8	N. O.	S. 19° W.	123° 23′	1° 17′	Aufgenommen bey Sonnenaufgang die Insel Boa von O. 10° S. gegen O. 4° S. auf 5 Meilen; Pulo-Pissang von S. 10° W. gegen S. 13° W.; Pulo-Parzien gegen S. 3° W.; Pulo-Karkek gegen S. 4° W.; noch mehrere kleine Inseln gesehn. Nach wiederholten Beobachtungen muß Pulo-Pissang auf 1° 23′ liegen. Abweichung N. O. 1° 21′.

Tabellariſche Anzeige der Schiffahrt, der Winde u. ſ. f.

Monats-Tage.	Damals herrſch. Winde.	Lauf des Schiffes.	Vermuthl. Länge.	Beobacht. ſüdl. Breite.	Anmerkungen.
April					
9	Veränderlich von N. O. gegen N.	S. 120° 45′ W.	123° 27′	1° 44′	Häufiger Regen. Anſicht von Geram von S. O. gegen S. S. W. Vermuthliche Abweichung N. O. 1° 30′.
10	Veränderlich von W. gegen N. W.	S. 27° W.	123° 9′	2° 8′	Aufgenommen Oby-Major von W. 30° N. gegen W. 38° N.
11	Veränderlich von N. W. gegen W. S. W.	W. 19° S.	122° 35′	2° 19′	Anſicht der Inſel Bouva gegen S. 43° W.
12	W. N. W.	W. 23° 15′ S.	122° 11′	2° 34′	Aufgenommen die Inſel Kelam von S. 60° O. gegen S. 10° W. Die Inſel Manipa gegen S. 5° W. Die Inſel Bouro von S. 28° W. gegen S. 37° W.
13	N. W.	W.	121° 43′	2° 34′ nach den Sternen 2° 33′	Donnerwetter mit Regen ohne Winde; aufgenommen die Xülla-Inſeln von W. 5° N. gegen W. 42° N.
14	N. W. beynahe windſtill	W. 25° 20′ S.	121° 41′	2° 49′	Abweichung beobachtet N. O. 1° 30′.
15	Veränderlich von N. gegen W.	S. 27° 30′ W.	121° 29′	3° 35′	
16	N. W.	S. 9° 45′ O.	121° 34′	4° 5′	Anſicht der Inſel Amblin gegen O. 26° N., welches nach unſern Beobachtungen ihre Breite auf 3° 54′ beſtimmt, und die ſüdlichſte Spitze von Bouro auf 3° 55′ Breite. Abweichung beobachtet N. O. 1°.
17	N. W.	S. 32° 15′ O.	122°	4° 50′	Beobachtung einer Mondsfinſterniß; um 11 Uhr 58′ war der Mond ganz verfinſtert, um 1 Uhr 25′ war er in der Form ſeines Zunehmens, und um 2 Uhr 15′ auſſer dem Schatten.
18	N. W.	S. 9° O.	122° 12′	6° 11′	
19	N. W.	S. 3° 40′ W.	122° 8′	6° 51′	Anſicht vieler kleinen Inſeln in W. S. W.
20	W. N. W.	W. 35° 45′ S.	122° 42′	7° 10′	Regnicht.
21	Veränderlich von W. N. W. gegen W. S. W.	N. 40° 30′ W.	121° 41′	6° 13′	Sturm mit Regen und Blitz vermiſcht.
22	W. S. W.	N. 44° W.	121° 37′	5° 42′	Windſtille.
23	Veränderlich von W. S. W. gegen S. S. W.	S. 25° W.	121° 29′	6° 3′	Anſicht von vierzehn Inſeln, welche ich für die Inſeln Kampin-Hoory halte.
24	S. S. O.	W. 44° S.	120° 56′	6° 39′	Eine Beobachtung der Länge durch den Abſtand der Sonne von

Tabellarische Anzeige der Schiffahrt, der Winde, u. s. f.

Monats-Tage.	Damals herrsch. Winde.	Lauf des Schiffes.	Vermuthl. Länge.	Beobacht. südl. Breite.	Anmerkungen.
April					dem Mond angestellt, deren Auflösung 125° 30′ gegen Osten von dem königlichen Observatorium zu Paris betrug, welches uns einen Unterscheid von 4° 34′ giebt, welche ich für den Rest meiner Reise berichtigen will. Ansicht der Vulkansinsel in O. 7° 30′ S. auf 6 Meilen; gemäß unsern Beobachtungen liegt also die Mitte der Vulkansinsel auf 6° 42′ südlicher Breite, und 124° 50′ der Länge.
25	S. O.	S. 27° W.	124° 51′ berichtigt	7° 22′	Aufgenommen die östliche Spitze der Tafelinsel gegen S. 33° W. Abweichung beobachtet N. O. 2° 30′.
26	Veränderlich von S. O. gegen S. S. W.	W. 41° S.	124° 26′	7° 41′	Die Richtung der Ströme geht gegen W. Aufgenommen die Insel Wester, von O. 5° N. gegen S. 21° 30′ O. Pulo-Baby von S. 1° 30′ O. gegen S. 7° O. Die Insel Kesser von S. 10° W. gegen S. 20° W. Die Insel Ombay gegen W. 27° S. gegen W. 43° S.
27	Veränderlich von S. O. gegen O. S. O.	S. 34° W.	124° 3′	8° 18′	Aufgenommen Timor gegen O. 14° S. gegen S. 38° W.
28	S. O.	W. 39° S.	123° 47′	8° 23′	Beynahe windstill.
29	S. W.	W. 33° 30′ S.	123° 31′	8° 21′	
30	S.	W. 28° 20′ S.	122° 54′	8° 59′	Aufgenommen die Insel Pantare gegen N. 1° O. Ykoussi gegen S. 5° O. Pulo-Bato gegen S. 24° W. Die Insel Lambeau von W. 32° N. gegen W. 45° N.
May					Die Richtung der Ströme geht gegen S. und W.
1	Veränderliche	S. 41° W.	121° 1′	9° 18′	Die schicklichsten Wendungen gemacht, um aus der Meerenge auszulaufen.
2	S. O.	S. 41° W.	120° 11′	10° 43′	Abweichung beobachtet N. O. 15′ Die ganze Meerenge muß um vieles berichtigt werden. Ausser der Ansicht des Landes und der Meerengen.
3	O.	W. 1/4 S. W.	117° 58′	12° 9′	Abänderung der Morgenweite N. O. 55′.
4	O.	W. 1/4 S. W.	115° 58′	12° 40′	
5	O.	W. 1/4 S. W.	114° 10′	13° 5′	Abänderung der Morgenweite N. W. 1° 40′.
6	O.	W. 1/4 S. W.	112° 41′	13° 40′	Abänderung der Morgenweite 1° 36′.
7	Veränderlich von O. gegen S. S. O.	W. 1/4 S. W.	111° 3′	14° 8′	

Tabellarische Anzeige der Schiffahrt, der Winde, u. s. f.

Monats-Tage.	Damals herrsch. Winde.	Lauf des Schiffes.	Vermuthl. Länge.	Beobacht. südl. Breite.	Anmerkungen.
May					
8	S. O. Veränderlich	W. 1/4 S. W. 3° W.	108° 48′	14° 33′	Vermuthliche Abweichung N. W. 2°.
9	von S. O. gegen O. S. O.	W. 1/4 S. W. 3° 15′ W.	107° 8′	14° 48′	Abänderung der Morgenweite 2° 45′.
10	S. O.	W. 1/4 S. W. 2° 45′ W.	105° 2′	15° 4′	Abänderung der Abendweite 3°.
11	O. S. O.	W. 1/4 S. W. 1° 40′ W.	102° 47′	15° 35′	Abänderung der Morgenweite 3° 56′.
12	O. S. O.	W. 1/4 S. W. 2° W.	100° 32′	15° 56′	Abänderung der Abendweite 2° 55′.
13	S. O.	W. 1/4 S. W. 2° 15′ W.	98° 33′	16° 14′	
14	S. O.	W. 1/4 S. W. 1° 45′ W.	96° 23′	16° 34′	
15	S. O.	W. 1/4 S. W. 1° 45′ W.	94° 52′	16° 44′	
16	S. S. O. veränderlich	W. 1° S.	93° 47′	16° 48′	Regnicht Wetter.
17	S. O.	W. 1/4 S. W. 1° 30′ W.	91° 36′	16° 58′	
18	S. O.	W. 1/4 S. W. 2° 15′ W.	89° 27′	17° 16′	
19	S. O.	W. 1/4 S. W. 1° 45′ W.	86° 55′	17° 28′	
20	S. O. Veränderlich	W. 1/4 S. W. 1° 45′ W.	84° 23′	17° 48′	
21	Veränderlich von O. gegen O. S. O.	W. 1/4 S. W. 4° S.	81° 44′	18° 29′	Vermuthliche Abänderung am Fuß des Zentaur 4° 10′. Der Morgenweite 3° 20′ zweifelhaft.
22	O.	W. 1/4 S. W.	79° 23′	19° 1′	Vermuthliche Abänderung N. W. 5°. Der Abendweite 3° 36′.
23	O.	W. 5° S.	77° 46′	19° 8′	
24	O. S. O.	W. 4° 39′ S.	76° 6′	19° 22′	Abänderung der Abendweite 4° 45′. Der Morgenweite 4° 23′.
25	O.	W. 4° 30′ S.	75° 5′	19° 32′	Abänderung der Abendweite 5° 32′. Der Morgenweite 5° 20′.
26	O.	W. 4° S.	74° 12′	19° 27′	
27	O.	W. 1° 22′ S.	72° 9′	19° 29′	Vermuthliche Abweichung N. W. 7°.
28	O. N. O. Veränderlich	W. 3° 30′ S.	70° 12′	19° 56′	Regnicht Wetter.
29	N. N. O. Veränderlich	W. 1° 45′ N.	68° 43′	19° 49′	
30	von N. O. gegen S. O.	W. 3° S.	67° 50′	20° 3′	Abänderung der Morgenweite 8° 49′.
31	S. O.	W. 3° 30′ S.	65° 40′	19° 57′	Vermuthliche Abweichung 9° 30′. Aufgenommen zu Mittagszeit die Insel Rodrige von N. 37° W. gegen N. 46° W. Zufolge der Aufnahme sind wir auf 61° der Länge, welches mich um 4° 21′ weiter westwärts versetzt, als ich vermuthet hatte.
Junius.					
1	O. O.	W. 5° S.	58° 3′ berichtigt	19° 36′	Abweichung N. W. 11° 20′.
2	S. O.	W. 1/4 S. W. 3° S.	55° 32′	20° 11′	Aufgenommen die Runde Insel von W. 37° N. gegen W. 46° N. Die Schlangen-Insel gegen N. 4° 30′ W. Die südlichste Landspitze der Insel France gegen W. 24° S.
3		Ankunft.			



P. Sonnerat pinx.

Desmoulins. Sculp.

Reise
nach
Ostindien und China.

Fünftes Buch.

Neu entdeckte Gegenstände aus der Naturgeschichte.

Erster Abschnitt.

Von den vierfüssigen Thieren.

Der Aye-Aye *).

(LXXXVI. Tafel.)

Dieses vierfüßige Thier hat viel Aehnlichkeit mit dem Eichhörnchen; ist aber doch durch einige wesentliche Kennzeichen von demselben unterschieden: Es gleichet auch einigermassen dem Maki und dem Affen.

Der Aye-aye ist vom Kopf bis zum Schwanz achtzehn Zoll sechs Linien, und der Schwanz desselben anderthalb Fuß lang.

Er hat an jedem Fuß fünf Finger, davon die an den Vorderfüssen sehr lange, und ein wenig krumm sind; welches macht daß er sehr langsam geht: Diese Finger sind auch mit krummen Nägeln versehen. Die zwey äusserſten Gelenke des Mittelfingers sind lang, dünne und unbehaart: Er bedient sich derselben, um aus den Ritzen der Bäume die Würmer hervorzuholen, von denen er sich nährt, und um diese Wür-

*) *Le Aye-Aye.* In der Französischen Urschrift S. 137.

mer in seinen Schlund zu stossen; dem Ansehn nach dienen sie ihm auch, sich an die Baumäste zu hängen. Die Hinterfüße haben vier mit krummen Klauen versehene Finger: Der fünfte oder innere bildet den Daumen, und hat einen platten Nagel, gleich den Nägeln des Menschen.

Der Aye-aye hat in jeder Kinnlade zween Schneidezähne, die sehr nahe beysammenstehen, und dem Schnabel eines Papagayen ähnlich sehen: Die untern sind viel stärker als die obern.

Er hat grosse, breite und flache Ohren: Sie sind schwarz, glatt, glänzend, und an der Aussenseite mit langen Haaren besetzt. — Ueber den Augen und der Nase, auf den Backen und am Kinn hat er Büschel von langen Haaren.

Das ganze Thier ist mit weißfalben Pflaumen oder feinen Haaren bewachsen, aus denen grosse schwarze Haare hervorstechen. Der Vordertheil des Kopfes und Halses sind von falbem Weiß; der Schwanz ist platt, buschig und mit langen Haaren besetzt: Ob er schon ganz schwarz scheint, sind die Haare desselben doch von ihrer Wurzel an bis zur Mitte ihrer ganzen Länge weiß.

Dieses Thier scheint von der Art derjenigen zu seyn, die sich in die Erde graben. Bey Tage sieht es nicht; sein Aug ist röthlicht und starr wie das Aug der Eule. Es ist sehr träge, folglich auch sehr sanft. Ich hatte ein Männchen und ein Weibchen, aber beyde lebten nicht länger als zween Monate; ich nährte sie mit gekochtem Reis, und sie bedienten sich zum fressen der dünnen zween Finger ihrer Vorderfüsse, wie die Chineser ihrer Stäbchen. Sie waren scheu, furchtsam, liebten sehr die Wärme, krochen immer zusammen um zu schlafen, legten sich auf die Seite, und verbargen ihren Kopf zwischen den Vorderfüssen. Sie lagen stets unbeweglich da; und nur durch vieles Rütteln konnte man sie dahin bringen, daß sie sich regten.

Obschon dieses Thier einen sehr langsamen Gang hat, und unter Tags immer eingeschläfert zu seyn scheint, ist es doch von dem **Ueno** (*Unau*, Bradypus didactylus. **Linn.** das zweyfingerige Faulthier), und dem **Ai** (*Aï*, Bradypus tridactylus. **Linn.** das dreyfingerige Faulthier) des Herrn **Büffon** ganz unterschieden.

Der Name Aye-aye, den ich ihm beygelegt, ist ein Schrey, den die Einwohner von Madagaskar zur Bezeugung ihres Erstaunens von sich geben. Wir kennen diesen Aye-aye erst seit wenig Jahren, weil wir selten auf die westliche Küste jener Insel kom-



P. Sonnerat pinx.

Desmoulins. Sculp.

men, die sein Vaterland ist: Die Bewohner der östlichen Küste versicherten mich, daß der meinige der erste war, den sie gesehen *).

Das grosse Eichhörnchen von der Küste Malabar **).

(LXXXVII. Tafel.)

Diese Gattung ist die größte die man kennt: Sie hat die Grösse einer Hauskatze. Ihre unterscheidenden Kennzeichen sind:

Zween Schneidezähne in jeder Kinnlade; die in der untern Kinnlade stärker und länger.

Fünf Zehen an jedem Fuß: Vier Zehen der Vorderfüsse sind mit krummen Klauen versehen; der fünfte oder innere aber ist wie ein Stümmel oder eine Art von Daumen, der einen flachen Nagel hat. Die Zehen der Hinterfüsse sind alle mit krummen sehr starken Klauen versehen.

Der Schwanz ist buschig, länger als der Leib, und eben so dicke, wenn es ihn sträubt: Es schwingt ihn mit ungemeiner Fertigkeit bis über den Kopf hin. Wenn es im Walde läuft, hält es denselben beynahe senkrecht.

Seine Ohren stehen gerade empor, und sind an der Spitze mit einem Büschel Haare besetzt.

Sein ganzer Leib ist mit sehr langen Haaren bewachsen. Der Obertheil des Kopfs, die Ohren, der Rücken, und die Seiten des Bauches sind dunkel rothgelb; eine kleine Streife von eben dieser Farbe hebt sich unter den Ohren an, erstreckt sich über den Hals hin, und krümmt sich gegen den Leib zu: Der hintere Theil des Halses, der Anfang des Leibes, und das Hintertheil der vordern Schenkel sind schwarz. Das ganze Hintertheil des Thiers, und der Schwanz sind schwarz. Der Kopf, das Vordertheil des Halses, die Schenkel, Schienbeine, Füße und der Bauch sind rostiggelb, und die Brust etwas lichter. Der Stern ist mattgelb.

Dieses Thier wird leicht zahm, und lebt von Früchten. Gemeiniglich sitzt es fast

*) Dieser Aye-Aye hat doch viel Aehnliches mit dem Mongous des Herrn Büffon XIII. Taf. 26. und scheint eine Abänderung von Linne Lemur Mongoz. A. d. Ueb.

**) *Le grand Ecureuil de la côte de Malabar.* In der Urschrift S. 139. Sciurus macrorus. Linn.

ganz aufrecht, und bedient sich seiner Vorderfüsse statt einer Hand, um seine Nahrung zum Munde zu bringen. Sein Geschrey ist scharf und durchdringend.

Es liebt vor jeder andern Nahrung die Milch der Kokosnuß; und wenn diese Frucht reif ist, beißt es dieselbe noch an dem Baum auf, und trinkt bloß den Saft davon.

Man findet es auf der Küste Malabar, wo es die grosse Waldratte (*grand rat des bois*) genennt wird: Aber viel häufiger hält es sich auf den Kardamomen-Bergen, einem Theil des Gebürgs Gate, auf.

Das Eichhörnchen aus Gingi *).

Es ist etwas dickleibiger als das Europäische Eichhörnchen, und überhaupt erdegrau; an dem Bauch, den Schenkeln und Füssen aber etwas lichtfarbiger. Es hat an jeder Seite des Bauches einen weissen Streif, der vom vordern Schenkel bis zu dem hintern reicht; seine Augen haben einen weissen zirkelförmigen Streif: Der Schwanz scheint ganz schwarz, ob er schon mit weissen Haaren vermengt ist.

Von den Maki **).

Die Maki scheinen etwas den Affen ähnliches an sich zu haben: Ihre Füsse sind zwar wie die Füsse der Affen, aber ihre Schnautze ist etwas länger. Beym Essen sitzen sie aufrecht wie die Eichhörnchen, und bedienen sich ihrer Füße wie einer Hand, um ihre Nahrung in den Mund zu stecken.

Die Hinterbeine der Maki sind länger als die Vorderfüße: Mit Beyhilfe derselben treiben sie ihren Körper wie mit einer Springfeder vorwärts, und machen also mit besondrer Leichtigkeit sehr grosse Sprünge. Wirklich sind die Maki die flinksten Thiere; sie springen so schnell von Baum zu Baum, daß man sie kaum mit den Augen erreichen kann. Sie scheuen sich sehr vor der Kälte. Sie schlafen auf den Hinterbeinen sitzend, und verstecken den Kopf zwischen die Schenkel. Sie haben sehr spitze Zähne, und nähren sich von Früchten.

---

*) *L'Ecureuil de Gingi.* Sciurus cinereus Asiaticus. *Erxleben* Syst. animal, p. 419. In der Urschrift S. 140.

**) *Maquis.* Lemur. Linn. In der Urschrift S. 141.



P. Sonnerat pinx.

Desmoulins Sculp.

Auf Madagaskar allein giebt es Maki, und zwar viele Arten derselben, die alle leicht zahm zu machen sind. Es scheint, sie seyen statt der Affen auf diese Insel versetzt, deren es daselbst gar keine giebt; wenigstens hat man bis itzt noch keine einzige Gattung derselben dort ausfindig gemacht. Die Vari (*Varis*, Lemur Macaco. Linn.), welche Flacourt Affen genannt hat, sind Maki: Die Madegassen nennen sie alle Makes, und haben ihnen diesen Namen wegen ihrem Geschrey gegeben, das dieses Wort auszudrücken scheint.

Ich will nur zwo Gattungen derselben beschreiben: Den Indri, und den wollichten Maki.

Der Indri *).

(LXXXVIII. Tafel.)

Der Indri ist die größte Gattung der Maki. Er unterscheidet sich von den schon bekannten dadurch, daß er keinen Schwanz hat, oder doch einen so winzigen, daß man ihn bloß beym Anfühlen spürt.

Er ist vierthalb Fuß hoch; wenn er aufrecht steht, sind seine Schenkel von hinten an gemessen eben so lange als der Körper.

Vier dicht neben einander stehende Schneidezähne in der untern Kinnlade, zween abgesönderte in der obern, und acht Eckzähne in jeder Kinnlade, bilden seine unterscheidenden Kennzeichen.

Er hat an jedem Fuße fünf Finger, die bis zum ersten Gelenke zusammengewachsen sind: Die Nägel sind alle platt, aber nicht wie die des Menschen am Ende rund, sondern laufen sehr spitzig aus; der Daumen der Hinterfüße ist sehr dicke, und länger als der an den Vorderfüssen. Ihre Schnautze ist nicht so lang wie bey den übrigen Gattungen der Maki.

Dieses Thier ist fast ganz schwarz, und hat ein dickes seidenartiges Pelzwerk. Die Schnautze, der Theil des Bauches gegen die Geburtstheile zu, das Hintertheil der Schenkel, und die Gegend unter den Armen, sind graulicht; das Untertheil der Lenden gegen den Schwanz zu um den After ist weiß. Das Haar an diesem Theil ist wollicht und kraus wie Schafwolle. Sein Aug ist weiß und sehr lebhaft. Sein Geschrey gleicht der Stimme eines weinenden Kindes.

*) *L' Indri.* S. 142.

Das Wort Indri heißt in der Sprache der Madegaſſen Waldmenſch. Dieſes Thier iſt ſehr ſanftmüthig; die in den ſüdlichen Gegenden der Inſel wohnenden Leute nehmen es noch jung zu ſich, ziehen es auf, und richten es zum Jagen ab wie wir unſre Hunde.

Der wollichte Maki *).

(LXXXIX. Tafel.)

Der wollichte Maki iſt vom Kopf bis zu Ende des Schwanzes Einen Fuß neun Zoll lang; die Länge des Schwanzes beträgt neun Zoll.

Er hat in der untern Kinnlade vier neben einander ſtehende Schneidezähne, und in der obern zween dergleichen abgeſönderte. Statt der Füſſe hat er Hände, die aus ſehr langen bis zum erſten Gelenke zuſammenhangenden Fingern gebildet ſind, deren Daumen ſich ſehr wohl unterſcheiden, dem Daumen des Menſchen gleichen, und einen platten Nagel haben.

Das ganze Thier iſt von erdefarbigem Rothgelb; ſein Bauch weiß, das Untertheil der Lenden gegen den Schwanz zu ſehr hell fahlröthlicht, und der Schwanz von gleicher Farbe, aber mit etwas mehr Roth bekleidet. Seine Schnauze iſt ſchwarz, die Ohren ſehr klein, die Augen groß und grünlicht grau. Dieſer Maki hat ein feines, zum Anfühlen ungemein weiches Haar, das kraus iſt wie Schafwolle.

Die Indiſche wilde Katze mit ſchwarzen Streifen **).

(XC. Tafel.)

Sie iſt vom Kopf bis zu Ende des Schwanzes zween Fuß lang; die Länge des Schwanzes beträgt neun Zoll.

Sie hat in jeder Kinnlade zween Schneidezähne, davon die in der untern ſtärker ſind; auch vierzehn Eckzähne in jeder Kinnlade: An jedem Fuß fünf mit Klauen verſehene Zehen; dieſe Klauen ſind ſtark und krumm. Der Leib iſt länglicht, mit kurzen flach liegenden Haaren bewachſen: Ihre Füße ſind kurz; der Schwanz iſt dünne, faſt eben

ſo

*) *Le Maquis à bourres.* S. 142. Lemur Mongoz. Linn. The woolly Maucauco. *Pennant* Syſt. p. 136. Simia Sciurus. Schreber Säugthiere. 1. Tab. XLII.

**) *Le Chat ſauvage à bandes noires des Indes.* In der Urſchrift S. 143.



P. Sonnerat pinx.

Darmoulins, Sculp.



P. Sonnerat peinx.

Darmoulins Sculp.





P. Sonnerat peinx.

Desmoulins, Sculp.

so lang als der Leib, läuft am Ende spitzig aus wie bey unsern Katzen, und ist mit schwarzen und röthlichtgelben Haaren bewachsen, welche viel länger sind als die am übrigen Körper.

Die Farbe der Katze ist grau; am Untertheil des Kopfs und des Halses, an den Schenkeln und Füßen aber mit Rothgelb verwaschen; der Bauch ist weiß. Sie hat sechs schwarze Streifen am Leib: Vier davon sind gerade, fangen hinter dem Kopf an, laufen über den ganzen Leib hin, und enden gegen den Schwanz zu: Die übrigen zween an den Seiten des Bauches sind wellenförmig, fangen bey den Schulterbeinen an, und enden sich am hintern Schenkel mit einer Rundung: Noch hat sie auf dem Hinterschenkel einen andern Streif von gleicher Farbe, der sich dann gegen den Schwanz hin in zween Theile spaltet. Die Augen dieses Thiers sind lebhaft und röthlichtgelb; der Augapfel scheint in einer gewissen Richtung länglicht.

Die Zibetkatze von Malakka *).

(CXI. Tafel.)

Diese Zibetkatze ist nicht dasjenige Thier, welches unter diesem Namen in den Abhandlungen zur Naturgeschichte der Thiere von den Mitgliedern der königlichen Akademie der Wissenschaften beschrieben ist **); auch hat sie mit der Zibetkatze des Herrn Büffon ausser den allgemeinen Geschlechtszeichen nichts gemeinsam.

Die Zibetkatze von Malakka ist so groß wie unsre Hauskatze, und hat die nämlichen Kennzeichen und Neigungen. Ihr Schwanz ist länger als der Leib; er ist dünne, und läuft spitzig aus, wie der Schwanz unsrer Hauskatze. — Ihre Schnauze ist länglicht; die Ohren sind klein, rund und gerade emporstehend; die Beine kurz. — Sie hat fünf Zehen, die mit spitzen und krummen Klauen versehen sind, welche sie in die Zehen zurückziehn kann. — Ihr Aug ist klein und schwärzlich; der Augapfel scheint in einer gewissen Richtung länglicht.

Das ganze Thier ist von Farbe perlengrau, und am Obertheil des Körpers etwas dunkler. Der obere Theil des Kopfs ist schwarz. Ueber den Augen hat es vier schwarze

*) *La Civette de Malacca.* In der Urschrift S. 144.

**) Memoires pour servir à l'Hist. Nat. des animaux par Mr. *Perrault* p. 157. pl. 23.

runde Flecken; und über den Hals drey schwarze Streifen, die hinter dem Kopf anfangen, und sich auf den Schultern enden: Drey andre dergleichen heben sich um die Lenden an, und verlieren sich gegen den Schwanz hin; noch ein andrer befindet sich unten am Bauch, und reicht bis zu den Zeugungstheilen. Auf dem Leib und Schenkeln hat es ein und sechszig schwarze, runde, ziemlich grosse Flecken, welche symmetrisch in sieben Linien gereihet sind. Der Schwanz besteht aus abwechselnden schwarzen und grauen Ringen; die Schenkel und Füße sind schwarz.

Dieses Thier lebt von der Jagd. Es ist flink, und springt mit vieler Fertigkeit von Baum zu Baum; ist wild, und läuft gegen den Schuß, wenn es nur verwundet ist: Es verbreitet einen sehr starken Bisamgeruch durch einen Saft, der aus einer bey den Geburtstheilen liegenden Oeffnung träufelt. Die Malaien sammeln diesen Saft, und behaupten, er stärke den Magen, und reitze zur Liebe. — Diese letztere Eigenschaft macht ihn besonders den Chinesern sehr beliebt, welche ihn den Malaien wieder abhandeln.

Der Zenik der Hottentoten *).

(XCII. Tafel.)

Dieses Thier hat die Grösse einer Wassermaus. Seine Schnauße ist länglicht; jede seiner Kinnladen ist mit zween Schneidezähnen und sechszehn Eckzähnen versehen. Es hat an jedem Fuß vier mit Klauen bewaffnete Zehen: Die Klauen der Vorderfüße sind sehr lang und beynahe gerade, die an den Hinterfüssen kurz und krumm. Das ganze Thier ist röthlicht grau: Es hat zehn schwarze Streifen queer über den Leib: Der Schwanz ist nicht so lang wie der Leib; er ist dünne und an drey Viertheilen dunkelroth, der Ueberrest aber schwarz.

Der kleine Tandrek von Madagaskar **).

(CXIII. Tafel.)

Dieses Thier ist eben das, welches Herr von Büffon unter dem Name Tanrek beschreibt; aber seine Beschreibung, und die Abbildung die er uns davon geliefert hat,

*) *Le Zenik des Hottentots.* In der Urschrift S. 145.

**) *Le petit Tandrek de Madagascar.* Erinaceus Madagascarienſis. *Le Tanrek.* Buffon XII. Tab. 56. Der Asiatische Igel. In der Urschrift S. 146.



P. Sonnerat pinx.

Desmoulins. Sc.





P. Sonnerat peinx.

Desmoulins Sculp.

nahm er von einem Tandrek, der noch allzujung war, als daß man seine Kennzeichen hinreichend bestimmen konnte. — Wenn der kleine Tandrek vollends ausgewachsen ist, so beträgt seine ganze Länge sieben Zoll. Er hat in jeder Kinnlade zween Schneidezähne, und an jedem Fuß fünf mit Klauen versehene Zehen: Die Klauen der Vorderfüsse sind um ein beträchtliches länger als die an den Hinterfüssen. Seine Beine sind kurz, die Schnautze ist länglicht, und läuft fast in eine Spitze aus. Die Augen sind klein, und scheinen bloß wie ein Punkt. Er hat keinen Schwanz. Seine Farbe ist schwarz; doch hat er fünf länglichte weisse Streifen über den Leib hin. Die schwarzen Theile sind mit starrem Haar bewachsen; die weissen Streifen aber mit kleinen Stacheln, die den Stacheln des Igels gleichen: Aus den schwarzen Streifen ragen einige einzelne lange Haare hervor, welche bis zur Erde niederhangen. Der Kopf ist mit kleinen schwarzen Punkten gefleckt; die Schnautze weiß, das Aug mit einem weissen Kreise eingefaßt. Die Füsse sind röthlicht.

Die Tandreks haben einen langsamen Gang: Sie grunzen wie die Schweine, und haben daher von den Europäern die Namen **Erdschwein** und **Stachelschwein** erhalten. Sie graben sich in die Erde, und verschlafen drey Monate des Jahrs: Bey Tage verbergen sie sich, und kommen erst nach Untergang der Sonne hervor, ihre Nahrung zu suchen, die aus Früchten und Kräutern besteht. Ihr Körper ist nichts als ein Klumpe Fett. Die Bewohner von Madagaskar verspeisen sie, aber eben nicht als besondere Leckerbissen. Bis itzt hat man nur auf Madagaskar allein Tandreks gefunden.

Zweyter Abschnitt.

Von den Vögeln.

Ich werde in meinen Beschreibungen der Vögel den Grundsätzen des Herrn Brisson folgen, weil er der neueste unsrer Schriftsteller ist, der über die unterscheidenden Kennzeichen der Vögel geschrieben hat. Ueberdas ist seine Ornithologie die vollständigste, genaueste und weitläufigste aller bisher bekannten Werke dieser Art. Nur in der Abtheilung der Geschlechter des Hahns und der Rebhühner werde ich von seiner Ordnung abweichen, und dieselben vor das Taubengeschlecht setzen, weil mir diese Ordnung natürlicher scheint.

Der wilde Hahn und die wilde Henne *).

Die Gattung des Haushahns und der Henne sind zwar schon seit lange allenthalben bekannt. Die Spielarten derselben sind ungemein zahlreich: Man findet sie in den meisten Ländern der alten, und in vielen Gegenden der neuen Welt; und bey alle dem wissen wir doch nicht, welches das ursprüngliche Vaterland dieser Vögel sey, und wo sie noch in ihrer natürlichen Freyheit leben. Alles was die Naturforscher und Reisebeschreiber über diesen Gegenstand geschrieben haben, ist sehr ungewiß; hat weder hinreichende Genauigkeit noch die nöthigen Beweise bey sich, und ist überhaupt zu schwankend, als daß man sich darauf stützen könnte.

Dampier **) meldet etwas von wilden Hähnen, die er auf den Inseln Pulo-Kondor, auf Timor und San-Yago will gesehen haben. Diese Hähne sind, zufolge seinen Berichten, so groß als unsre Krähen, und ihr Gesang gleich dem Gesang unsrer Haushähne, nur etwas durchdringender. Aber Dampier hat sich nicht eigentlich mit der Naturgeschichte beschäfftigt: Er hat uns keine umständliche Beschreibung über den von ihm gesehenen Vogel gegeben; und nach dem, was er von demselben sagt, kann

*) *Le Coq et la Poule sauvages.* S. 148.

**) Dampier: Neue Reise um die Welt. Ebendesselben Fortsetzung der Reisen nach Neu-Holland V. Band.

man ihn nicht mit dem Haushahn vergleichen, und von der Uebereinstimmung oder dem Unterscheid ihrer Gattung urtheilen.

Gemelli Kareri berichtet, daß er auf den Philippinen wilde Hähne angetroffen: Merolla behauptet, daß er im Königreich Kongo dergleichen gesehen: Herr von Sonini der eine Reise nach Guiana gemacht hat, hörte, wie er versichert, in den Wäldern dieses ungeheuer grossen Landes einen Gesang, der dem Geschrey unsrer Hähne ganz gleich war; auch sah er in der Ferne die Vögel welche dieses Geschrey machten, und fand daß sie etwas ähnliches mit unsern Hähnen hatten. Er bemerkte nämlich, daß sie einen fleischichten Kamm auf dem Kopf, und zwo fleischichte Lappen am untern Theil des Schnabels hatten. Aber er hat diese Vögel nur von weitem gesehen, und nie einen von ihnen in seine Gewalt bekommen; folglich hat er bloß nach Vermuthungen geschlossen. Diese Bemerkung wäre indessen um so viel wichtiger, weil die erstern Schriftsteller, welche über Amerika geschrieben haben, einhellig versichern, daß es in diesem ganzen grossen Welttheile vor seiner Entdeckung keine Hähne gab. Koreal behauptet als ganz zuverläßig, daß die Hennen von den Spaniern nach Brasilien seyen gebracht worden, und belegt diese seine Behauptung mit einem sehr überzeugenden Beweise; nämlich, daß die Brasilier Anfangs vor dem Hühnerfleisch einen Abscheu hatten, und die Eyer derselben für Gift hielten. Nebst dem haben beyde Länder, Brasilien und Guiana, einerley Vögel gemeinschaftlich; und es ist nicht wahrscheinlich, daß die Hennen, wenn sie wirklich in dieser letztern Provinz einheimisch gewesen wären, sich nicht auch nach Brasilien verbreitet hätten, und den Bewohnern des Landes wären bekannt geworden. Aus dem allen schliesse ich, daß die Hähne, von denen Herr von Sonini spricht, entweder nicht zu dieser Vögelart gehören, oder daß sie von Haushahnen abstammen, die in jene Gegend gebracht worden, und in der Folge verwildert sind.

Aus der Beobachtung des Herrn von Sonini lernen wir also eben so wenig, als aus denen seiner Vorgänger, das Land kennen, aus dem der Hahn und die Henne eigentlich abstammen. . . . Sollt' ich über diesen Punkt glücklicher seyn als die übrigen Reisebeschreiber? Sind wohl jener männliche und weibliche Vogel, welche ich aus Indien mit mir gebracht, die ich wild und frey in den Wäldern herumirrend gefunden, sind diese wirklich der eine ein Hahn, der andre eine Henne; und kann man

sie in der That für die Stammältern des Haushahns und der Henne halten? . . . Diese zweyfache Frage kann ich nicht anders als durch die genaue Beschreibung dieser Vögel, durch ihre umständliche Vergleichung mit denjenigen für deren gleiche Art und Stammältern ich sie hielt, entscheiden. Vor allem müssen wir wissen, ob von den Vögeln, deren Beschreibung ich liefere, der eine ein Hahn und der andere eine Henne sey.

Nach der Angabe des Herrn **Brisson** sind die Kennzeichen des Hahns, daß er vier unbehäutete Zehen habe; drey vorne, und eine hinten; alle bis ungefähr zu ihrer Wurzel abgesondert: Die Schienbeine bis an den Fuß mit Federn bedeckt: Den Schnabel kegelförmig gekrümmt: Zwo fleischichte, länglichte, unter der Kehle hangende Lappen: Einen häutigen Kamm auf der Stirne.

Zu diesen vornehmsten Kennzeichen fügt **Brisson** noch bey, daß der Hahn und die Henne den Schwanz aufrecht tragen; statt dem ich aber lieber sagen wollte, senkrecht und etwas wenig zurückgebogen; welcher Ausdruck nach meiner Meynung einen bestimmtern Begriff von der Stellung des Schwanzes giebt. Eben dieser Schriftsteller setzt noch hinzu, daß der Schwanz aus vierzehn Federn bestehe, davon sieben auf die eine und sieben auf die andere Seite gebogen sind, so daß sie zusammen einen sehr spitzen Winkel bilden. Von dieser Stellung der Schwanzfedern bemerkt Herr **Brisson** noch, daß sie den Vögeln dieses Geschlechts ganz allein eigen sey, und keinem unter den übrigen bekannten Vögeln zukomme. Die Flügel endlich des Hahns und der Henne sind kurz, und erstrecken sich nicht über die Wurzel des Schwanzes hinaus: Die Männchen haben auch an jedem Fuß einen Sporn, der manchmal sehr lang wird.

Nach Herrn **Linne**, der keine so gar umständlich genaue Kennzeichen angiebt wie Herr **Brisson**, sind die Eigenschaften der Hausvögel überhaupt folgende: *Roſtrum conico-incurvum; maxilla ſuperiore imbricata*: In Absicht auf den Hahn aber besonders: *Frons criſtâ membranaceâ, longitudinali: Criſtæ palearium membranaceæ, binæ longitudinales.*

Den so eben angeführten Kennzeichen der Herren **Brisson** und **Linne** kann man noch einige andre von Herrn **Büffon** angeführte Bemerkungen beysetzen. Z. B. Die mittlern zwo Schwanzfedern des Hahns sind viel länger als die übrigen, und krümmen sich bogenförmig zurück. Die Federn am Halse und Steiß sind lang und schmal.



P. Sonnerat pinx.

Fessart Sculp.

Wenn man nun alle von den berühmtesten Schriftstellern angegebene unterscheidende Kennzeichen des Hahns und der Henne zusammen nimmt, und sie auf die Vögel anwendet, von denen die Rede ist, so findet man sie alle in denselben vereinigt; folglich ist ihr Geschlecht entscheidend bestimmt. Zwar hat die Henne weder den Kamm auf der Stirne, noch die häutigen Lappen unter dem Schnabel; aber ich will sie besonders beschreiben, und dann untersuchen, ob dieser Mangel eine hinreichende Ursache sey, sie für keine ächte Henne zu halten?

Wenn man nach den allgemeinen Geschlechts-Kennzeichen diese zween Vögel noch genauer untersucht, wird man sowohl bey dem Hahn als bey der Henne finden; 1.) Daß sich ihre Flügel nicht über die Wurzel des Schwanzes hinaus erstrecken; 2.) Daß ihre Füsse eben so gestaltet sind wie die Füsse der Hausvögel von dieser Art; 3.) Daß bey dem Hahn die mittlern zwo Schwanzfedern länger sind als die übrigen, und sich bogenförmig rückwärts krümmen; 4.) Daß die Federn am Hals und Steiß lang und schmal sind.

Es ist also eine ausgemachte Sache, daß diese zween Vögel Hahn und Henne sind, weil sie alle entscheidende Kennzeichen in sich vereinigen; sowohl diejenigen welche diesem Geschlecht allein und ausschliessend eigen sind, als auch die, welche ihm in einem allgemeinern Sinne zukommen. Nun, da der erste Zweifel aufgelöst ist, frägt es sich weiter, ob der Hahn und die Henne, die ich als solche annehme, die ursprünglichen Stammältern dieser Familie seyen; und ob man behaupten könne, daß die Spielarten von dem Haushahn und der Henne von denselben abstammen?

Ehe ich auf diese zwote Frage antworte, will ich eine umständlich genaue Beschreibung dieser zween Vögel liefern, damit die Vergleichung der verschiedenen Theile mit jenen des Haushahns und der Henne, und mit den Spielarten dieser Gattung, die Auflösung der Frage erleichtern.

Der wilde Hahn.

(XCIV. Tafel.)

Der Hahn ist von dem obern Ende des Schnabels bis zur äussersten Spitze des niederhangenden und ausgestreckten Schwanzes, zween Fuß vier Zoll lang. Sein Schnabel hat von der obern äussersten Spitze bis zu dem Winkel welchen er bildet

wenn er sich öffnet, fünfzehn Linien; und von eben diesem Winkel bis zu der Spitze des untern Theils, Einen Zoll. Das Schienbein ist von dem Knie an bis zur äussern Spitze der Klaue der Mittelzehe fünf Zoll lang; die Zehe selbst ist mit Einschluß der Klaue zween Zoll fünf Linien, und der Sporn Einen Zoll vier Linien lang. — Die Dicke des Körpers kann ich zwar nicht ganz genau bestimmen, weil sie bey den verschiednen einzelnen Thieren verschieden abändert; überhaupt aber beträgt sie um ein Drittheil weniger als bey dem gemeinen Haushahn. — Der Schnabel ist kegelförmig gestaltet, und an der obern Spitze gebogen; er ist hornfärbig, und dem Schnabel des gemeinen Hahns in allen Stücken vollkommen ähnlich. — Der obere Theil des Kopfes ist mit einem platten, auf beyden Seiten zusammengedrückten, am Obertheil aber mit Einschnitten versehenen Kamm geschmückt: Dieser hebt sich bey der Wurzel des Schnabels an, und wird immer grösser je weiter er sich rückwärts ausdehnt; er hangt an dem Obertheil des Kranium, und wallet frey fliegend rückwärts über den Hinterkopf hin; seine Gestalt ist ungefähr wie die einer umgekehrten Sense; auch hat er, so lange das Thier lebt, ein lebhaftes Roth. — An beyden Seiten des Untertheils vom Schnabel sind fleischige Lappen von gleichem Roth wie der Kamm, in der Gestalt eines Dreyecks, und überhaupt eben so gebildet wie sie an eben dieser Stelle beym gemeinen Hahn sind. — Die Backen, die Seiten, das Untertheil der Kehle, und eine am Scheitel des Kopfes zwischen dem Kamm und Auge länglicht hinlaufende Linie, sind unbefiedert. Diese kahlen Theile sind bleichroth, oder fleischfarbig, so lange der Vogel am Leben ist. An jeder Seite des Kopfes, unter dem Aug, ist ein perlenfarbiger Fleck in der Grösse und Gestalt des Nagels am kleinen Finger des Menschen: Er wird durch einige kurze dicht neben einander liegende Federn gebildet, deren Fasern locker sind, von der Seite rückwärts hin stehen, und den Gehörgang bedecken. — Die Schienbeine sind wie bey dem gemeinen Hahn bis an das Knie unbefiedert, mit Schuppen bedeckt, und von matter graulichter Farbe: Die Klauen und der Sporn sind schwärzlich; der Sporn hat eine länglichte Kegelform, ist von hornartigem Stoff, läuft in eine scharfe Spitze aus, und sitzt so, daß er mit dem Schienbein einen Winkel macht und mit der Spitze aufwärts von seiner Wurzel steht. — Die Federn am Wirbel des Kopfes, an der Vorderseite des Halses, und auf den Seiten, sind lang und schmal, und werden immer länger, je weiter sie unten stehn. Wenn der Hals gebogen und in seiner natür-

lichen

lichen Lage ist, schweben sie frey über den Rücken und die Wurzel der Flügel hin. Diese Federn sind glatt, ihre Fasern sanft anzufühlen, locker, und auf jeder Seite gleich lang.

Die Spule ist dicke, wohl zu unterscheiden, und an der ganzen Länge der Feder hin bis nahe an das Ende des Schaftes sehr kennbar, welches macht, daß jede Feder in ihrer Mitte der ganzen Länge nach gestreift scheint: Dieser Streif ist vorne grau, in der Mitte schwarz, und etwas weniges vor dem Ende des Schwanzes wird er weiß. Diese verschiednen Nüanzen des Schaftes der Länge nach, zeigen sich auch auf den Fasern der Federn, aber in einer andern Ordnung. — Bey dem Anfang der Fahne bis ungefähr zum dritten Theil der ganzen Länge, sind die Fasern von schmutzigem Weisgrau. In der Mitte der Feder, da wo der Schaft schwarz ist, sind auch die Fasern gegen den Schaft hin schwarz; ihr Rand aber ist weißlicht. Eben so sind sie auch unterhalb und an der Seite des weissen Theils des Schaftes gefärbt. Eine besondre Aufmerksamkeit verdient, daß sich jede Feder mit einer länglichten, auf den Seiten abgerundeten Lappe endet, die an dem Ende jeder Feder einen länglichten, glänzenden, weißlichten oder meist perlenfarbigen und rothgelben glänzenden Flecken bildet: Diese Lappe hat das Ansehn, das Schöne und Glänzende eines sehr dünnen knorplichten Häutchens, und scheint auch beym Anfühlen so; aber wenn man es genauer untersucht, die Feder emporhebt, und es recht gegen die Sonne kehrt, sieht man, daß diese Lappe in ihrem Umriß mit einer aus den äussersten Spitzen der Federfasern gebildeten Franze eingefaßt sind, und daß sie bloß aus der ungewöhnlich nahen und gedrängten Verbindung jener Fahne entspringen. — Diese Bildung entsteht eben so wie in den ganz ähnlichen Lappen an einigen Flügelfedern des gemeinen Seidenschwanzes. Eben dergleichen Lappen hab' ich auch an den Halsfedern der Holländischen Taube von der Insel France angetroffen, welche ich weiter unten beschreibe. — Das Untertheil der eben beschriebenen Federn unterscheidet sich nur dadurch von dem Obertheil, daß seine Nüanzen schwächer sind. — Die auf dem Rücken liegenden Federn sind bis zu der Bedeckung des Schwanzes lang und schmal; am breitsten sind sie um die Mitte ihrer ganzen Länge; von dort an werden sie auf beyden Seiten schmäler, und enden sich in eine gerundete Spitze. Ihre Fasern sind vorne locker, und bilden beym Anfang des Schaftes eine Art von Pflaumen, vereinigen sich aber gegen die Mitte der ganzen Länge,

und verschlingen sich dann in einander, wie gewöhnlich. Queer über diese Federn zieht sich ein weisser länglichter Streif, an dessen jeder Seite ein schwarzer Streif hinläuft, der wieder mit einem ganz schmalen weißlichten Rand eingefaßt ist: Die Pflaumen eben dieser Federn sind schmutziggrau. — Die Federn vorne am Halse, oben an der Brust, an den Seiten und Schenkeln haben die gleiche Gestalt und Farbe wie die Rückfedern, nur mit dem doppelten Unterscheid, daß die Federn an den Schenkeln nach dem Verhältniß breiter und kürzer, und die an den Seiten noch breiter sind. Auch muß man noch bemerken, daß die über die Spitze des Brustbeins liegenden Federn auf beyden Seiten in dem letzten Drittheil ihrer Länge roth sind; und daß diese Federn den nämlichen Glanz und Anschein eines dünnen Knorpels von sich geben, den ich an den Enden der Halsfedern bemerkt habe. — Die Federn am äussersten Ende des Bauches, und unter dem Schwanz, sind blosse Pflaumen, so wie sie auch die gemeinen Hähne an diesen Theilen haben: Diese Pflaumdecke ist bey dem wilden Hahn mit Weiß, Schwarz und mattem Grau vermengt. Die Flügel enden sich bey der Wurzel des Schwanzes. Die Schwungfedern sind schwarz ohne Glanz, und haben nichts besonders in ihrer Bildung. Die an der Beugung des Flügels, oder die kleinen Deckfedern, sind lang, schmal, gestreift, und von der gleichen Farbe wie die Rückenfedern; aber überhaupt etwas kleiner. — Die grossen Deckfedern der Flügel sind lang, schmal, steif, und glänzen an ihren Enden, die mit Kastanienbraun schattirt sind. Sie liegen so, daß sie zum Theil einander bedecken, und nichts als den rothgefärbten Theil der Feder zeigen; der verborgene ist in der Mitte weiß, an den Seiten schwarz gestreift, und hat bey seiner Wurzel graulichte Pflaumen. — Die Farben und die Lage der grossen und kleinen Deckfedern des Flügels machen, daß er bey seiner Beugung schwarz und weiß gestreift, und unter dem Plätzchen, wo er sich an den Körper hängt, mit einer rothgelben glänzenden durch Kastanienfarb schattirten Platte gedeckt scheint. Dabey muß man noch bemerken, daß die grossen Deckfedern der Flügel wie mit queerlaufenden Vertiefungen gestreift sind. — Die Deckfedern des Schwanzes sind lang, schwankend, von dunkler Violetfarbe und spielend wie polirter Stahl: Diese Federn, oder eigentlich ihre Fasern, bilden bey ihrer Wurzel sehr weich anzufühlende Pflaumen. — Der Schwanz endlich besteht aus vierzehn Federn, welche in zween sich gegen einander beugende Theile abgesöndert sind, die einen spitzen Winkel machen. Die

zwo Mittelfedern sind länger als die übrigen, und bilden einen Bogen, dessen auswärts gebogene Seite gegen den Rücken des Vogels hin steht.

Wenn ich nun diesen wilden Hahn mit dem Haushahn vergleiche, so finde ich zwischen ihnen eine vollkommene Gleichförmigkeit in jenen Theilen, von denen die Naturforscher die generischen Kennzeichen dieses Vogels herleiten. Da ich aber den Gegenstand schon zu Anfang dieses Artickels abgehandelt habe, und jederman nach der so eben gemachten Beschreibung davon urtheilen kann, will ich mich nicht länger mit der Vergleichung der karakteristischen Geschlechtstheile zwischen dem wilden Hahn und dem Haushahn abgeben, sondern einen Versuch machen, beede Vögel in jenen Körpertheilen gegen einander zu halten, die zwar nicht so wichtig sind, aber doch etwas beytragen können, die Gleichheit oder Ungleichheit der Gattung zu bestimmen. Die unbefiederten Theile sowohl auf dem Wirbel des Kopfes als an den Hüften und unter der Kehle sind bey dem wilden Hahn verhältnißmäßig grösser als bey dem Haus- oder Dorfhahn, welchen letztern ich hauptsächlich zum Muster meiner Vergleichung nehme, weil er etwas uneingeschränkter lebt, und also wahrscheinlicher Weise seine Art noch weniger abgeändert hat. Eben jene Körpertheile, welche bey dem wilden Hahn unbefiedert sind, sind es auch bey dem Haushahn und bey noch mehrern Spielarten, wie z. B. bey dem Krup-Hahn oder Englischen Hahn, bey dem Hahn mit Sammetfedern u. s. f. Es findet sich also bey dem Haushahn und mehrern seiner Spielarten in Betracht der unbefiederten Kopftheile die gleiche Anlage wie bey dem wilden Hahn: Zwar sind jene unbefiederten Theile bey diesem etwas grösser, aber der Unterscheid ist sehr unbeträchtlich, und wohl nicht hinreichend, beyde Gattungen zu trennen.

Die kurzen, starren, von unten gegen oben zu stehenden Federn, mit gespaltenen Fasern, welche den Gehörgang decken, und auf jeder Seite des Kopfs bey dem wilden Hahn einen beynahe eyförmigen, grauen oder perlenfarbigen Fleck gestalten, finden sich auch bey dem Haushahn; sind eben so gebildet und angelegt, und gestalten einen ähnlichen Fleck auf jeder Seite. Diese Federn, deren Bildung und Stellung wichtiger ist als bey den übrigen Federn, weil sie einen sehr wesentlichen Einfluß auf ein sinnliches Organ haben, zeigen bey allen Arten einerley mechanische Bildung, und finden sich bey allen Spielarten; nur mit diesem Unterscheid, daß sie bey einigen Arten unter

andern Federn verſteckt liegen, welche die nächſtherum gelegene Theile decken, und darüber hinaus ragen.

Die Federn am Halſe ſind bey allen Arten lang, ſchmal, glänzend und ſchwankend; aber bey dem wilden Hahn ſcheinen dieſe Federn auf den erſten Anblick etwas beſonders an ſich zu haben, nämlich jene beynahe knorpelichte Lappen am Ende dieſer Federn. Wenn man aber die Sache in der Nähe unterſucht, ſieht man leicht, daß dieſer knorpelichte Anſchein bey dem wilden Hahn nur von den ſehr nahe neben einander ſtehenden Faſern an der Spitze dieſer Federn entſteht: Aber auch bey dem Haushahn und bey allen Arten bemerkt man etwas dergleichen ſehr ähnliches; man ſieht, daß an eben dieſer Stelle die Feder dichter geſchloſſen und glänzender iſt, und daß dieſer Unterſcheid nur von einer genauern Anſchlieſſung der Federfaſern herrührt; und alſo, wenn er gleich bey dem erſten Anblick auffallend ſcheint, bey genauerer Unterſuchung verſchwindet, ja ſogar noch ein neuer Kennzug der übereinſtimmenden Gleichheit wird.

Eben dieſe Ungleichheit bemerkt man auch bey den groſſen Deckfedern der Flügel; aber bey genauer Unterſuchung findet man das nämliche Reſultat und die nämliche Gleichheit. Es zeigt ſich ſogar eine auffallende Aehnlichkeit, wenn man den wilden Hahn mit dem Haus- oder Dorfhahn vergleicht; denn die gewöhnliche Farbe der groſſen Deckfedern in den Flügeln dieſes letztern iſt roth mit Kaſtanienfarb ſchattirt, welches auch die Farbe eben dieſer Federn bey dem wilden Hahn iſt: Auch bilden dieſe Federn auf den Flügeln jener beyden Arten einen breiten Schild von dieſer Farbe; und die Federn woraus derſelbe gebildet iſt, haben beynahe die nämliche Stellung.

Die obern und untern Deckfedern des Schwanzes, auch die Schwanzfedern ſelbſt, ſind bey dem wilden Hahn und bey dem Haushahn ſo vollkommen gleich, daß man in dieſem Betracht nicht den mindeſten Unterſcheid zwiſchen dieſen zween Vögeln bemerkt. Sie haben alſo eine vollkommene Gleichheit in den karakteriſtiſchen Theilen ihres Geſchlechts, und eine noch lebhafter auffallende in der Eintheilung, ja ſogar in der Bildung der Federn; welches die vollkommene Gleichheit ihrer Art ſehr treffend beweiſet.

Die vielen Nüanzen des Gefieders will ich nicht gegen einander vergleichen, weil ſie bekanntlich durch den Einfluß des verſchiedenen Klima, durch die Abwechſelungen des Alters, und eine Menge andrer Zufälligkeiten des Lebens bis in's Unendliche verän-



P. Sonnerat pinx.

Feſſart Sc.

derlich, folglich auch geradezu untauglich sind, Unterscheidungszüge zur Kenntniß der Vögelarten abzugeben.

Nachdem ich nun den wilden Hahn beschrieben, und ihn sowohl nach den karakteristischen Kennzeichen seines Geschlechtes, als nach der Bildung und Anordnung der Federn mit dem Haushahn vergliechen habe, will ich auch die Henne beschreiben.

Die wilde Henne.

(XCV. Tafel.)

Sie ist um ein Drittheil kleiner als das Männchen; und diese Verschiedenheit in der Grösse findet sich beynahe in dem eben genannten Verhältniß bey allen Arten zwischen der Henne und dem Hahn.

Die wilde Henne hat eben so wie ihr Männchen alle diesem Geschlechte eigene Kennzeichen, ein einziges ausgenommen, das ihr mangelt. Dieß ist der Kamm und die beyden häutigen Lappen unten am Schnabel. Dieser Unterscheid, ich gesteh es, ist wichtig; aber sollt' er wohl wichtig genug seyn, eine wesentliche Ungleichheit auszumachen? Ich vermuthe, man wird sich dessen kaum überzeugen wollen, wenn man bedenkt, daß sich in diesem Betracht die bewunderswürdigsten Abänderungen bey allen Arten, ja wohl gar bey den einzelnen Thieren Einer und eben derselben Gattung finden. Wirklich giebt es Arten von Hahnen und Hennen, z. B. die mit Federbüschen, wovon das Männchen und das Weibchen weder Kamm noch Lappen unten am Schnabel hat. Bey andern Arten, wie z. B. bey den Haushahnen, hat das Männchen manchmal den Kamm und die Lappen ausserordentlich groß; das Weibchen aber eben diese fleischichten Theile sehr unmerkbar. Eben diese Unähnlichkeit macht indessen doch in unsern Augen keinen wesentlichen Unterscheid zwischen solchen Arten und Individuen, weil wir von ihrer Gleichheit vollkommen überzeugt und versichert sind. Sollte nun eben diese Verschiedenheit so viel über uns vermögen, daß wir eine solche zwischen der wilden und der Haushenne anerkennen wollten, da sie sich doch im übrigen vollkommen ähnlich sind? Glaubwürdige Landleute haben mich versichert, daß es auf den Dörfern Hennen gebe, die ganz und gar weder Kamm noch Lappen haben: Wäre dieses zuverläßig wahr, so wäre auch diese ganze Schwierigkeit gehoben; da ich aber kein Augenzeuge davon bin, will ich es eben nicht geradezu behaupten: Indessen haben doch die Dorf-

hennen überhaupt ihren Kamm und ihre Lappen wirklich kleiner; folglich nähern sie sich durch eben diesen Kennzug, der auf den ersten Anblick einige Schwierigkeit macht, nur um so mehr der wilden Henne.

Das Obertheil des Kopfes und der Anfang des Hinterhalses sind mit kurzen, schmalen, graulichten Federn bewachsen. Die Backen und das Untertheil der Kehle sind weißlicht; und diese Theile, die bey dem Hahn unbefiedert sind, hat die Henne mit einigen wenigen sehr kleinen Federn bewachsen. — Die Federn am Hinterhalse sind bräunlicht, und haben in der Mitte der Länge nach einen rothgelben Streif. — Die Federn am Vorderhalse und die Deckfedern des Brustbeins und Bauches sind braun, und haben in ihrer Mitte der Länge nach einen Streif von schmutzigem Weiß. — Die Deckfedern der Hüften sind grau. — Die Deckfedern des Rückens sind hellbraun mit Grau schattirt; und der Schaft gestaltet mitten in der Feder der Länge nach einen schmalen hellrothen Streif. Die grossen und kleinen Deckfedern der Flügel haben die nämliche Farbe und den nämlichen Streif. — Die Schwungfedern des Flügels sind an der innern Seite schwärzlicht, und an der äussern bräunlicht mit grauen Punkten. Die Schwanzfedern sind graulicht. — Die Schienbeine und Zehen endlich sind mit grauen Schuppen bedeckt. An der Stelle, wo das Männchen den Sporn hat, bemerkt man am Weibchen ein sehr wenig hervorstechendes Knöttchen.

Aus der so eben gegebenen Beschreibung zeigt sich ohne Mühe, daß die Farben der wilden Henne mit den gewöhnlichen Farben der Haushenne einerley sind.

Mit alle dem glaube ich hinreichend bewiesen zu haben, daß diese zween Vögel von eben dem Geschlechte sind wie der Haushahn und die Haushenne. Die Aehnlichkeit in der Bildung, der Eintheilung, und sogar den Farben des Gefieders, die man zwischen dem wilden Hahn und dem Haus- besonders dem Dorfhahn bemerkt; die Gleichheit zwischen den Farben des Gefieders bey der wilden Henne und Haushenne, der kleine Kamm und die kleinen häutigen Lappen bey dieser, und der Mangel jener Theile bey der wilden Henne, bilden sehr auffallende Züge von Aehnlichkeit. Wenn man nun zu dieser Gleichheit zwischen dem wilden Hahn und seiner Henne, und eben diesen Hausvögeln, noch die Nothwendigkeit daß doch beyde ihre Stammältern haben müssen, welche von dem Stand der Freyheit zur zahmen Lebensart gewöhnt wurden; die Ungewißheit in der man bisher über die Gattung jener Stammältern war, und die

vergeblichen Bemühungen der Reisenden nimmt, die alle Weltgegenden, und das Land wo man diese Gattung fand, durchwandert haben, so wird es nach meiner Ueberzeugung sehr wahrscheinlich werden, daß der wilde Hahn und die wilde Henne welche man in den Indischen Wäldern frey herumirrend fand, die Stammältern aller Gattungen und Spielarten dieser Vögel seyen, die man schon seit so lange kennt, und die sich durch den Verlauf der Zeit, durch den Einfluß des Klima, durch die Abänderung der Nahrung, besonders aber durch eine Jahrhunderte lang anhaltende Sklaverey so sehr verändert und ausgeartet haben. — Diese meine Vermuthung gründet sich auch noch auf jenen Satz, daß Indien am ersten bewohnt ward; und daß die im Verfolg der Zeiten unter minder glückliche Himmelsstriche zerstreute Menschen schon in den ältesten Zeiten nach Indien kamen, und sich dort die ihnen nöthigen Kenntniße sammelten. Folglich haben entweder die Indischen Völker selbst bey ihren Auswanderungen diesen so nutzbaren Vogel mit sich in fremde Länder verpflanzt, oder die Reisenden haben ihn nach und nach aus diesen Gegenden in ihre Wohnplätze versetzt.

Ich weiß wohl, daß einige sehr ansehnliche Gelehrte heut zu Tage nicht mehr eingestehen wollen, daß Indien die ursprüngliche Wiege der Menschen und ihrer Kenntnisse sey. Aber, wenn wir auch ihre Meynung als richtig annehmen, so sind doch die Revolutionen auf welche sie sich stützen, aus so einem entfernten Alterthum, daß es in Rücksicht auf uns noch immer wahr bleibt, Indien sey der gesegneteste Theil unsrer alten Welt, der also auch am ersten bewohnt werden mußte, und aus dem die Bewohner der übrigen Weltgegenden den größten Theil ihrer Kenntniße, und nebst dem auch die ihnen nützlichen Produkte holten. Auf diese Art ist die Geschichte des wilden Hahns und der wilden Henne, vorausgesetzt daß man erweisen könne sie seyen die Stammältern unsers Haushahns und der Henne, gewissermassen mit der Geschichte der Menschen, ihrer Wanderungen, und Reisen verknüpft; und dieser Theil der Naturgeschichte eines Vogels wirft einiges Licht über die bürgerliche Geschichte des Menschen, wie die bürgerliche Geschichte des Menschen hinwieder wechselweise einiges über diesen Theil der Naturgeschichte verbreitet.

Noch muß ich anmerken, daß die Indier zweyerley Gattungen von Hahnen und Hennen ziehn: Die eine ist ganz häuslich, und dient diesem Volk, das kein Fleisch von irgend einem Thier genießt, bloß zum Handel oder zur angenehmen Unterhaltung: Die

andre Gattung aber wird ſklaviſch behandelt, und zu den Hahnengefechten abgerichtet, welches Schauſpiel in Indien ſehr gemein iſt. Die erſtere Gattung gleicht unſern zahmen Hahnen und Hennen, und wird auf eben dieſe Art fortgepflanzt wie bey uns. Die zwote Gattung iſt die des wilden Hahns und ſeiner Henne, welche die Indier dadurch unterhalten und fortpflanzen, daß ſie die Individuen dieſer Gattung aus den Wäldern als ihren Geburtsſtätten herausholen. Wenn man dieſe Bemerkung mit den ſchon oben angeführten zuſammenhält, ſo beſtätigt ſie neuerdings die Folgen welche ich aus jenen Angaben gezogen habe: Sie beweiſet nämlich, daß ſelbſt in Indien die zahme Lebensart den wilden Hahn weichlich und entnervt mache, und an ſeinem und ſeines Weibchens Gefieder die zwiſchen dem wilden Hahn und ſeiner Henne und dem Haushahn und ſeiner Henne bemerkte Abweichung hervorbringe. Dieſe Bemerkung iſt alſo ein endlicher und wichtiger Beweis, daß die beſchriebenen Vögel die urſprünglichen Stammältern unſers Haushahns und der Haushenne ſeyen. Kennt man nun die Stammältern dieſer erſten Spielart einmal, ſo begreift man leicht, wie die bis in's unendliche veränderten Umſtände bey einem ſo auſſerordentlich zahlreich vermehrten und unter ſo verſchiedne Himmelsſtriche verpflanzten Thiere alle die verſchiedenen Gattungen und Spielarten haben erzeugen können, die wir von demſelben kennen.

Das Indiſche Haſelhuhn. *)

(XCVI. Tafel.)

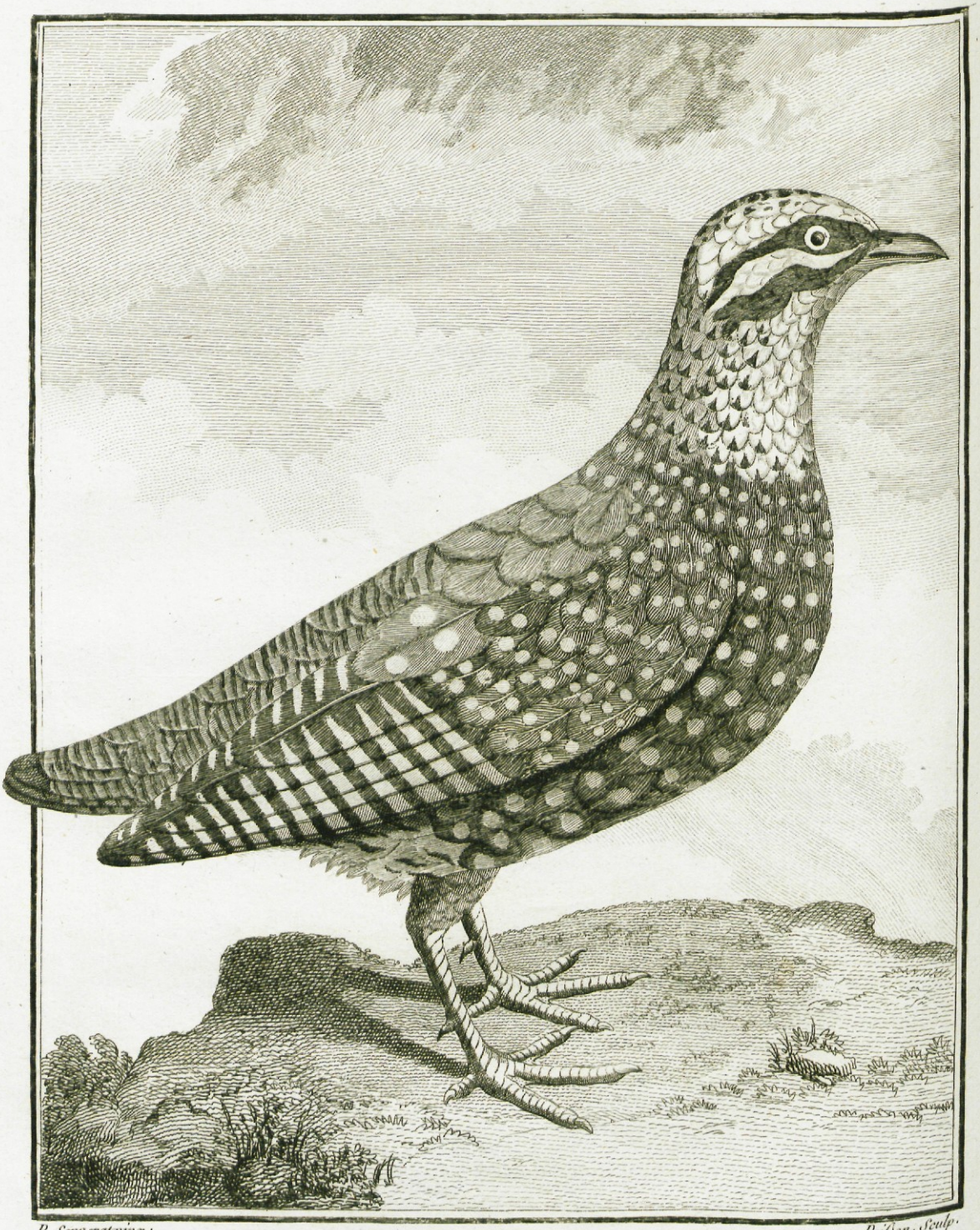
Dieſer Vogel iſt ſo groß wie das pyrenäiſche Haſelhuhn. Seine Stirne iſt weiß mit einem ſchwarzen zirkelförmigen Streif, der ſich von beyden Seiten bis an die Wurzel des Schnabels hin erſtreckt: Der Hinterkopf iſt röthlicht, und auf jeder Feder desſelben ein länglichter ſchwarzer Streif; der Hals iſt von röthlichter erdegrauer Farbe; die Federn an der Bruſt dunkelroth und am Rande mit einem weiſſen Queerſtreif eingefaßt. Weiter unten ſind die Federn bis an die Hälfte ihrer Länge grau und das übrige ſchwarz. Die Rücken-Steiß- und Schwanzfedern und die kleinen Flügelfedern ſind rothgelb, und mit halbzirkelförmigen ſchwarzen Queerſtreifen durchſchnitten; die kür-

*) *La Gélinote des Indes.* S. 164.



P. Sonnerat Pinx.

J. J. Avril Sculp.



P. Sonnerat pinx.

Poisson. Sculp.

kürzern Schwungfedern bis an die Hälfte von erdegrauer Farbe: Der übrige Theil besteht aus vier Queerstreifen, davon der erste schwarz, der zweyte weiß, der dritte wieder schwarz, und der vierte oder der Rand der Feder röthlichtgelb ist; die längsten Flügelfedern sind schwarzbraun; das Untertheil der Flügel ist grau; der Bauch erdegrau mit schmutzig schwarzen Queerstreifen durchschnitten; der Schnabel gelblicht; die Füsse sind braun.

Diesen Vogel findet man auf der Küste Koromandel, wo man ihn Chinesische Wachtel heißt.

Das Rebhuhn von Pondischery. *)

Es hat die Grösse des grauen europäischen Rebhuhns. Das Obertheil des Kopfes ist röthlichtgrau, die Halfter und die Kehle gelblicht; die äussersten Federn der Kehle haben eine schwarze Spitze; das Obertheil des Hinterhalses ist graulicht mit schwarzen Queerstreifen geflammt; das Untertheil und der Rücken sind roth mit weissen wellenförmigen Queerstreifen; die Brust ist mehr hellroth, mit schwarzen Queerstreifen; der Bauch weiß, mit schwarzen halbzirkelförmigen Streifen durchschnitten; an den Seiten des Unterleibs sind dunkelrothe Fleckchen; die kleinen Flügelfedern sind dunkelroth mit röthlichtweissen Queerstreifen und dem Schaft von gleicher Farbe; die längern sind dunkel erdegrau: Der Steiß ist grau mit Queerstreifen von schmutzigem Weiß, und diese Streifen sind auf jeder Seite mit schwarzen Linien geändert; die Mittelfedern des Schwanzes sind roth, mit einer Menge kleiner, brauner, dicht neben einander stehender, zikzakförmiger Linien versetzt, welches macht, daß der Schwanz wie gewässert aussieht; jede Feder hat vier weißgelbe Queerstreifen, welche gegen das Ende des Schwanzes mit einer schwarzen Linie geändert sind. Die Seitenfedern sind dunkelbraun, und auf der innern Fläche mit schwarzen Queerstreifen versehen; der Schnabel ist schwärzlicht, der Stern und die Füsse roth. Dieser Vogel findet sich auf der Küste Koromandel.

Das Berghuhn aus der Insel France. **)

(XCVII. Tafel.)

Dieser Vogel hat die Grösse eines starken rothen Rebhuhns. Der Obertheil des

*) *La Perdrix de Pondichery.* S. 165.

**) *Le Francolin de l' Ile de France.* S. 166.

Kopfes ist röthlichtgelb, die Federn am Wirbel aber sind schwarz mit rother Einfassung: An beyden Seiten des Kopfes hat er zween in die Länge laufende Streifen, die bey der Wurzel des Obertheils vom Schnabel anfangen: Der eine zieht sich gegen das Aug hin, umkreiset es, und dehnt sich noch etwas über das Aug hinaus; der andre liegt etwas tiefer, bildet den nämlichen Umriß, und endet damit, daß er sich fast mit dem ersten zusammenschlingt; der Raum zwischen diesen zween Streifen ist weiß. Die Kehle ist weiß; die Federn am Hinterhals sind weiß mit einem nach der Länge hinlaufenden schwarzen Streif, der an dem Ende etwas breiter wird: Die Federn unten am Halse und an der Brust sind schwarz, und haben am Rande sechs weisse Flecken; die Federn des Unterleibes haben eben jene Farbe, aber ihre Flecken sind grösser und röthlicht. Die Schenkel sind hellroth mit schwarzen Queerstreifen; die Rückenfedern dunkelroth; aber die über die Flügel hin sich erstreckenden sind in der Mitte schwärzlicht, und haben unregelmäßige Flecken von röthlichtem Weiß; die kleinen Flügelfedern sind schwarz mit runden weißröthlichten Flecken; die Schwungfedern der Flügel sind auch schwarz, haben aber weisse Queerstreifen; das Untertheil der Flügel ist grau; der Steiß und die ersten Schwanzfedern sind hellroth mit schwarzen Queerstreifen; die Seitenfedern sind ganz schwarzbraun. Der Schnabel ist schwarz; die Füsse sind hellroth. Das Männchen hat einen starken Sporn.

Das wahre Vaterland dieses Vogels ist Madagaskar, von wo aus er auf die Insel France ist verpflanzt worden. Er hält sich hinter Gebüschen auf; sein Gesang gleicht dem des Perlhuhns, woher er auch von den Einwohnern jener Kolonie das geperlte Rebhuhn (*Perdrix Pintadée*) genannt wird.

Das Rebhuhn aus Gingi. *)

Es ist dünnleibiger als das graue europäische Rebhuhn. Das Obertheil des Kopfes ist dunkelbraun: Aus dem obern Winkel des Schnabels entsteht eine weisse Linie, die länglicht über dem Auge hinläuft und sich beynahe bis hinter dem Kopf ausdehnt; jede der Federn, welche diese Linie bilden, hat einen schwarzen länglichten Streif; die Kehle, der Hals und die Backen sind hellroth, aber auf jeder Feder ist

*) *La Perdrix de Gingi.* S. 167.

ein schwarzer länglichter Streif. Oben an der Brust hat es einen schwarzen Flecken, der durch einen weissen halbzirkelförmigen Streif von einem andern, kastanienbraunen getrennt ist; der Rücken ist röthlicht grau; die kleinen Flügelfedern sind kastanienfarb, am Rande und an der Spitze mit röthlicht Erdegrau verwaschen; auf jeder Feder, nahe an deren Spitze, ist ein schwarzer fast runder Flecken; die Mittelfedern sind auch kastanienfarbig, aber an der Spitze und Aussenseite mit Mattgelb verwaschen: Auf jeder Feder ist ein schwarzer gegen die Spitze derselben sich ründender Flecken; die kürzern Schwungfedern sind hell Kastanienbraun, an der Spitze mit Gelb verwaschen, und auf jeder gegen das Ende hin ein kleiner schwarzer beynahe runder Flecken; die grossen Schwungfedern sind schwarzbraun: Der Steiß und der Schwanz sind röthlicht grau, und auf jeder Feder ist ein schwarzer Flecken in Gestalt einer Thräne: Der Bauch ist weiß, und auf jeder Feder sind zween hell kastanienbraune länglichte Streifen: Die Füsse sind röthlichtgelb; der Schnabel ist schwarz.

Das Weibchen ist etwas schwächer als das Männchen, und von ganz anderm Gefieder: Der Oberkopf und der Hinterhals sind erdegrau; die Kehle und der Vorderhals dunkelbraun; oben an der Brust hat es einen breiten grauen Flecken: Die Federn woraus er besteht, sind mit schwarzen wellenförmigen Queerstreifen durchschnitten; die Seiten des Unterleibs sind kastanienbraun, der Bauch selbst ist hellroth: Auf den obern Brustfedern ist ein schwarzer runder Flecken, und auf den übrigen auch einer von der nämlichen Farbe, aber in Gestalt des wachsenden Mondes; die kleinen Flügelfedern sind bis auf drey Viertheile ihrer Länge erdegrau, mit schwarzen wellenförmigen Queerstreifen; ihre äusserste Spitze aber ist dunkel kastanienbraun, welches an der besagten Spitze einen beynahe runden Flecken von der bemeldten Farbe bildet: An der Stelle wo dieser kastanienfarbige Flecken sich anhebt, sind auf jeder Feder zween weisse Flecken, einer auf dem äussern, und einer auf dem innern Rande: Die kürzern Schwungfedern sind erdegrau, an der innern Seite bis auf drey Viertheile mit Hellroth verwaschen, und bis nahe an die Spitze hin dunkelroth, an der Spitze selbst aber röthlichtgelb geändert. Auf der Aussenseite ist nahe an der Spitze jeder Feder ein runder röthlichtgelber Flecken; auf der ersten oder kürzesten Feder aber ist dieser Flecken mit einer kreisförmigen Linie von gleicher Farbe umschlungen. Die Federn am Steiß und Schwanze sind grau, mit Roth verwaschen und mit schwarzen wellenförmigen Queerstreifen

durchschnitten: Die Füsse sind erdegrau; der Schnabel ist schwarz, und der Stern gelb.

Das rothe Madagaskarische Rebhuhn. *)

Es ist eben so groß als das vorhergehende. Sein ganzer Körper ist von matter rothbrauner Farbe: Nur das Obertheil des Kopfs und das Hintertheil des Halses sind etwas dunkler und mit Braun verwaschen: Der Schnabel ist gelb, der Stern und die Füsse sind von schönem Roth. Das Männchen hat an jedem Fuß zween Sporren.

Die grosse Madagaskarische Wachtel. **)

(XCVIII. Tafel.)

Sie ist zweymal grösser als die europäische Wachtel. Das Obertheil des Kopfes, das Hintertheil des Halses, und der Rücken, sind bräunlichtroth; die Federn auf dem Wirbel haben eine weißgelblichte Linie, aus der sich hinter dem Kopfe eine andere weißlichte bildet: Diese Linie endet sich etwas unter der Mitte des Halses, und vermengt sich dann mit den untersten Halsfedern, welche so wie die Rückfedern eine weißgelblichte Linie haben; diese Rückfedern sind aber mit schwarzen Queerstreifen durchschnitten. Auf den Backen sind zween länglichte, weisse, schmale Striche, welche bis an den untersten Theil des Halses reichen, und zwischen diesen zween Strichen noch ein dritter von grauer Farbe, der sich bis über die Brust hin erstreckt: Gegen den Kopf ist dieser Vogel dunkelgrau; die Kehle ist schwarz: Oben an der Brust ist ein breiter kastanienbrauner Flecken; die Brust und der Bauch sind schwarz, und auf jeder Feder ist ein weisser runder mehr breit als hoher Flecken. Die Federn gegen den Bauch hin sind lang und schmal, und bedecken ganz und gar die Bauch- und Schenkelfedern; sie sind kastanienfarbig, und haben auf dem Schaft einen länglichten weißgelblichten Streif, an dessen beyden Seiten eine schwarze Linie hinläuft. Die kleinen Flügeldeckfedern sind röthlicht, haben in der Mitte eine weißgelblichte Linie, und sind mit ungleichen schwarzen Streifen der Queere nach durchschnitten; die Mittelfedern sind röth-

*) *La Perdrix rouge de Madagascar.* S. 169.

**) *La grande Caille de Madagascar.* S. 169.



P. Sonnerat Pinx.

J. J. Avril Sculp.

licht, mit Schwarz verwaschen; auch diese haben in der Mitte eine länglichte weisse Linie, und überdas noch weißgelblichte Queerlinien: Die kürzern Schwungfedern sind schwarz, haben auf dem Schaft eine weisse Linie, gelblichte Streifen, und einen gelben Rand; die grossen Schwungfedern endlich sind erdebraun. Der Schwanz ist schwarz, mit weißgelblichten Queerlinien, und der Schaft der Federn von gleicher Farbe: Die Füsse sind röthlicht; der Schnabel ist schwarz, und der Stern mattgelb.

Die grosse Chinesische Wachtel. *)

Sie ist nicht vollends so dick wie die eben beschriebene. Die Federn am Wirbel sind erdegrau, mit schwarzen Queerstreifen durchschnitten; ihr Schaft ist weiß; die Backen sind hellroth: Aus dem obern Winkel des Schnabels entsteht eine weisse längslichte Linie, die sich über dem Auge hinzieht und fast bis an den Hinterkopf erstreckt. Die Federn am Halse, Rücken und Steiß sind lang und schmal; sie sind von hellem Erdgrau, mit schwarzen Queerstreifen versetzt, und auf der Mitte jeder Feder ist ein weißlichter Strich, der oben ziemlich breit ist, gegen das Ende der Feder aber spitzig ausläuft. Die Federn am Steiß sind viel länger als die Schwanzfedern, und bedecken ihn gänzlich: Die Flügel sind bräunlicht; aber auf der Aussenseite jeder Feder sind breite schwarze runde Flecken. Der Bauch ist röthlicht, die Federn desselben sind lang und schmal; jede davon hat einen weißlichten Streif, und auf den Seiten einige schwarze Flecken. Der Schnabel ist schwarz und der Stern roth; die Füsse sind gelb.

Die braune Wachtel aus Madagaskar. **)

Sie ist eben so dickleibig als die europäische Wachtel. Das Obertheil des Kopfes und des Hinterhalses sind mit schwarzen und rothen Federn bedeckt; aber der schwarzen sind mehr. Die Kehle, der untere Theil des Halses, der Brust, und des Bauches sind licht erdegrau, und haben zween schwarze Streifen die sich nach dem Umriß der Feder bilden: Auch die Rücken-Steiß- und Schwanzfedern, die kleinen Flügelfedern und die kürzern Schwungfedern sind licht erdegrau, mit schwarzen Queerstreifen durch-

*) *La grande Caille de la Chine.* S. 171.
**) *La Caille brune de Madagascar.* S. 171.

schnitten; die grossen Schwungfedern sind braun; der Stern ist gelb; der Schnabel und die Füsse sind schwarz.

Die kleine Wachtel aus Gingi. *)

Sie ist ungefähr um ein Drittheil dünnleibiger als die europäische Wachtel. Der Kopf ist schwarz, und der Wirbel röthlichtgelb: Am obern Winkel des Schnabels entsteht ein länglichter Strich von der nämlichen Farbe, der vom Auge unterbrochen wird, aber hinter demselben sich wieder bis an den Hinterkopf erstreckt. Die Kehle ist weiß, und endet sich mit einem schwarzen Streif; der Vorderhals, die Brust und der Bauch sind röthlichtgelb: Mitten über jede Feder läuft ein schwarzer länglichter Streif hin, der unten etwas breiter ist; dieser Streif ist auf beyden Seiten mit einem andern weissen Streif eingefaßt. Ueber die Brust läuft ein schwarzer ungleich breiter Streif, der sich zikzak von der Kehle an bis über den Bauch hin erstreckt; der Hinterhals ist röthlicht, und jede Feder mit einem gelblichten länglichten Streif versehen, der auf den Seiten mit einem andern schwarzen Streif gerändert ist: Die Federn am Rücken und Steiß, und die kleinen Flügelfedern sind bräunlicht roth. Alle Federn sind mit einem ziemlich breiten länglichten gelben Streif bezeichnet, mit kleinen Linien von eben der Farbe queer durchschnitten, und die Linien selbst schwarz gerändert: Die Schwungfedern der Flügel sind braun; die kleinen Flügelfedern am Untertheil weiß, und die grossen grau.

Das Weibchen ist von gleicher Dicke: Seine Farben sind an den obern Theilen die nämlichen, und am untern Theil minder glänzend. Seine Kehle ist weiß, und endet sich mit einem schwarzen Streif; der Vorderhals ist röthlichtgelb: Auf der Mitte jeder Feder ist ein weisser länglichter Streif, und an beyden Seiten zween schwarze runde Flecken. Der Bauch ist ebenfalls röthlichtgelb. Jede Feder hat in der Mitte einen weissen, ziemlich breiten länglichten Streif, und ist auf den Seiten mit schwarzen Queerstreifen durchschnitten.

Diese Vögel findet man auf der Küste Koromandel.

---

*) *La petite Caille de Gingi.* S. 172.



P. Sonnerat Pinx.

J. J. Avril Sculp

Der kleine Pfau aus Malakka. *)

(XCIX. Tafel.)

Dieser Vogel ist um ein Drittheil dünnleibiger als der europäische Fasan. Der Kopf und Hals sind dunkelbraun; die Kehle ist graulicht; die Augen sind mit einer kahlen gelblichten Haut eingefaßt. Die Federn des untern Theils am Vorderhalse, an der Brust und am Bauche, sind erdegrau, mit schwarzen wellenförmigen und sehr dicht neben einander liegenden Queerstreifen durchschnitten; der Schaft dieser Federn ist weiß; die kleinen Flügelfedern, die äussersten Schwungfedern und die Rückenfedern sind von lichtgelblicht grauer Farbe, mit schwarzen wellenförmigen Queerstreifen besetzt: Auf jeder Feder ist nahe an ihrer äussersten Spitze ein glänzend blauer Fleck, der in einer gewissen Entfernung in's Grüne und Goldfarbige schillert. Der Schwanz hat zwo Reihen Federn, und ist licht erdegrau; auf jeder Feder von der ersten Reihe, oder auf den kürzern, ist etwas vor der Spitze derselben ein glänzend blauer Flecken, der in's Grünliche und Goldfarbige schillert, so wie die Augenflecken auf dem Schwanz des gemeinen Pfauen; auf den längern Federn sind zween dieser Flecken gegen einander liegend; der Stern ist gelb, und die Füsse sind schwarz.

Das Männchen hat am rechten Fuß zween sehr starke Sporren, und an dem linken Fuß drey dergleichen, davon zween an ihrer Wurzel einander berühren.

Dieser Vogel scheint mit Edwards Chinesischem Pfauenfasan (67. Tafel), mit Brissons Chinesischem Pfau (1. Th. S. 291.), und dem, welchen Büffon unter dem Namen des Spornvogels beschreibt, der nämliche zu seyn; ist aber doch durch seine Farben und seine Grösse von jenen noch ein wenig unterschieden. Da die eben genannten Naturforscher ihre Beschreibungen nur nach einer Abbildung dieses Vogels gemacht haben, hielt ich es nicht für überflüßig eine genaue Beschreibung nach dem Vogel selbst zu liefern; ich habe ihn unter das Pfauengeschlecht gesetzt, weil er die Kennzeichen und Eigenschaften eines solchen hat: Der gedoppelte Sporn an jedem Fuß ist kein so unterscheidendes Kennzeichen, daß man ihn für eine besondre Art halten könnte; denn eben diesen Kennzug hab ich, wie schon gemeldet, auch bey dem rothen Rebhuhn aus Madagaskar angetroffen.

*) *Le petit Paon de Malacca.* S. 173. Pavo bicalcaratus. Linn. Der Chinesische Doppelsporn.

Der Roulоul aus Malakka. *)

(C. Tafel.)

Dieſer Vogel ſcheint einige Aehnlichkeit mit dem Faſan zu haben; iſt aber doch in einigen weſentlichen Kennzeichen von demſelben unterſchieden, und macht deswegen eine beſondre Gattung.

Er hat die Gröſſe der europäiſchen Ringeltaube. Seine Geſchlechts-Kennzeichen ſind getrennte Zehen; Schienbeine bis auf den Knöchel mit Federn bewachſen; vier Zehen, davon drey vorwärts und eine rückwärts ſteht, welche letztere aber eigentlich nur ein Stümmel iſt, und keine Klaue hat: Der Schnabel iſt kegelförmig gekrümmt; der Schwanz kurz und horizontal.

Der Kopf und Hals ſind ſchwarz; hinter dem Kopf hat er einen dunkelrothen Federbuſch, deſſen Federn überhaupt alle hart und ſtarr ſind, und deren Faſern nicht dicht an einander liegen wie bey den gewöhnlichen Federn. Dieſer Federbuſch iſt niederwärts geſenkt, und hat eine ſolche Richtung, daß es ſcheint, der Vogel könne ihn nicht emporheben. Auf der Stirne hat er ſechs ſchwarze ſehr lange Borſten die auch einen Federbuſch geſtalten, welchen der Vogel nach ſeinem Belieben emporheben und niederſenken kann: Der Raum zwiſchen dieſen zween Federbüſchen iſt weiß, und bildet einen Queerſtrich über den Wirbel: Die Haut um die Augen iſt mit kleinen weiſſen Borſten beſetzt: Die Bruſt und der Bauch ſind ſchön dunkelviolet; die kleinen Deckfedern der Flügel braun; die Mittelfedern und die kürzern Schwungfedern röthlicht weiß, mit wellenförmigen ſchwarzen Queerlinien verſetzt; die groſſen Schwungfedern ſind röthlicht gelb, mit ſchwarzen wellenförmigen Queerſtreifen durchſchnitten; die kleinern Flügelfedern auf der innern Seite ſind braun, die gröſſern grau; der Rücken, der Steiß und der Schwanz ſind dunkelgrün; der obere Theil des Schnabels iſt ſchwarz; der untere an der Wurzel gelb, am übrigen Theil der Länge ſchwarz; der Stern und die Füſſe ſind gelb.

Die

*) *Le Roulоul de Malacca.* S. 174.



P. Sonnerat peinx.

Fessart, Sculp.



P. Sonnerat peinx.

Fiſſart. Sculp.



P. Sonnerat peinx.

Fessart, Sculp.

Die Holländiſche Taube. *)

Dieſer Vogel ähnelt einigermaſſen in ſeinen Federn dem **Founingo** (*Founingo*) des Herrn **von Büffon** **), und der **blauen Madagaſkariſchen Holztaube** des Herrn **Briſſon** ***); unterſcheidet ſich aber von ihnen durch ſeine Gröſſe und das Auszeichnende ſeiner Halsfedern.

Er iſt gröſſer als die europäiſche Ringeltaube. Seine Federn am Kopf, Hals, und an der Bruſt, ſind lang, ſchmal, und laufen ſpitzig aus: Dieſe Federn haben eine ſonderbare Geſtalt; ſie ſind ſo glatt und glänzend wie ein knorpelartiges Plättchen, und ſcheinen auch beym Anfühlen ſo: Ich konnte ſelbſt mit dem Vergröſſerungsglas nicht genau entſcheiden, ob etwa dieſe Plättchen aus der äuſſerſt genauen Vereinigung der Federfaſern entſtehen; vermuthlich haben ſie eben die Bildung wie die häutigen Spitzen an einigen Schwungfedern des **gemeinen Seidenſchwanzes**, und wie die knorplichten Lappen an den Federn des **Indiſchen wilden Hahns**. Die Augen ſind mit einer kahlen dunkelrothen Haut umgeben: Der Rücken, die Flügel und der Bauch ſind dunkelblau; der Steiß, der Schwanz, der Schnabel und der Stern von ungemein lebhaftem Karminroth; die Füſſe ſchwarz.

Dieſer Vogel iſt auf der Inſel France zu Hauſe: Sein Fleiſch ſoll ein Gift ſeyn.

Die graue Chineſiſche Turteltaube. †)

(CII. Tafel.)

Sie iſt von der Dicke einer gemeinen weiſſen Turteltaube, die man in Frankreich allenthalben ſieht. Der Oberkopf iſt grau, und der Hinterkopf dunkel weingrau: Die Haut um die Augen iſt mit kleinen weiſſen Federn beſetzt; der Vorderhals, die Bruſt und der Bauch ſind von ſehr heller röthlichter weingrauer Farbe; die Federn am Hinterhals bilden ein umgekehrtes Herz; ſie ſind ſchwarz, und auf beyden Seiten iſt ein runder Flecken von ſchönem Weiß; die kleinen Flügelfedern, der Rücken und der Steiß

*) *Le Pigeon Hollandais.* S. 175.
**) Tom. IV. N. XI. der illuminirten Tafeln.
***) I. Theil. 1. Fig. XIV. Tafel.
†) *La Tourterelle griſe de la Chine.* S. 176.

sind erdebraun; die Schwungfedern sind schwarz; die vordern Schwanzfedern braun, die untern bis an die Hälfte ihrer Länge schwarz, im übrigen weiß; die Deckfedern des Schwanzes von unten sind hell röthlichtgrau; der Schnabel ist schwarz, der Stern roth, und die Füsse gelb.

Die braune Chinesische Turteltaube. *)

Sie hat eben die Grösse wie die Vorhergehende. Der Kopf, der Hals, die Brust und der Rücken sind von bräunlichter erdegrauer Farbe, die Kehle ist etwas lichter; an jeder Seite des Halses sind einige schwarze Federn, deren Spitzen hell aschgrau sind; die kleinern Flügelfedern sind braun, und enden sich mit einem gelben operimentfarbigen Streif; einige von eben diesen Federn am Rande des Flügels sind hell aschgrau; die Schwungfedern braun: Der Steiß und der Schwanz sind dunkel aschgrau; der Bauch und die Schenkel weingrau: Die Deckfedern des Schwanzes von unten sind hell aschgrau; der Schnabel, der Stern, und die Füsse sind roth.

Die kleine Turteltaube aus Queda. **)

Sie ist etwas dicker und viel länger als der Haussperling. Die Stirne und die Kehle sind hell aschgrau, der Hinterkopf ist dunkel erdegrau; die Federn am Hinterhalse sind von gleicher Farbe, mit schwarzen Queerlinien durchschnitten; die Federn am Rücken, am Steiß, und die kleinen Flügelfedern sind hell aschgrau, und enden sich mit einem schwarzen Streif: Die Seiten des Halses sind weiß, mit schwarzen dicht neben einander liegenden Queerlinien; die Brust und der Bauch sind hell weingrau; an den Seiten des Bauches sind die Federn mit wellenförmigen schwarzen Queerlinien durchschnitten; die Schwungfedern sind braun: An der untern Seite sind die Flügel röthlicht, die Afterflügel aber mit schwarzen wellenförmigen Queerstreifen versetzt; die vordern Schwanzfedern sind braun; die untern oder Seitenfedern sind bis auf drey Viertheile ihrer Länge braun, am übrigen Theil weiß; die Schenkel und die Deckfedern des Schwanzes auf der Unterseite sind weiß; der Schnabel ist schwarz, an der Wurzel

*) *La Tourterelle brune de la Chine.* S. 177.

**) *La petite Tourterelle de Queda.* S. 177.

und an der Spitze mit Gelb verwaschen; der Stern und die Füsse sind von operment-farbigem Gelb.

Diese Turteltaube ist ein sehr artiges Thierchen, und ihr Fleisch ist ungemein leckerhaft. Man hat einige von dieser Art auf die Insel France verpflanzt, wo sie sich stark vermehrt haben.

Die grosse Chinesische Turteltaube. *)

Sie hat die Grösse der europäischen Ringeltaube. Der Kopf ist grau; der Vorderhals, der Bauch und die Schenkel sind hell weingrau; der Hinterhals und der Rücken dunkel violet; die Deckfedern an den Seiten des Halses haben die Gestalt eines umgekehrten Herzes, sind schwarz, und enden sich mit einer weingrauen Streife; die kleinen Flügelfedern sind dunkelroth, die Schwungfedern erdeschwarz. Der Steiß ist fliederfarbig grau; die vordern Schwanzfedern sind erdeschwarz; die untern oder Seitenfedern sind bis an die Hälfte ihrer Länge schwarzgrau, am übrigen Theil weiß; die Deckfedern des Schwanzes von unten sind weiß; der Schnabel ist gelblicht, der Stern roth, und die Füsse sind braun.

Die Turteltaube vom Vorgebürg der guten Hoffnung **).

Sie ist eben so dick wie die vorgehende. Der Kopf ist hell aschgrau; das Aug mit einer rothen kahlen Haut umgeben, die mit einer weissen Linie umfangen ist: Die Halsfedern sind lang, schmal, und scheinen keinen Schaft zu haben; ihre Farbe ist weingrau. Die kleinen Flügelfedern sind von eben dieser Farbe, und auf jeder Feder ist ein dreyeckigter weisser Flecken; die Schwungfedern und der Schwanz sind schwarz; der Bauch, die Schenkel und die untere Bedeckung des Schwanzes hell aschgrau; der Schnabel ist schwarz, der Stern und die Füsse sind roth.

Die Turteltaube von Surate. †)

Sie hat den Wuchs der Chinesischen Turteltaube. Der Kopf und der Vorderhals sind weingrau; die Brust, der Bauch und die Schenkel sind von der nämlichen

*) *La grande Tourterelle de la Chine.* S. 178.
**) *La Tourterelle du Cap de bonne Esperance.* S. 179.
†) *La Tourterelle de Surate.* S. 179.

Farbe, aber etwas lichter; die Federn am obern Theil des Hinterhalses sind schwarz, und enden sich mit einer weissen Streife; die am untern Theil des Halses sind auch schwarz, enden sich aber mit einem rothen Streif; die kleinen Flügelfedern sind hell aschgrau, und auf jeder Feder ist ein schwarzer länglichter Streif, der in gleicher Richtung mit dem Schaft fortläuft, und nahe an der Spitze desselben verschwindet: Die Schwungfedern sind schwarz; der Rücken, der Steiß und der Schwanz sind dunkel erdegrau; die untere Bedeckung des Schwanzes ist weiß; der Schnabel schwarz; der Stern und die Füsse sind roth.

Die graue Turteltaube von Surate *)

Sie ist etwas dünnleibiger als die vorhergehenden. Der Kopf ist röthlicht weingrau; Die Federn am Vorderhals sind bis auf zwey Drittheile ihrer Länge schwarz, und am übrigen röthlicht; der Hinterhals und der Rücken sind erdegrau; die kleinen Flügelfedern sind aschgrau, die Schwungfedern schwarz; die vordern Schwanzfedern sind erdegrau, die Seitenfedern bis an die Hälfte ihrer Länge schwarz, übrigens weißgrau: Der Bauch, die Schenkel und die untere Bedeckung des Schwanzes sind weiß; der Schnabel ist schwarz; der Stern und die Füsse sind roth.

Die Turteltaube von der Küste Malabar. **)

Sie ist von gleichem Wuchs wie die geringelte Turteltaube. Der Kopf ist hell aschgrau; der Hals und die Brust sind hell weingrau; der Rücken und die Flügel sind wieder hell aschgrau. Auf den Mittelfedern der Flügel sind einige schwarze eyförmige Flecken; die vordern Federn des Schwanzes sind grau, die Seitenfedern bis auf zwey Drittheile ihrer Länge schwarz, am übrigen weiß; der Bauch ist weiß; der Schnabel, der Stern und die Füsse sind roth.

Der graue Habicht mit gestreiftem Bauche aus Madagaskar. †)

(CIII. Tafel.)

Alle Kennzüge dieses Vogels zeigen an, daß er in das Sperbergeschlecht gehöre: Die Krümmung des Schnabels hebt sich an der Wurzel desselben an; die Füsse sind

*) *La Tourterelle grise de Surate.* S. 180.

**) *La Tourterelle de la Côte de Malabar.* S. 180.

†) *L' Autour gris à ventre rayé de Madagascar.* S. 181.



P. Sonnerat peinx.

Fessart. Sculp.

lang und dünne, die Zehen stark, und die Klauen gekrümmt. Er hat die Grösse des europäischen Fasan: Der Oberkopf, der Hals und der Rücken sind hell aschgrau; das Aug ist mit einer gelben kahlen Haut umgeben, die sich von der Schnabelwurzel bis hinter den Kopf erstreckt: Die kleinen Deckfedern der Flügel sind hell aschgrau, die Mittelfedern von eben dieser Farbe; aber auf jeder Feder ist ein schwarzer beynahe runder Flecken: Die kürzern Schwungfedern sind auf der Aussenseite bis an die Hälfte aschfarbig, auf der innern Seite bis an die Hälfte weiß mit schiefen Streifen durchschnitten; an der übrigen Hälfte ihrer Länge aber schwarz, und daneben an der Spitze weiß gerändert: Die Schwungfedern sind bis auf das Drittheil ihrer Länge weiß mit schwarzen Queerstreifen schief durchschnitten, und am übrigen schwarz; die kleinen Flügelfedern von unten sind weiß mit schwarzen Queerstreifen: Die Federn an der Brust, dem Bauch, den Schenkeln und dem Steiß sind weiß, mit schwarzen queeren halbzirkelförmigen Linien durchschnitten: Der Schwanz ist schwarz; auf der Mitte desselben ist ein weisser Queerstreif mit kleinen schwarzen Linien unterbrochen; der Schnabel ist schwarz; der Stern und die Füsse sind gelb.

Auf Madagaskar nennt man diesen Vogel den **gestreiften Adler.**

Der Indische Ringelfalke. *)

Dieser Vogel ist vom Schnabel bis zur Spitze des Schwanzes Einen Fuß vier Zoll lang; die Flügel haben dreyzehn Zoll, und die Füsse vier Zoll in der Höhe. Der Kopf, die Gurgel, der Hinterhals und der Rücken sind schwarz; die Brust, der Bauch und die Schenkel sind weiß: Die erstern kleinen Flügelfedern sind weiß, die darauf folgenden schwarz; die Mittelfedern und die kürzern Schwungfedern sind silberaschgrau, die Schwungfedern schwarz; der Steiß ist weiß, der Schwanz hell silbergrau; der Schnabel ist schwarz; der Stern und die Füsse sind röthlichtgelb.

Das Weibchen ist etwas dünnleibiger als das Männchen. Seine Hauptfarbe ist silbergrau; auf den kleinen Flügelfedern sind drey runde schwarze Flecken, und drey andre auf der Aussenseite der kürzern Schwungfedern; die Schwungfedern sind schwarz; die Seiten des Bauches, die Schenkel und die untere Bedeckung des Schwanzes sind

*) *Le Faucon à collier des Indes.* S. 182.

weiß: Auf der Mitte jeder Feder ist ein länglichter dunkelrother Streif; der Schnabel ist schwarz; der Stern und die Füsse sind röthlichtgelb.

Der Königsgeyer von Pondischery. *)

(CIV. Tafel.)

Dieser Vogel hat einen kurzen stark gekrümmten Schnabel, dessen Wurzel mit einer kahlen Haut bedeckt, die Naslöcher aber offen sind; vier bis an ihre Wurzel getrennte Zehen, davon drey vorwärts und eine rückwärts steht; kurze starke Füsse; krumme Klauen; einen unbefiederten Hals und Kopf, die zum Theil mit kleinen Pflaumen bedeckt sind; eine platte Stirne und einen sehr dicken Kopf: Ueber den Hals liegt ein ungemein dünnes, rothes, kahles Häutchen, das unter den Ohren anhebt, sich in der Mitte durch seine Ründung mehr ausbreitet, und bis unten an den Hals hinzieht.

Es ist dieß einer der größten Vögel von Indien, so groß als unsre größten Gänse. Der Kopf, der Hals und die Brust sind fleischfarbig; der Hinterkopf und der Raum zwischen den Naslöchern und den Augen sind mit kleinen fleischfarbigen Pflaumen besetzt: Auch der Vorderhals und die Brust sind an verschiednen Stellen mit kleinen büschelweise beysammen stehenden feinen Federn von der nämlichen Farbe bewachsen. Der Rücken, der Bauch, die Flügel und der Schwanz sind schwarz; der Stern ist roth; der Schnabel und die Füsse sind gelb.

Der grosse Indische Geyer. **)

(CV. Tafel.)

Dieser Vogel ist etwas dünnleibiger als der vorhergehende. Der Kopf, der Hals und die Brust sind unbefiedert und von röthlichter Farbe: Der Kopf ist mit kleinen einzelen Pflaumen bedeckt, die den Haaren ähnlich sind; der Hals ist im Verhältniß mit dem Leib sehr lang; er ist an verschiedenen Stellen mit ungemein feinen, büschelweise neben einander stehenden Federn besetzt. Die Federn an der Brust sind kurz,

*) *Le Vautour royal de Pondichery.* S. 182.

**) *Le grand Vautour des Indes.* S. 183.



P. Sonnerat Pinx

J. J Avril Sculp



P. Sonnerat. Pinx.

J. J. Avril, Sculp.

starr, und gleichen abgeschnittenen Haaren; die am untern Theil des Hinterhalses sind lang, schmal, und laufen in eine dunkelrothe Spitze aus; die kleinen Flügelfedern, die am Rücken und Steiß sind umberbraun, und enden sich mit einem merklich lichtern Streif: Die Schwungfedern und der Schwanz sind schwarz; der Stern roth; der Schnabel und die Füsse schwarz.

Diese Vögel sind sehr gefräßig; unter Tags halten sie sich am Ufer der See auf und nehmen die todten Fische weg, welche die Wogen an das Gestade auswerfen; überhaupt leben sie von faulem Fleisch, und scharren die Aeser wieder aus dem Boden hervor: Ob sie schon starke Flügel haben, ist ihr Flug doch sehr schwer.

Der Geyer aus Gingi. *)

Wenn man diesen Vogel bloß nach seinem Schnabel beurtheilen wollte, könnte man denselben nicht in das Geyer-Geschlecht setzen; denn sein Schnabel gleicht dem des Truthahns vollkommen; übrigens hat er aber alle Kennzeichen des Geyers: Seine Naslöcher sind unbedeckt; die Schnabelwurzel ist mit einer Wachshaut überzogen; der Raum zwischen den Naslöchern und den Augen ist mit kleinen haarähnlichen Pflaumen besetzt.

Er hat die Grösse eines Truthahns: Die Stirne, die Wangen, und die Kehle sind unbefiedert; sie sind, so wie die Schnabelwurzel, von etwas röthlichter Fleischfarbe. Die Federn am Hinterkopf und am Halse sind lang, schmal und weiß; die kleinen Flügelfedern, die am Rücken, Bauch und Schwanz sind von gleicher Farbe; die Schwungfedern schwarz; der Stern ist roth; der Schnabel und die Füsse graulicht.

Dieser Vogel ist auf der Küste Koromandel zu Hause, wo ihn die Einwohner wegen seinem Schnabel den **wilden Truthahn** nennen.

Der kleine schreyende Bussard. **)

Dieser Vogel hat einen kurzen krummen Schnabel, der oben gewölbt und unten breit ist, und dessen Krümmung sich bey der Wurzel anhebt; die Federn um die un-

*) *Le Vautour de Gingi.* S. 184.
**) *La petite Buze criarde.* S. 184.

tere Schnabelwurzel stehen vorwärts; die Schienbeine sind kurz, die Füsse stark, die Flügel beynahe so lang als der Schwanz; das Aug ist mit einem kahlen rothen Häutchen umfaßt; um die Augenlieder ist ein Kreis von Borsten, welche wahre Augenwimpern gestalten.

Er hat die Grösse einer Ringeltaube: Der Oberkopf, der Hinterhals, der Rücken, der Steiß, und die obern Schwanzfedern sind aschgrau; die kleinen Flügelfedern sind schwarz, die Mittelfedern hell aschgrau, die Schwungfedern graulicht schwarz; die Gurgel, die Brust, der Bauch und die untere Bedeckung des Schwanzes sind weiß; der Stern und die Füsse sind gelb; die Klauen sind schwarz, lang und krumm; die Klaue der Mittelzehe dehnt sich einwärts in eine vorstehende sehr schneidende Spitze aus.

Dieser Vogel ist auf der Küste Koromandel einheimisch; er hält sich in den Reisfeldern auf, wo es eine Menge kleiner Frösche giebt. Es hält sehr schwer ihm nahe zu kommen; er sieht jederman schon von weitem, und giebt einige abgesetzte Schreye von sich, ehe er von seiner Stelle wegfliegt. Dieses wiederholten Geschreys wegen hat man ihn den Schreyenden benamst.

Die Chinesische Eule. *)

Sie hat den Wuchs der europäischen Eule. Der Oberkopf, der Hinterhals, der Rücken, der Steiß, der Schwanz und die kleinen Flügelfedern sind röthlichtbraun, mit kleinen schwarzen wellenförmigen Linien versetzt; die Schwungfedern sind von eben der Farbe, aber nebst den kleinen schwarzen Linien sind auf den kürzern vier hellrothe Queerstreifen, und auf dem äussern Rand der längsten röthlichtweiße Flecken; die Stirnfedern sind weiß; der Vorderkopf und die Kehle sind hellroth; auf jeder Feder an der Kehle aber ist ein länglichter schwarzer Streif, der an seiner Wurzel sehr fein, gegen das Ende aber breiter ist; die Brust, der Bauch und die Schenkel sind von dunklerm Roth, mit einem längs hinlaufenden schwarzen Strich und noch andern weissen Queerstreifen durchschnitten; der Schnabel und die Füsse sind schwarz.

Die

*) *Le Hibou de la Chine.* S. 185.



P. Sonnerat Pinx

J. J. Avril Sculp.

Die kleine Eule aus Koromandel. *)

Sie ist um ein gut Drittheil kleiner als die vorhergehende. Der Kopf, der Hinterhals, der Rücken, die kleinen Flügelfedern und der Steiß sind röthlichtgrau mit röthlichtweissen Flecken am äussern Rande jeder Feder; welche Flecken am Kopf und Hals kleiner als an den übrigen Theilen sind. Von gleicher Farbe sind die kürzern Schwungfedern, mit röthlichtweissen Queerstreifen durchschnitten, und mit einem röthlichten Streif geendet; die grossen Schwungfedern sind etwas dunkler, und haben am äussern Rande runde Flecken von röthlichtem Weiß. Der Schwanz hat die nämliche Farbe, und ist mit drey röthlichtweissen Queerstreifen durchschnitten: Die Backen sind weiß: Der Vorderhals, die Brust, der Bauch, die Schenkel, und die untere Bedeckung des Schwanzes sind röthlicht, mit halbzirkelförmigen schwarzen Streifen durchschnitten; die Füsse sind röthlicht und bis an die Spitze der Zehen mit Federn bewachsen; der Schnabel ist schwarz, und der Stern gelb.

Die rothgelbe Chinesische Elster. **)

(CVI. Tafel.)

Dieser Vogel hat alle Kennzeichen der Elster. Sein Schnabel ist stark, kegelförmig länglicht und ein wenig gekrümmt, die Federn an der Schnabelwurzel stehen vorwärts; er hat an jedem Fuß vier Zehen, drey vorwärts und eine hinterwärts: Diese Zehen sind stark, die Klauen gekrümmt; der Schwanz besteht aus zehn Federn, und ist so lang als der Körper, auch in Reihen abgetheilt: Die zwo Vorderfedern sind viel länger als die Seitenfedern.

Diese Elster hat die Grösse der Europäischen Amsel: Der Kopf ist braun; der Hals ebenfalls, aber etwas lichter: Die Brust und der Bauch sind röthlichtweiß; der Rücken und der Steiß sind gelblichtroth; die kleinen Flügelfedern sind von erdefarbnem Roth, die Mittelfedern lichtgrau; die kürzern Schwungfedern sind auf der äussern Seite grau, auf der innern braun; die grossen Schwungfedern durchaus schwarzbraun;

*) *Le petit Hibou de la Côte de Coromandel.* S. 186.

**) *La Pie rousse de la Chine.* S. 186.

die zwo erſten oder längſten Schwanzfedern ſind grau, und enden ſich mit einem braunen Queerſtreif; die Seitenfedern ſind bis zur Hälfte ihrer Länge grau, das übrige braun, und enden ſich mit einem weiſſen Queerſtreif; der Stern iſt röthlichtgelb; der Schnabel und die Füſſe ſind ſchwarz.

Die Elſter aus Makao. *)

Sie iſt auch um ein Drittheil kleiner als unſre europäiſche Elſter. Die Stirne iſt ſchwarz; der Wirbel aſchgrau; der Hals und die Bruſt ſind erdegrau; der Bauch und die Schenkel von gleicher Farbe, doch etwas lichter; der Rücken und die kleinen Flügeldeckfedern ſind rothgelb; die erſten Schwungfedern ſind glänzend ſchwarz ins Grüne ſchillernd; die groſſen ſchwarz; auf den vier längſten ſind zween weiſſe Flecken, einer auf der innern und einer auf der äuſſern Seite, welches einen ſichtbaren weiſſen Flecken geſtaltet wenn die Flügel geſchloſſen ſind; der Steiß iſt aſchgrau, der Schwanz ſchwarz; die untere Bedeckung des Schwanzes iſt rothgelb; der Stern gelblicht; der Schnabel und die Füſſe ſchwarz.

Der kleine Chineſiſche Nußheher. **)

(CVII. Tafel.)

Dieſer Vogel hat alle Kennzüge des Nußhehers, nur nicht das glänzende der dieſer Gattung gewöhnlichen Farben. Sein Schnabel iſt gerade, lang, auf den Seiten zuſammengedrückt; die Federn an der Schnabelwurzel ſtehen vorwärts und bedecken die Naslöcher. Er hat ſtarke Füſſe, und krumme Klauen, mit denen er ſehr leicht kleine Vögel fängt; zehn Schwanzfedern, davon die erſten zwo länger ſind als die Seitenfedern.

Er iſt um ein gut Drittheil kleiner als der europäiſche Heher. Der Vorderkopf und die Kehle ſind ſchwarz; die Stirne weiß; der Oberkopf und der Hals ſind dunkel aſchgrau; die Backen weiß; der Rücken, der Steiß und die kleinen Flügelfedern erdegrau; die Bruſt und der Bauch von gleicher Farbe, doch etwas lichter: Die

*) *La Pie de Macao.* S. 187.

**) *Le petit Geay de la Chine.* S. 188.



P. Sonnerat Pinx

J. J. Avril Sculp.





P. Sonnerat Pinx.

J. J. Avril Sculp



P. Sonnerat. Pinx

J. J. Avril Sculp

Schwungfedern und der Schwanz ſind braun; der Stern iſt röthlichtgelb; der Schnabel und die Füſſe ſind ſchwarz.

Die blaue Chineſiſche Amſel. *)

(CVIII. Tafel.)

Sie iſt ſo groß wie die europäiſche Amſel. Der ganze Vogel iſt von ſchillerndem Violetblau; die Federn am Kopf, Hals, an der Bruſt, und die kleinen Flügeldeckfedern enden ſich mit einer ins Violetblaue ſpielenden Streife, welche den Glanz und die Glätte wie Metall hat: Unter den kleinen Flügelfedern ſind zwo, deren Spitze in einen weiſſen Streif ausläuft: Die Federn an den Schenkeln ſind auf der innern Seite weiß, und auf der auſſern dunkelblau: Der Stern iſt roth; der Schnabel und die Füſſe ſind ſchwarz.

Die kleine Indiſche Amſel mit dem Federbuſch. **)

(CIX. Tafel.)

Dieſer Vogel iſt von der Gröſſe der europäiſchen Grasmücke †). Der Kopf iſt ſchwarz; die Federn am Wirbel ſind lang, ſchmal, und bilden einen Federbuſch, den der Vogel nach ſeinem Belieben emporſtrecken kann, und der, wenn er emporſteht, ſich gegen den Schnabel zu etwas krümmt: Der Hinterhals, der Rücken, der Steiß, die Flügel und die erſten Schwanzfedern ſind dunkelgrau; die untern Schwanzfedern ſind lichtgrau, und enden ſich mit einem weiſſen Queerſtreif; unter den Augen hat er auf beyden Seiten einen ſchön karminrothen Flecken; die Backen und die Kehle ſind weiß; zwiſchen der Kehle und der Bruſt iſt ein dunkelgrauer Streif; der Bauch iſt weiß; die untere Bedeckung des Schwanzes iſt karminroth; der Stern goldfarbig; der Schnabel und die Füſſe ſchwarz.

Dieſen Vogel findet man auf der Küſte Malabar und Koromandel, auch in Bengalen: Auf Koromandel nennt man ihn Bulbul.

---

*) *Le Merle bleu de la Chine.* S. 188.

**) *Le petit Merle huppé des Indes.* S. 189.

†) *Bec-Figue d' Europe.* Motacilla garrula. Linn.

Der Bramanen-Eisvogel. *)

Dieſer Vogel gehört in das Geſchlecht der Amſeln, und iſt um etwas kleiner als der Hausſperling: Die Federn am Kopf ſind ſehr lang, ſchmal, ſchwarz, und bilden einen Federbuſch, den der Vogel nach ſeinem Belieben aufrichten kann; auch die an der Kehle, an dem Halſe, an der Bruſt und an dem Bauch, ſind lang und ſchmal; ſie ſind röthlichtgelb und mit einer weiſſen länglichten Linie bezeichnet; der Rücken, der Steiß, und die kleinen-Flügelfedern ſind grau; die Schwungfedern und der Schwanz ſchwarz; die untern Deckfedern des Schwanzes ſind weiß; der Schnabel iſt von der Wurzel bis an die Hälfte ſeiner Länge ſchwarz, am übrigen gelb; der Stern blau; die Füſſe und die Klauen gelb.

Dieſer Vogel iſt auf Malabar und Koromandel zu Hauſe, wo man ihn deswegen den **Bramanen** nennt, weil er ſich auf den Pagodenthürmen aufhält.

Die Amſel aus Malakka. **)

(CX. Tafel.)

Dieſer Vogel hat alle Kennzeichen der Amſel, von der er ſich doch durch die Länge ſeiner Füſſe und durch ſeinen viel kürzern Schwanz unterſcheidet. Er iſt ſo groß als eine europäiſche Amſel; der Kopf und der Hinterhals ſind bis zur Hälfte ſchwarz; beym obern Winkel des Schnabels entſteht ein breiter länglichter grünlichter Streif der ſich bis hinter den Kopf ausdehnt; unter dieſem Streif iſt ein andrer ſehr ſchmaler von lichter himmelblauer Farbe, der ſich vom Auge bogenförmig bis hinter den Hals erſtreckt; die Kehle iſt weiß; der untere Theil des Halſes und der Rücken ſind grün; die kleinen Flügelfedern ſind glänzend himmelblau; die Mittelfedern und die kürzern Schwungfedern grün, die nächſt daran ſtehenden inwendig ſchwarz, auswendig grün, und enden ſich mit einem weiſſen Flecken; die groſſen Schwungfedern ſind ſchwarz, und enden ſich mit einem grauen Flecken; auf dieſen letztern iſt ein weiſſer Queerſtreif, welches am Rande der Flügel, wenn ſie über den Leib ausgeſtreckt ſind, einen Flecken von eben dieſer Farbe geſtaltet; der Steiß iſt himmelblau; die Schwanzfedern

*) *Le Martin Brame.* S. 189.

**) *La Bréve de Malacca.* S. 190.



P. Sonnerat Pinx.

J. J. Avril Sculp

ſind bis an die Hälfte ihrer Länge ſchwarz, und an der übrigen Hälfte blaulicht dunkelgrün; die Bruſt und der Bauch ſind hellroth; die untern Deckfedern des Schwanzes karminroth; der Stern iſt von gleicher Farbe; der Schnabel röthlicht; die Füſſe ſind gelb.

Die Amſel von der Küſte Malabar. *)

Dieſer Vogel iſt wenig von dem vorhergehenden unterſchieden. Der Kopf und der Hinterhals ſind ſchwarz; beym obern Winkel des Schnabels hebt ſich ein breiter röthlichter Streif an, der ſich bis hinter den Kopf ausdehnt; die Kehle iſt weiß, die Bruſt hell rothgelb; der Bauch, die Schenkel und die untern Deckfedern ſind roth; der Rücken iſt von mattem Dunkelgrün; die kleinen Flügelfedern ſpielen ins Himmelblau, und ſind ſo glänzend und glatt wie Metall; die kürzern Schwungfedern ſind von innen ſchwarz, von auſſen blaulichtgrün; die groſſen Schwungfedern ſchwarz: Auf dieſen letztern iſt ein weiſſer ziemlich breiter Queerſtreif, welches dann einen Flecken von der nämlichen Farbe am Rande der Flügel bildet, wenn ſie über den Leib geſtreckt ſind; der Steiß hat eben das Blau wie die kleinen Flügelfedern; die Schwanzfedern ſind bis an die Hälfte ſchwarz, am übrigen Theil dunkelgrün; der Stern iſt roth, der Schnabel röthlicht, die Füſſe gelb.

Die Chineſiſche Dominikaner-Amſel. **)

Dieſer Vogel iſt kleiner als unſere europäiſche Amſel. Die Kopf- und Halsfedern ſind lang, und weiß; die am Hinterhals ſind auch lang und ſchmal, aber dunkel aſchgrau; der Rücken, der Steiß, die Bruſt und der Bauch ſind licht aſchgrau; die kleinern Flügelfedern und kürzern Schwungfedern ſpielen ins kupferfarbige Grün und ſchillern ins Violet; unter den kleinen Flügelfedern iſt Eine, deren äuſſere Seite weiß iſt, und unter den Mittelfedern ſind die am Rande der Flügel weiß; die Schwungfedern ſind ſchwarz; der Schwanz iſt von eben der Farbe wie die kleinen Flügelfedern; die untere Bedeckung des Schwanzes iſt weiß; der Schnabel ſchwarz, mit Roth und Gelb verwaſchen; der Stern und die Füſſe ſind opermentfarb.

---

*) *La Bréve de la Côte de Malabar.* S. 191.

**) *Le Merle Dominiquain de la Chine.* S. 191.

Das Weibchen unterscheidet sich dadurch von dem Männchen, daß sein Kopf so wie der ganze übrige Körper grau ist; die Kupferfarbe an den Flügeln ist etwas matter.

Diese Vögel sind in China einheimisch, wo sie kleine Haselhühner genannt werden.

Die kleine Amsel aus Malabar. *)

Sie hat den Wuchs eines Haussperlings, ist aber um ein beträchtliches länger. Sie ist beynahe am ganzen Körper schön glänzendgrün; die Stirne ist opermentfarbig; die Kehle schwarz; beym untern Winkel des Schnabels entsteht ein länglichthinlaufender Streif von schöner Ultramarinfarbe; die ersten Flügelfedern sind von glänzendem und spielendem Lichtblau; der Stern ist opermentfarbig, der Schnabel und die Füsse sind schwarz.

Das Weibchen ist wenig vom Männchen unterschieden, doch ist es kleiner; sein ganzer Leib ist schön grün; am Rücken etwas dunkler, am Bauch etwas lichter und mit Gelb nüanzirt; die Kehle ist hell himmelblau.

Der Chinesische Bubil. **)

Dieser Vogel ist aus dem Amselgeschlecht, und um etwas kleiner als der europäische. Sein ganzer Leib ist dunkel erdefarbig; hinter dem Aug hat er einen länglichten schwarzen Streif, der sich bis über die Hälfte des Halses erstreckt; der Stern ist bräunlicht, der Schnabel und die Füsse gelblicht grau.

Er findet sich in den südlichen Provinzen von China, und ist der einzige Singvogel in diesem ganzen grossen Reiche, wofür man ihn auch Nachtigal nennt; zu Kanton heißt er Bubil.

Die graue Amsel aus Gingi. †)

Dieser Vogel hat die Grösse wie der vorhergehende. Der Oberkopf und der Hinterhals sind weißlicht; die Kehle, der Vorderhals, der Rücken, die Flügel und der Schwanz sind dunkelgrau; die Brust, der Bauch, die Schenkel und die untere

---

*) *Le petit Merle de la Côte de Malabar*, S. 192.

**) *Le Boubil de la Chine*. S. 193.

†) *Le Merle gris de Gingi*. S. 193.

Bedeckung des Schwanzes lichtgrau, etwas ins Röthlichte fallend; der Schnabel und die Füsse sind gelblicht weiß.

Dieser Vogel ist auf Koromandel einheimisch: Man sieht ihn selten auf einem Baum sitzen; er ist fast immer auf der Erde, wo er stets kleine Sprünge macht: Er lebt von Würmern und Insekten, die sich in dem Auswurf der Thiere aufhalten; daher hat man ihn auch Rothwühler genannt.

Der kleine Eisvogel aus Gingi. *)

Er hat die Grösse unsers europäischen Krammetvogels. Der Kopf ist schwarz; die Federn darauf sind lang und schmal, und bilden eine Art von Federbusch; beym obern Winkel des Schnabels hebt sich ein gelber unbefiederter Streif an, der sich etwas wenig bis hinter das Aug erstreckt; der Hals, der Rücken, der Steiß und der Bauch sind grau; die kleinen Flügelfedern und die kürzern Schwungfedern grünlicht; die grossen Schwungfedern bis an die Hälfte lichtroth, und am übrigen Theil der Länge schwarz, welches einen röthlichten Flecken auf den Flügeln bildet wenn sie an dem Leib gestreckt sind; an der Unterseite sind die kleinen Flügelfedern stark hellroth, die Schwungfedern bis an die Hälfte ihrer Länge weiß und am übrigen Theil dunkelgrau; der Schwanz ist schwarz und endet sich in einen rothgelben Flecken, welcher an den Seitenfedern etwas grösser ist; der Stern ist roth, der Schnabel und die Füsse operimentfarbig.

Dieser Vogel ist auf Koromandel zu Hause.

Die gebüschte Amsel von Surate. **)

Dieser Vogel ist von der Spitze des Schnabels bis zur Spitze des Schwanzes acht Zoll lang; die Flügel vier und einen halben Zoll. Der Kopf und der Hals sind schwarz; die Federn auf dem Wirbel sind lang, schmal, und liegen längs dem Hals hinunter; sie sind glänzend schwarz: Die Brust, der Bauch und die untere Bedeckung des Schwanzes sind erdegrau; die Rücken- und Steißfedern dunkelbraun; die kleinen Flügelfedern ins Dunkelgrüne spielend; die kürzern Schwungfedern von eben dieser Far-

*) *Le petit Martin de Gingi.* S. 193.
**) *Le Merle huppé de Surate.* S. 194.

be; die zwo folgenden erdegrau; die groſſen Schwungfedern und der Schwanz ſchwarz; der Stern iſt roth, der Schnabel röthlichtgelb, und die Füſſe ſind ſchwarz.

Der Greiſe-Eisvogel von der Küſte Malabar. *)

Dieſer Vogel iſt um etwas weniges kleiner als der vorige. Die Federn am Kopf und Hals ſind lang, ſchmal, aſchgrau, mit einer weiſſen länglichten Linie bezeichnet; der Rücken, der Steiß, die kleinen Flügelfedern und der Schwanz ſind aſchgrau; die Schwungfedern ſchwarz; die Bruſt, der Bauch und die untere Bedeckung des Schwanzes röthlicht rothbraun: Der Schnabel iſt ſchwarz, an der Spitze mit Gelb verwaſchen; der Stern und die Füſſe ſind gelb.

Dieſer Vogel findet ſich auf der Küſte Malabar.

Die gelbe Chineſiſche Amſel. **)

Dieſer Vogel iſt ſo groß wie die europäiſche Amſel. Sein ganzer Leib iſt gelb, auf dem Rücken dunkel, unter dem Bauch aber licht; der Schaft an den Federn iſt weiß; das Aug mit kleinen weiſſen Federn umgeben: Am obern Winkel des Schnabels hebt ſich ein ſchwarzer Streif an, der ſich etwas weniges über das Aug hin erſtreckt, und in eine Spitze endet; der Stern iſt graulicht; der Schnabel und die Füſſe ſind roth.

Die groſſe Grasmücke von der Küſte Malabar. †)

(CXI. Tafel.)

Ich habe für dieſen Vogel den Namen der Grasmücke, den er auf der Küſte Malabar führt, beybehalten, ob ſchon ſeine Kennzüge mit den ächten Grasmücken nicht ganz zuſammenſtimmen; denn der Schnabel iſt ſehr dicke; und die Zehen ziemlich ſtark. Er iſt etwas dickleibiger als der europäiſche Krammetsvogel, auch iſt ſein Leib länger; der Kopf, der Hals, der Rücken, der Steiß und die Flügelfedern ſind ſchwarz, in das Blaulichte vom polirten Stahl ſchillernd; die Schwung-

federn,

*) *Le Martin Vieillard de la Côte de Malabar.* S. 195.

**) *Le Merle jaune de la Chine.* S. 195.

†) *Le grand Gobe-mouches de la Côte de Malabar.* S. 195.



P. Sonnerat Pinx

J. J. Avril Sculp

federn, der Schwanz und der Bauch sind dunkelschwarz; aus den äussersten zwo Schwanzfedern stehen zwo lange Borsten hinaus, die bis auf sechs Zoll an der Länge kahl, aber an ihrem Ende auf der äussern Seite mit Fasern bewachsen sind; der Stern ist roth; der Schnabel und die Füsse sind schwarz.

Dieser Vogel hat einen schweren Flug: Unter Tags versteckt er sich, und läßt sich erst sehen wenn die Sonne untergegangen ist. Er ist eben der, den Herr von Büffon unter dem Namen des Drongo von der Küste Malabar beschreibt, von dem er aber keine Abbildung geliefert hat.

Die langgeschwänzte Grasmücke aus Gingi. *)

Dieser Vogel ist von der Grösse eines Haussperlings. Der Kopf, der Hals, der Rücken und die Flügel sind schwarz; die kleinen Unterflügelfedern sind rothgelb, die Schwungfedern grau; die Brust, der Bauch und die untere Bedeckung des Schwanzes sind rothgelb; der Steiß ist weiß: Der Schwanz ist länger als der Leib; er besteht aus zwölf Federn, davon die zwo ersten die längsten sind; die Seitenfedern sind paarweise immer gleich lang, und werden immer kürzer, und zuletzt sehr kurz: Die vier größten sind schwarz, die acht folgenden bis zur Hälfte ihrer Länge schwarz, am übrigen Theil weiß; der Stern ist rothgelb, der Schnabel schwarz, und die Füsse sind gelblicht.

Er ist auf der Küste Malabar zu Hause.

Die grünlichte Grasmücke aus China. **)

Diese ist etwas grösser als die vorhergehende. Ihr Kopf ist schwarz: Beym obern Winkel des Schnabels entsteht ein weisser Streif, der sich bis hinter die Augen hinzieht, und hinter dem Kopf herum krümmt, wodurch er eine Art von Krone bildet; der Hinterhals, der Rücken, der Steiß, die kleinen Flügelfedern und der Schwanz sind grünlichtgrau; die Schwungfedern gelblichtgrün; die Kehle ist weiß; der Vorderhals und die Brust sind graulicht; der Bauch und die untere Bedeckung des Schwanzes bleichgelb; der Stern ist roth; der Schnabel und die Füsse sind schwarz.

*) *Le Gobe-mouches à longue queue de Gingi.* S. 196.
**) *Le Gobe-mouches verdâtre de la Chine.* S. 197.

Die schwarzköpfige Grasmücke aus China. *)

Sie ist so groß wie eine europäische Amsel. Ihr Kopf ist schwarz: Die Federn am Wirbel bilden zwar nicht eigentlich einen Federbusch, sind aber schmal und länger als die übrigen: Ihr Gefieder ist erdegrau, auf dem Rücken dunkel, über den Bauch lichter, und an der Kehle beynahe weiß: Die Schwungfedern sind braun; der Schwanz ist von eben der Farbe, aber die erstern Federn desselben enden sich mit einem kleinen graulichten Queerstreif; die Seitenfedern laufen mit einem viel grössern weissen Streif aus; die untere Bedeckung des Schwanzes ist schön roth, der Steiß matt weiß; der Stern roth; der Schnabel und die Füsse sind schwarz.

Die Grasmücke von Pondischery. **)

Dieser Vogel ist um etwas kleiner als ein Sperling. Der Kopf ist dunkel aschgrau; beym obern Winkel des Schnabels hebt sich eine weisse länglichte Linie an, die sich über dem Aug hinzieht und bis hinter den Kopf erstreckt; der Hinterhals, der Rücken, die Flügel und die obere Bedeckung des Schwanzes sind dunkel aschgrau; die kleinen Flügelfedern enden sich mit einem weissen nach der Form eines Dreyecks gebildeten Flecken; die Seitenfedern des Schwanzes sind bis an die Hälfte ihrer Länge dunkelgrau, und am übrigen weiß; der Vorderhals, die Brust und der Bauch sind weiß; der Schnabel und die Füsse schwarz.

Dieser Vogel ist auf der Küste Koromandel einheimisch, und hat einen ungemein angenehmen Gesang; daher man ihn auch die Indische Nachtigal nennt.

Der Vira-ombe aus Madagaskar. †)

Dieser Vogel scheint der nämliche zu seyn, welchen Brisson im III Band, 24. Tafel, 5. Fig. die grosse Grasmücke aus Madagaskar nennt. Aber seine Kennzeichen stimmen mit denen jenes Vogels allzu wenig überein, als daß man ihn unter diese Gattung setzen könnte; er muß eine neue Gattung von Grasmücke ausmachen. Sein Schnabel ist lang; der obere Theil desselben gekrümmt und mit ei-

*) *Le Gobe-mouches à tête noire de la Chine.* S. 197.

**) *Le Gobe-mouches de Pondichery.* S. 198.

†) *Le Vira-ombé de Madagascar.* S. 198.

nem Einschnitt versehen: Die Federn an der Schnabelwurzel stehen vorwärts, sind sehr lang und sehen Haaren ähnlich: Der Kopf, der Hinterhals, der Rücken, der Steiß, die Achselfedern, die obere Bedeckung der Flügel und des Schwanzes sind von dunkelm Olivengrün; die Kehle ist gelb; der Untertheil des Halses, die Brust, der Bauch und die untere Bedeckung des Schwanzes sind hell olivengrün mit Gelb gefärbt; die Schwungfedern haben an der Aussenseite eben das Olivengrün wie der Oberleib, und ihre innere Seite ist braun: Der Schwanz besteht aus zwölf Federn, die alle eben jenes Olivengrün haben wie der Rücken; der Stern ist gelb, und die Füsse sind röthlicht.

Die grosse Chinesische Schwalbe. *)

Dieser Vogel ist von der Spitze des Schnabels bis zur Spitze des Schwanzes eilf Zoll sechs Linien lang. Die Länge der Flügel beträgt fünf Zoll: Sein Schnabel ist kurz, und bey der Wurzel breit; die Flügel sind lang, die Füsse kurz, der Schwanz gabelförmig und so lang als die Flügel. Der Wirbel ist hellroth, die Kehle weiß; der Hinterhals, der Rücken, die Flügel und der Schwanz sind braun: Beym obern Winkel des Schnabels entsteht ein länglichter brauner Streif, der sich bis hinter das Aug ausdehnt, und dann mit der Farbe des Halses vermischt; die Brust und der Bauch sind sehr licht röthlichtgrau; das Aug ist mit kleinen weissen Federn umgeben; der Stern, der Schnabel und die Füsse sind blaulicht.

Der Chinesische Kernbeisser. **)

Er ist so groß als der europäische Kernbeisser. Sein Kopf ist schwarz; der Hinterhals erdebraun, der Vorderhals grau; die kleinen Flügelfedern sind schwarz ins Blaulichte schillernd; die Mittelfedern enden sich mit einem weissen Flecken; die kürzern Schwungfedern sind schwarz, und auf der innern Seite mit Weiß gerändert; die längsten Schwungfedern bis auf ein Drittheil schwarz, am übrigen Theil weiß; der Steiß ist grau, der Schwanz schwarz, der Bauch licht rothgelb; die untere Bedeckung des Schwanzes weiß; der Stern, der Schnabel und die Füsse opermentfarbig.

---

*) *Le Grand Martinet de la Chine.* S. 199.

**) *Le Gros-Bec de la Chine,* S. 199.

Das Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen nur durch den grauen Kopf, und durch die Schwungfedern, welche schwarz und einfach weiß geändert sind.

Der Nelikurvi aus Madagaskar. *)

(CXII. Tafel.)

Dieser Vogel ist eine Art von Kernbeisser, und so groß wie der Haussperling. Der Kopf, die Kehle und der Vorderhals sind gelb: Beym obern Winkel des Schnabels entsteht ein länglichter mattgrüner Streif, der sich etwas weniges bis hinter das Aug erstreckt; der Hinterkopf ist ebenfalls mattgrün; der Vorderhals, der Rücken, der Steiß, die kleinen Flügelfedern und die kürzern Schwungfedern sind von eben der Farbe; die längsten schwarz, auf der Aussenseite grün geändert: Unten sind die Flügel grau; der Bauch ist dunkelgrau, die untere Bedeckung des Schwanzes rothgelb; der Schwanz ist schwarz, der Stern gelb; Schnabel und Füsse sind schwarz.

Dieser Vogel ist nicht der nämliche, von dem uns Herr **Brisson** unter dem Namen des Kernbeissers von den Philippinen eine Abbildung gegeben hat: Nur ihre Nester haben einige Aehnlichkeit mit einander: Der Nelikurvi baut sein Nest am Ufer der Bäche, und hängt es meistens an Blätter vom **Kaldeir** oder **Vaquois**. Das Nest besteht aus künstlich in einander verwebten Strohhalmen und Binsen, und bildet oben einen Beutel, darin sich der Vogel aufhält; auf einer Seite dieses Beutels ist eine lange Röhre von eben dem Stoff schicklich angepaßt, und zieht sich abwärts in die Länge: Der Eingang in das Nest ist am Ende dieser Röhre. Auf solche Art sichert der Vogel seine Brut vor dem Regen und der Raubgierde der Schlangen und andrer Ungeziefer. Im zweyten Jahr baut er sein neues Nest an das alte an; und ich habe bis auf fünf dergleichen an einander hangende Nester gesehen. Diese Vögel machen ihre Nester in Gesellschaft zusammen, und man sieht manchmal fünf bis sechshundert derselben auf Einem Baum: Sie brüten allemal nur drey Junge auf einer Brut.

---

*) *Le Nélicourvi de Madagascar.* S. 200.



P. Sonnerat Pinx.

J. J. Avril Sculp

Der Chineſiſche Garten-Ammer. *)

Dieſer Vogel iſt ſo groß als die franzöſiſche Grasmücke. Der Oberkopf, der Hinterhals, der Rücken und der Steiß ſind dunkelroth; jede Feder hat einen gelblichten Rand: Die erſten kleinen Flügelfedern ſind ſtark hellgelb, die Mittelfedern bis auf zwey Drittheile ihrer Länge dunkelroth, am übrigen gelb: Die erſten Schwungfedern ſind dunkelbraun, ihr Rand aber röthlicht mit Grau verwaſchen; die längſten derſelben ſind dunkel erdefarbig, mit einem leichten Rand von mattem Gelb. Die Kehle, die Bruſt, der Bauch und die untere Bedeckung des Schwanzes ſind ſchön gelb; über die Mitte der Seitenfedern des Bauches zieht ſich ein brauner länglichter Streif; die Schwanzfedern ſind braun und röthlichtgrau gerändert; der Stern iſt gelb; der Schnabel und die Füſſe ſind hellroth.

Dieſer Vogel läßt ſich in den ſüdlichen Provinzen von China nur in den Monaten Oktober, November und Dezember ſehen.

Der Chineſiſche Grünfink. **)

Er hat in der Gröſſe und Farbe etwas Aehnlichkeit mit Briſſon's Grünfink (Verdier) oder den Goldammern (Bruant) der Vogelhändler. Der Kopf und Hals ſind grünlicht grau; der Rücken und die kleinen Flügelfedern hellbraun, auſſer denen am Rande der Flügel, welche ſchwarz ſind: Die kürzern Schwungfedern ſind auf der innern Seite roth, und auf der auſſern grauroth; die groſſen Schwungfedern ſind bis an die Hälfte gelb, am übrigen Theil ſchwarz, und enden ſich mit einem grauen halbzirkelförmigen Streif: Der Bauch iſt erderoth, die untere Bedeckung des Schwanzes gelb; die Schwanzfedern ſind ſchwarz und haben an der Spitze einen weiſſen Streif; Schnabel und Füſſe ſind grünlichtgelb.

Der Chineſiſche Tarrän. †)

Er iſt um etwas kleiner als der Hausſperling. Der Kopf iſt ſchwarz, der Hinterhals und der Rücken olivengrün; der Vorderhals, der Bauch, und die untere Be-

*) *L'Ortolan de la Chine.* S. 201.
**) *Le Verdier de la Chine.* S. 202.
†) *Le Tarrain de la Chine.* S. 202.

deckung des Schwanzes gelb; die kleinen Flügelfedern sind von eben der Farbe, und über dieselben hin ziehn sich zween Queerstreife, deren Gestalt aber bey jedem Vogel verschieden ist; die Mittelfedern an den Flügeln sind gelb, und enden sich mit einem schwarzen Flecken; die kürzern Schwungfedern sind schwarz; die längsten bis an die Hälfte gelb, im übrigen schwarz; die Schwanzfedern sind eben so gefärbt; der Schnabel und die Füsse schwarz.

Die Hauben-Lerche von der Küste Malabar. *)

(CXIII. Tafel, 1. Fig.)

Die unterscheidenden Kennzeichen der Lerchen sind Zehen ohne häutige Bedeckung; Schenkel bis an den Knöchel mit Federn bewachsen; vier bis an ihre Wurzel getrennte Zehen, davon drey vorwärts und eine rückwärts steht; ein ahlförmiger Schnabel; sichtbare Naslöcher; die Kralle der Hinterzehe beynahe gerade, und länger als die Zehe selbst.

Die hier genannte Lerche ist von der Spitze des Schnabels bis zur Spitze des Schwanzes fünf Zoll neun Linien lang; die Länge der Flügel beträgt drey Zoll vier Linien: Die Federn auf dem Wirbel sind lang, und bilden einen Federbusch, den der Vogel willkürlich emporheben kann; sie sind braun, und enden sich mit einem weissen Streif; die Halsfedern sind hellroth, mit einem länglichten schwarzen Streif bezeichnet, der am untern Ende etwas breiter ist: Die Kehle und der Bauch sind röthlicht weiß; der Rücken und die kleinen Flügelfedern braun mit einem stark hellrothen Rande: Am Ende jeder Feder ist ein weisser Flecken; die Schwungfedern und Schwanzfedern sind erdebraun mit einem röthlichten Rande; der Schnabel ist schwarz; die Füsse sind röthlicht.

Die kleine graue Lerche aus Gingi. **)

(CXIII. Tafel, 2. Fig.)

Dieser Vogel ist von der Grösse eines Distelfinkes. Der Kopf ist aschgrau; beym obern Winkel des Schnabels hebt sich ein schwarzer länglichter Streif an, der

---

*) *L'Alouette huppée de la Côte de Malabar.* S. 203.

**) *La petite Alouette grise de Gingi.* S. 203.



P. Sonnerat Pinx.

J. J. Avril Sculp



P. Sonnerat Pinx.

J. J. Avril Sculp.

sich bis etwas hinter das Aug erstreckt und dort endet; der Hinterhals, der Rücken, der Steiß, die Flügel und der Schwanz sind dunkel erdegrau; die Kehle, der Vorderhals, die untere Seite der kleinen Flügelfedern, der Bauch und die untere Bedeckung des Schwanzes sind schwarz; der Schnabel und die Füsse röthlicht grau; die ganze Länge des Vogels von der Spitze des Schnabels bis zu der des Schwanzes beträgt vier Zoll sechs Linien, und jene der Flügel zween Zoll neun Linien.

Die Meise von der Küste Malabar. *)

(CXIV. Tafel, 1. Fig.)

Die Meisen sind kleine Vögel, welche sich von Insekten, Raupen und Pupen nähren; auch fressen sie gewisse Früchte, besonders die Mandeln sehr gerne. Sie hüpfen mit ungemeiner Lebhaftigkeit von Ast zu Ast und von Blume zu Blume, um die daselbst befindlichen kleinen beynahe unsichtbaren Insekten zu haschen, welche in der klebrichten Feuchtigkeit der Blumen stecken bleiben: Dieses ihr beständiges Herumhüpfen brachte einige Leute auf die Gedanken, als ob sie bloß vom Saft der Blumen lebten: Auch klettern sie an den Baumstämmen und Aesten herum, und deswegen haben sie einige Naturforscher in die Klasse der Spechte gesetzt; aber ihre Kennzeichen stimmen mit jenen nicht überein. Die Kennzeichen der Meisen sind vier Zehen ohne häutige Bedeckung, drey vorwärts und eine rückwärts, alle bis zur Wurzel getrennt; Schenkel bis an die Knöchel befiedert, ein ahlförmiger Schnabel, die Naselöcher mit Federn der Schnabelwurzel bedeckt.

Die hier genannte Meise ist von der Spitze des Schnabels bis zu der des Schwanzes fünf Zoll acht Linien lang; ihre Flügel zween Zoll acht Linien. Der Kopf, der Hinterhals und der Rücken sind dunkelgrau; die Kehle ist schwarz; die Brust, der Bauch und der Steiß opermentfarbig: Die kleinen Flügelfedern sind schwarz, die Mittelfedern von eben dieser Farbe, und einige davon enden sich mit einem hellrothen Flecken; die kürzern Schwungfedern sind schwarz, die folgenden bis an die Mitte roth, am übrigen Theil schwarz; welches dann einen schwarzen Flecken auf den Flügeln bildet, wenn sie über den Körper ausgestreckt sind; die grossen Schwungfedern sind schwarz. Die ersten Schwanzfedern sind schwarz, die Seitenfedern bis zu Hälfte schwarz,

*) *La Mesange da la Côte de Malabar.* S. 204.

und im übrigen hellroth; die untere Bedeckung des Schwanzes ist hell rothgelb; der Stern roth; Schnabel und Füsse sind schwarz.

Die Farben des Weibchens sind minder lebhaft: Die Kehle, der Vorderhals, die Brust, der Bauch, und der untere Theil des Schwanzes sind hellgelb, etwas ins Röthlichte fallend; der Flecken auf dem Flügel und Steiß ist von eben dem Roth wie bey dem Männchen.

Die Meise von Nanking. *)

(CXIV. Tafel, 2. Fig.)

Diese Meise ist eben so groß wie die vorige. Der Kopf, der Hinterhals, der Rücken und die kleinen Flügelfedern sind grünlicht grau; auf dem Wirbel aber ist es mit Gelb verwaschen: Beym obern Winkel des Schnabels entsteht ein weisser länglichter Streif, der sich bis hinter das Aug hinzieht und daselbst endet: Die Kehle ist von schönem Gelb; der Vorderhals und die Brust sind von etwas ins Bräunlichte fallender Opermentfarbe; der Bauch ist gelblicht, und die Lenden erdegrau; die kürzern Schwungfedern sind bey ihrer Entstehung grau, dann opermentfarbig, und an dem noch übrigen Theil ihrer Länge schwarz, welches einen schwarzen Flecken auf dem Flügel bildet; die grossen Schwungfedern sind an der innern Seite schwarz; auf der Aussenseite sind ihre Fasern sehr schmal, beym Anfang schön mordorefarbig, das unmerklich immer mehr ins lichte fällt, und gegen die Spitze der Feder mit einmal ganz gelb wird, welches dann auf jeder Feder einen kleinen gelben Rand bildet; die zwo ersten Schwanzfedern sind grünlicht grau, und enden sich mit einem weissen Streif; die Seitenfedern sind schwarz.

Die kleine Meise vom Vorgebürge der guten Hoffnung. **)

(CXV. Tafel.)

Sie ist kleiner als unsre europäische Meise. Der Kopf, der Hals, der Rücken, der Bauch, und die kleinen Flügelfedern sind hell aschgrau; die Schwungfedern schwarz mit

*) *La Mesange de Nanquin.* S. 205.

**) *La petite Mesange du Cap de bonne Esperance.* S. 206.



P. Sonnerat. Pinx.

J. J. Avril. Sculp.

mit Weiß geändert: Der Schwanz ist oben schwarz und unten weiß; der Stern roth; der Schnabel und die Füsse sind schwarz.

Dieser Vogel baut sein Nest in die dicksten Gesträuche, und macht es aus einer Art von Baumwolle die im Lande unbekannt ist: Das Nest sieht ziemlich genau einer Bouteille ähnlich, und sein Hals ist enge: Aussen daran ist auf der Seite ein Beutel der dem Männchen zur Wohnung dient. Wenn das Weibchen das Nest verläßt, so schlägt das Männchen mit aller Stärke seiner Flügel an beyde Seiten des Nestes; und sobald sich der Rand oben berührt, hängt er sich zusammen, und verschließt den Eingang gänzlich: Durch diesen ausserordentlichen Kunsttrieb verwahren diese kleinen Vögel ihre Jungen vor der Gefräßigkeit der Insekten und übrigen Thiere, die denselben allenfalls Schaden thun könnten.

Die kleine langgeschwänzte Grasmücke aus China. *)

Dieser Vogel ist ein wenig grösser als die Meise vom Vorgebürg der guten Hoffnung. Der Oberkopf ist licht rothgelb; der Hinterhals, der Rücken, der Steiß, die kleinen Flügel- und Schwanzfedern sind hell olivengrün; die Schwungfedern braun olivenfarbig; der Schwanz ist dünn, schmal, klein, und besteht aus sehr schmalen Federn; die ersten zwo Federn sind eben so lang als der Körper.

Dieser Vogel ist gar nicht scheu; er wohnt auf den Bäumen welche die Chineser in ihre Haushöfe pflanzen, um sie zu beschatten: Er hat ein sehr sanftes Geschrey.

Der kleine Indische schwarzrückige Fliegenfänger. **)

Er ist so groß als die europäische Meise. Der Kopf, der Hals, der Rücken, die Brust, und die kleinen Flügelfedern sind schwarz; auf jeder Feder ist ein gelblichter Flecken; die mittlern Flügelfedern sind schwarz, mit einem gelblichten Rand; auf der Mitte jedes Flügels ist ein weisser Flecken; die Schwungfedern an den Flügeln und am Schwanze sind schwarz; der Steiß ist hell rothgelb, der Bauch rothgelb mit

*) *Le petit Figuier à longue queue de le Chine.* S. 206.
**) *Le petit Traquet des Indes.* S. 207.

ſchwarzen unbeſtimmten Queerſtreifen; der Stern iſt rothgelb; der Schnabel und die Füſſe ſind ſchwarz.

Dieſer Vogel findet ſich auf Koromandel.

Die graue Indiſche Bachſtelze. *)

Die Kennzeichen der Bachſtelzen ſind ein dünner Schnabel, am obern Theil des Schnabels ein Einſchnitt, und ein horizontal ſtehender Schwanz. Die hier angeführte hat den Kopf, den Hinterhals, den Rücken und Steiß grünlicht erdegrau; die Kehle, die Bruſt, und der Bauch ſind ſtark hellgelb; über die Bruſt laufen zween ſchwarze zirkelförmige Streifen die mit ihren Enden zuſammenlaufen, und in der Mitte durch eine andre ebenfalls ſchwarze Linie mit einander verbunden werden; die erſten kleinen Flügelfedern ſind grünlicht erdegrau, die folgenden gelb; die Mittelfedern ſind bis auf drey Viertheile ihrer Länge bräunlicht ſchwarz, und am übrigen Theil ſtark hellgelb; die Schwungfedern ſind erdebraun, am äuſſern Rande gelb gefleckt; die erſte Schwanzfeder iſt grünlicht grau; die Seitenfedern ſchwärzlicht braun; die äuſſern zwo Federn weiß; die Schenkel und die untern Deckfedern des Schwanzes ſind weiß; der Stern iſt gelb; der Schnabel und die Füſſe ſind hell rothgelb.

Der Indiſche Wiſtling. **)

Dieſer Vogel iſt ſo groß wie die franzöſiſche Grasmücke. Der Wirbel, der Hinterhals, der Rücken, die Flügel und der Schwanz ſind hell indigoblau; an der obern Schnabelwurzel iſt ein weiſſer Streif, der ſich bey der Stirne anhebt, über dem Aug hinzieht und ſich etwas weniges hinter demſelben endet; beym obern Winkel des Schnabels hebt ſich ein andrer ſchwarzer Streif an, der ſich unter dem Auge hinzieht, und ſich bis hinter den Kopf erſtreckt; die Kehle iſt weiß; der Vorderhals, die Bruſt, der Bauch, und die untere Bedeckung des Schwanzes rothgelb; der Schnabel ſchwarz; der Stern und die Füſſe ſind rothgelb.

---

*) *La Bergeronette griſe des Indes.* S. 207.

**) *Le Roſſignol de muraille des Indes.* S. 208.



P. Sonnerat Pinx.

J. J. Avril Sculp.



P. Sonnerat Pinx.

J. J. Avril Sculp

Der grüne Baumläufer vom Vorgebürg der guten Hoffnung. **)

(CXVI. Tafel, 1. Fig.)

Dieser Vogel hat die Grösse eines Zeisigs. Der Kopf, der Hals, der Rücken, und die kleinen Flügeldeckfedern sind von spielendem Hellgrün; die Schwung- und Schwanzfedern dunkelroth; der Steiß ist himmelblau; die Kehle roth, der Schnabel und die Füsse sind schwarz.

Dieser Vogel hat einen ungemein angenehmen Gesang.

Der Baumläufer aus Malakka. **)

(CXVI. Tafel, 2. Fig.)

Er ist etwas grösser als der vorhergehende. Die Stirne ist von spielendem Dunkelgrün; beym obern Winkel des Schnabels entsteht ein länglichter Streif von grünlichter Erdefarbe, der sich unter dem Auge bis an die Hälfte des Halses hinzieht, wo er sich mit einer Ründung endigt; bey dem Winkel der zwo Kinnladen hebt sich ein andrer schön himmelblauer Streif an, der sich bis zu dem Flügel erstreckt; die Kehle ist rothbraun; die kleinen Deckfedern der Flügel sind violetfarbig, so glänzend und glatt wie Metall; die folgenden oder Mittelfedern sind dunkelroth; die Schwungfedern erdebraun; der Rücken, der Steiß und der Schwanz sind von schöner schillernder Violetfarbe; die Brust, der Bauch, und die Schenkel gelb; der Stern ist roth; der Schnabel und die Füsse sind braun.

Der rothrückige Baumläufer aus China. †)

(CXVII. Tafel, 1. Fig.)

Dieser Baumläufer ist die kleinste Art, welche man von dieser Gattung kennt. Sein Schnabel ist ein wenig gekrümmt; der Oberkopf, der Hinterhals, der Rücken und der Steiß sind schön karminroth; beym obern Winkel des Schnabels entsteht ein schwarzer Streif, der sich bis an den Flügel hin erstreckt; die Kehle, die Brust und der

---

**) *Le Grimpereau verd du Cap de Bonne-Espérance.* S. 208.

*) *Le Grimpereau de Malacca.* S. 209.

†) *Le Grimpereau à dos rouge de la Chine,* S. 209.

Bauch sind röthlicht weiß; die kleinen Flügelfedern dunkelgrün beynahe schwarz; die Schwungfedern und der Schwanz schwarz; der Stern ist roth; der Schnabel und die Füsse sind schwarz.

Der pfeifende Baumläufer aus China. *)

(CXVII. Tafel, 2. Fig.)

Dieser Vogel ist eben so groß wie der vorige. Der Kopf, der Hals, der Rücken, die Flügel, und der Schwanz sind blaulicht aschgrau; die Kehle und der Vorderhals sind von der nämlichen Farbe, aber um vieles lichter; auf dem Rücken hat er einen orangengelben Flecken in Form eines Dreyecks; die Brust und der Bauch sind auch orangengelb; die untere Bedeckung des Schwanzes ist hellgelb; der Stern roth; der Schnabel und die Füsse sind schwarz.

Der graue Chinesische Baumläufer. **)

(CXVII. Tafel, 3. Fig.)

Er ist von der Grösse einer gemeinen Meise. Der Oberkopf, der Hinterhals, der Rücken, und die kleinen Flügelfedern sind aschgrau; die Kehle, die Brust und der Bauch stark hellroth; die Schwungfedern erdebraun: Der Schwanz besteht aus zehn Federn, davon die zwo mittlern die längsten sind: Die Seitenfedern werden immer kürzer, bis zu den zwo äussersten, welche die kürzesten sind; die ersten zwo sind braun, und enden sich mit einem schwarzen Queerstreif; die Seitenfedern sind grau, und haben ein wenig vor ihrer Spitze einen länglichten schwarzen, halbzirkelförmigen Streif; der Stern ist roth, der Schnabel schwarz, und die Füsse sind gelb.

Der Specht aus Malakka. †)

Dieser Vogel ist kleiner als der europäische Grünspecht. Der Oberkopf ist von mattem Karminroth; die Federn sind lang, schmal, und wie ein liegender Federbusch

---

*) *Le Grimpereau sifleur de la Chine.* S. 210.

**) *Le Grimpereau gris de la Chine.* S. 210.

†) *Le Pic de Malacca.* S. 211.

angepaßt; die Kehle und der Vorderhals sind röthlicht gelb; die kleinen Flügelfedern karminroth; die Schwungfedern auf der aussern Seite roth, mit Schwarz verwaschen, und auf der innern Seite braun, mit weissen beynahe runden Flecken getupft; die Federn an der Brust, am Bauch, und die untern Deckfedern des Schwanzes sind röthlicht weiß, mit schwarzen Queerstreifen durchschnitten; der Rücken ist röthlicht erdegrau, der Steiß hell gelblichtgrün mit schwarzen Queerstreifen; der Schwanz besteht aus zehn Federn, davon die zwo mittlern die längsten sind; sie sind schwarz; ihr Schaft ist sehr stark, erhaben, und viel ausgezeichneter als an den übrigen Federn; der Stern ist roth; der Schnabel und die Füsse sind schwarz.

Der kleine Indische Kukuk. *)

Dieser Vogel hat den Wuchs einer Amsel, ist aber nicht so dick, und etwas länger. Der Kopf, der Hinterhals, der Rücken und die Flügel, sind rothbraun mit schwarzen Queerstreifen; die Schwanzfedern sind von der nämlichen Farbe, und längs dem Schaft hin mit einigen schwarzen unregelmäßigen Flecken gesprenkelt; der Vorderhals, die Brust und der Bauch, sind weiß mit schwarzen Queerstreifen; der Stern, der Schnabel und die Füsse sind gelb.

Der kleine Papagey aus Malakka. **)

Er ist so groß wie der gewöhnliche Parkit (Perruche). Die Stirne ist blau; der Kopf, der Hals und der Rücken sind grasgrün; die kleinen Flügelfedern von lichterm Grün, und gelb gerändert; die kürzern Schwungfedern sind von dunklerm Grün; die äussern Fasern der grossen Schwungfedern sind bis an die Hälfte ihrer Länge dunkelblau, am übrigen Theil dunkelgrün; die kleinen darunter liegenden Federn sind schön karminroth: Der Schwanz ist oben dunkelgrün, und unten gelblicht grün; die Brust und der Bauch sind auch gelblicht grün; der Steiß ist blau; der Stern roth; der Schnabel violetgrau, und die Füsse braun.

---

*) *Le petit Coucou des Indes.* S. 211.

**) *Le petit Perroquet de Malacca.* S. 212.

Der groſſe Chineſiſche Parkit. *)

Dieſer Vogel iſt etwas kleiner, als der gemeine grüne gelbköpfige Papagey. Der Hinterhals, der Rücken, die Flügel und das Obertheil des Schwanzes ſind grasgrün; die erſtern kleinen Flügelfedern gelb; der Kopf, die Bruſt und der Bauch hell grünlichtgrau; das Untertheil des Schwanzes von eben dieſer Farbe, aber dunkler; der Schnabel iſt ſo dick als der Kopf, und roth; der Stern iſt blaulicht; die Füſſe ſind grau.

Der violetfarbige Indiſche Eisvogel. **)

(CXVIII. Tafel.)

Er iſt von der Gröſſe einer Amſel. Der Kopf, der Hinterhals, der Rücken, die Flügel und der Schwanz ſind röthlicht fliederfarbig ins Violet ſchillernd; die Schwungfedern haben auf der auſſern Seite eben dieſe Farbe, auf der innern aber ſind ſie rothgelb; über den Steiß geht ein weiſſer länglichter mit Blau verwaſchener Streif; die Kehle iſt weiß; der Vorderhals, der Bauch und die untere Bedeckung des Schwanzes ſind hell rothgelb; die Unterſeite der Flügel von der nämlichen Farbe; der Stern, der Schnabel und die Füſſe ſind röthlicht.

Dieſer Vogel wohnt auf der Küſte Koromandel.

Der gelbe Bienenfreſſer von der Küſte Koromandel. †)

(CXIX. Tafel.)

Die Bienenfreſſer ſcheinen vermöge der Geſtalt ihrer Füſſe etwas ähnliches mit den Eisvögeln, vermöge der Bildung ihres Schnabels und ihrer Zunge einige Gleichheit mit den Baumläufern, und vermöge ihres Flugs etwelche Aehnlichkeit mit den Schwalben zu haben. Ihre Kennzeichen ſind ein langer, ſpitzer, etwas bogenförmiger Schnabel; eine dünne, in lange Faſern auslaufende Zunge; haarförmige vorwärts ſtehende Federn an der Schnabelwurzel; kleine, kurze und dünne Füſſe; vier Zehen an

*) *La grande Perruche de la Chine.* S. 212.

**) *Le Martin - Pêcheur violet des Indes.* S. 212.

†) *Le Guêpier jaune de la Côte de Coromandel.* S. 213.



P. Sonnerat Pinx

J. J. Avril Sculp





P. Sonnerat Pinx.

J. J. Avril Sculp





P. Sonnerat Pinx.

J. J. Avril Sculp.

jedem Fuß, eine rückwärts, und drey vorwärts stehende, davon die äusserste mit der mittlern bis zum ersten Gelenke zusammen gewachsen ist; auch reichen die zwo Mittelfedern des Schwanzes gemeiniglich um ein merkliches über die Seitenfedern hinaus: Dieses letztere Kennzeichen mangelt aber dem gelben Bienenfresser von Koromandel gänzlich.

Der Kopf dieses Vogels, und der Hinterhals, sind bleichgelb; beym obern Winkel des Schnabels entsteht ein länglichter schwarzer Streif, der sich etwas weniges bis hinter das Aug ausdehnt, und dort endet; die Kehle ist grünlicht; der Vorderhals, die Brust und der Bauch sind gelb, dünne mit Grau verwaschen; die Seiten des Halses dunkelgelb; die kleinen Flügelfedern, Rücken- und Steißfedern, sind bleichgelb mit wellenförmigen Queerstreifen gezeichnet, welche sehr leicht mit Grünlichtblau schattirt sind; die Schwungfedern an den Flügeln und am Schwanz sind dunkelgelb; aber die kürzern davon laufen schwarz aus; der Stern ist röthlicht gelb; der Schnabel und die Füsse sind schwarz.

Der Nashornvogel aus Gingi. *)

(CXX. Tafel.)

Er ist von der Spitze des Schnabels bis zum Ende des Schwanzes zween Fuß lang, und die Länge des Schwanzes beträgt eilf Zoll. Sein Schnabel ist sehr lang, bogen- oder sichelförmig gekrümmt; längs dem Rande hin unten und oben gezähnt; läuft in eine scharfe Spitze aus, und ist auf den Seiten eingedrückt. An der obern Wurzel des Schnabels erhebt sich ein Auswuchs von eben der Substanz wie der Schnabel, und krümmt sich ebenfalls bogenförmig. Die Indier nennen ihn wegen diesem Auswuchs den zweyschnäblichten Vogel. Der Kopf, der Hals, der Rücken und die kleinen Flügelfedern sind erdegrau; beym obern Winkel des Schnabels hebt sich ein breiter schwarzer länglichter Streif an, der sich unter dem Auge hinzieht, und etwas weniges hinter demselben endet. Die kürzern Schwungfedern sind ebenfalls erdegrau, die längsten davon aber schwarz; die Brust und der Bauch sind weiß. Der Schwanz besteht aus zehn Federn, davon die ersten die längsten sind, eine röthlicht gelbe erde-

*) *Le Calao de Gingi.* S. 214.

graue Farbe haben, und sich mit einem schwarzen Queerstreif enden. Die Seitenfedern des Schwanzes sind bis auf drey Viertheile ihrer Länge hin schwarz, dann braun, und laufen mit einer weissen Queerstreife aus. Der Schnabel ist in der Mitte schwarz, am obern und untern Rande aber weiß. Die Füsse sind schwarz, und haben vier Zehen, davon drey vorwärts und eine rückwärts steht; die mittlere daraus ist mit der äussersten Zehe bis auf das dritte, und mit der innersten bis auf das erste Gelenke zusammengewachsen.

Dieser Vogel findet sich auf der Küste Koromandel.

Der Nashornvogel von der Küste Malabar. *)

(CXXI. Tafel.)

Dieser Vogel ist beynahe der nämliche, welchen Herr von Büffon unter dem Name des Nashornvogels aus Malabar (*Calao de Malabar*) beschrieben hat; da aber dieser Naturforscher keine Abbildung von demselben geliefert, füge ich solche meiner Beschreibung bey. Dieser Nashornvogel ist von der Spitze des Schnabels bis zum Ende des Schwanzes zehn Zoll lang, die Flügel neun Zoll sechs Linien. Der Schnabel ist weiß, sehr dick, und bey seiner Wurzel fast eben so breit wie der Kopf; längs dem untern und obern Rande hin gezähnt. Bey der obern Schnabelwurzel erhebt sich ein auf den Seiten zugerundeter Auswuchs von eben der Substanz wie der Schnabel: Dieser Auswuchs erstreckt sich bis an die Mitte des Schnabels, wo er sich mit einer Ründung endet, und nach der Länge hin halb so hoch als der Schnabel selbst breit ist; die Farbe desselben ist an beyden Enden schwarz, aber gegen die Stirne zu zieht sich ein weisser Streif darüber. Das Augenlied ist ringsum mit einem Kreis harter, kurzer und starrer Haare bewachsen, welche wahre Augenwimpern bilden; der Raum zwischen den Augen und dem Schnabel besteht aus einer kahlen Haut von schwarzer Farbe; über die Kehle zieht sich ein weisser unbefiederter Streif, der von einem Aug bis zum andern reicht. Der Kopf, der Hals, die Gurgel, der Rücken, der Steiß, und die kleinen Flügelfedern sind schwarz; doch sind unter diesen letztern zwo weisse: Die Schwungfedern sind bis an die Hälfte ihrer Länge schwarz, am

übri-

*) *Le Calao de la Côte de Malabar*, S. 215.



P. Sonnerat Pinx

J. J. Avril Sculp.



übrigen Theil weiß; die obern Schwanzfedern am Anfang schwarz, am Ende weiß; die Seitenfedern ganz weiß; der Bauch, und die untern Deckfedern des Schwanzes schmutzig weiß; der Stern ist rothbraun; die Füsse sind schwarz.

Von den See-Rebhühnern. *)

Ich habe für diese Vögel den Namen See-Rebhühner beybehalten, ob ihre Kennzeichen gleich nicht mit denen der Rebhühner übereinstimmen. Ihr Schnabel ist kurz, bey seiner Wurzel breit, auf beyden Seiten zusammengedrückt, oben rund erhaben (convexe), und gegen die Spitze zu etwas gekrümmt: Der untere Theil ihrer Schienbeine ist unbefiedert: Sie haben vier Zehen, drey vorwärts und eine rückwärts, davon die Mittelzehe mit der äussern durch eine Haut bis zum ersten Gelenke zusammengewachsen ist; kleine Klauen, davon die an der Mittelzehe eine sehr kennbare in Form einer Säge zugeschnittene Gräte hat. Die Flügel dehnen sich bis zum Ende des Schwanzes aus; der Schwanz ist gespalten.

Ich will drey Gattungen dieser Rebhühner beschreiben, die vielleicht nur verschiedne Spielarten sind.

Die erste Gattung hat viele Aehnlichkeit mit dem See-Rebhuhn des Herrn von Büffon. Sie ist von der Spitze des Schnabels bis zum Ende des Schwanzes ungefähr neun Zoll lang; die Länge der Flügel aber beträgt sechs Zoll sechs Linien. Der Kopf, der Hals, der Rücken und die kleinen Flügelfedern sind grau ins Braune, und an der untern Seite sind eben diese Federn rothbraun: Die Kehle ist weiß, mit einem schwarzen Streif eingefaßt, und auf jeder Feder ist eine schwarze längs darüber hinlaufende Linie; die Schwungfedern an den Flügeln und am Schwanze sind schwarz; der Steiß, der Bauch, und die untere Bedeckung des Schwanzes weiß; der Stern ist rothbraun; der Schnabel und die Füsse sind schwarz. Dieser Vogel wurde auf der Höhe der Maldiviſchen Inseln in der offenen See gefangen, und lebte beynahe einen Monat lang, während dem er sich von Mücken, und Brod in Wasser getaucht, nährte.

Die zwote Gattung ist wenig von der erstern unterschieden. Der Kopf, der

*) *Des Perdrix de Mer.* S. 216.

Hals, der Rücken und die kleinen Flügelfedern sind von röthlicht gelbem Grau, das lichter ist als bey der oben beschriebenen. Die Kehle ist röthlicht weißgelb, mit einem schwarzen Streif eingefaßt; die Schwungfedern der Flügel sind schwärzlichtbraun; die kleinen Flügelfedern von unten von sehr lebhaftem Kastanienbraun. Die erste Schwanzfeder ist die kürzeste; die Seitenfedern liegen paarweise neben einander, und werden immer länger bis zu den letzten hin, welche aus allen die längsten sind; sie sind bis an die Hälfte ihrer Länge weiß, am übrigen Theil braun, und enden sich mit einem erdegrauen Flecken. Der Steiß, und die obern Deckfedern des Schwanzes sind weiß, und dieser weisse Theil ist bey diesem Vogel viel grösser als bey der ersten Gattung. Die Brust ist röthlicht weißgelb; der Bauch, und die untere Bedeckung des Schwanzes weiß; der Stern ist röthlichtgelb; der Schnabel und die Füsse sind schwarz. Diese Gattung ward auf der Küste Koromandel gefangen.

Die dritte Gattung ist etwas dünnleibiger als die zwo vorhergehenden. Ihre Flügel sind länger als der Schwanz der ein wenig gespalten ist. Das Obertheil des Kopfes ist dunkelbraun; der Hals, der Rücken, und die kleinen Flügelfedern sind erdegrau mit Roth verwaschen: Die Schwungfedern der Flügel sind braun; die untern kleinen Flügelfedern licht rothbraun; die obern Deckfedern des Schwanzes weiß: Dieser weisse Theil ist bey dieser Art kleiner als bey den zwo übrigen. Die erste Schwanzfeder ist braun, die folgenden von eben dieser Farbe, und enden sich mit einem weissen halbzirkelförmigen Streif; die äussersten Schwanzfedern sind bis zur Hälfte ihrer Länge weiß, und am übrigen Theil braun. Die Brust und der Bauch sind sehr licht rothbraun; die Schenkel und die untern Deckfedern des Schwanzes weiß; der Stern ist rothbraun; der Schnabel und die Füsse sind schwarz.

Diesen Vogel findet man auf der Küste Koromandel.

Die weisse Indische Heerschnepfe. *)

Dieser Vogel ist etwas kleiner als unsre europäische Heerschnepfe. Der Kopf ist weiß, am Wirbel mit sehr lichtem Erdegrau verwaschen. Bey dem obern Winkel des Schnabels entsteht ein länglichter grauer Streif, der von dem Aug durchschnitten wird,

*) *La Becassine blanche des Indes.* S. 218.



P. Sonnerat Pinx

J. J. Avril Sculp

und sich fast bis hinter den Kopf hinzieht; ein wenig unter dem Aug hebt sich ein andrer Streif von eben dieser Farbe an, und erstreckt sich auch fast bis hinter den Kopf. Die Kehle ist weiß; der Hals und die Brust sind schmutzig weiß, mit erdegrauen Flecken und länglichten Streifen bezeichnet; der Rücken, der Steiß, die kleinen Flügelfedern, die kürzern Schwungfedern der Flügel, und die des Schwanzes, sind erdegrau, mit dunkelbraunen wellenförmigen Queerstreifen durchschnitten; die kleinen Flügelfedern sind auf der äussern Seite beynahe weiß, die Schwungfedern dunkel erdegrau; der Bauch und die untere Bedeckung des Schwanzes sind weiß; die Seiten am Bauch von eben dieser Farbe, mit lichten erdegrauen Queerstreifen; der Schnabel und die Füsse sind schwarz.

Der weisse Indische Offenschnabler. *)

(CXXII. Tafel.)

Ich habe für diesen Vogel eben den Namen beybehalten, welchen Herr von Büffon einem Vogel von eben diesem Geschlecht, den ich ihm von Pondischery zugeschickt habe, gegeben hat. Dieser, den ich hier beschreiben will, ist von jenem des Herrn von Büffon bloß in seiner Farbe verschieden; welcher Abstand vielleicht nur daher kömmt, daß der eine ein Männchen, und der andre ein Weibchen ist. Da übrigens die unterscheidenden Kennzeichen bey beeden einerley sind, will ich dieselben so hersetzen, wie sie Herr von Büffon beschrieben hat. „Dieser Vogel (sagt unser „berühmter Naturforscher) hat Kennzüge die ihn dem Geschlecht der Reiher nähern, „aber zugleich auch wieder andere, die ihn davon entfernen: Ueberdas hat er eine „von jenen Eigenheiten oder Mängeln, die wir schon bey einer freylich geringen Anzahl von Geschöpfen bemerkt haben. Der Name Offenschnabler bezeichnet jene „Ungestaltheit. In der That ist der Schnabel dieses Vogels über zwey Drittheile „seiner Länge aufgesperrt; der obere und untere Theil desselben krümmen sich auswärts, so daß man auf eine breite Strecke hinein sieht, und nähern sich erst bey „der äussersten Spitze wieder. Er hat Füsse und Schienbeine wie ein Reiher, aber „nur halb das Kennzeichen jenes Vogels an der Klaue der Mittelzehe, welche sich

*) *Le Bec-ouvert blanc des Indes*, S. 219.

„ zwar auf der innern Seite wie eine vorstehende Spitze erweitert, aber an der Schneide „ nicht gezähnt ist. „

Zu diesen von dem Herrn von Büffon angegebenen Kennzeichen will ich noch beyfügen, daß die obere Kinnlade auf dem Rande von ihrer Spitze an bis zur Hälfte ihrer Länge zahnartig gezackt ist; daß die vordern Zehen bis zum ersten Gelenke mittels einer Haut zusammengewachsen sind; und daß sich die Flügel bis an's Ende des Schwanzes erstrecken. Der Kopf, der Steiß, der Bauch und die kleinen Flügelfedern sind weiß; die Federn am Kopf kurz, schmal und hervorstechend: Der Rücken, die Schwungfedern der Flügel und des Schwanzes, sind schwarz: Bey dem obern Winkel des Schnabels hebt sich ein schwarzer unbefiederter Streif an, und endet sich nahe am Aug; bey dem untern Winkel des Schnabels entsteht ein andrer ebenfalls schwarzer Streif, der sich bis an die Gurgel hinzieht. Der Stern ist roth; der Schnabel und die Füsse sind röthlicht gelb.

Diesen Vogel findet man auf der Küste Koromandel, aber nur in den Monaten September, Oktober und November: Er hält sich, wie die Reiher, an den Ufern der Teiche und Flüsse auf, um dort Fische und verschiedne kriechende Thiere zu fangen, welche seine Nahrung sind.

Die wilde Gans vom Vorgebürg der guten Hoffnung. *)

Diese Gattung scheint nur eine Spielart von der egyptischen Gans zu seyn, und hat auch die Gestalt derselben: Der Kopf, der Hals, der Bauch, und die untere Bedeckung des Schwanzes, sind grau. Das Aug ist mit einer kahlen kastanienbraunen Haut umgeben: Auf der Brust ist ein breiter schwarzer Fleeken; der Rücken, der Steiß, und die Flügel sind kastanienbraun; am Rande der Flügel sind einige weisse Federn; der Schwanz ist schwarz; der Stern gelb; der Schnabel graulicht, an der Spitze mit Schwarz verwaschen; die Füsse sind roth.

Die wilde Gans mit dem grauen Kopf von der Küste Koromandel. **)

Sie ist etwas dünnleibiger als die vorhergehende. Der Kopf ist aschgrau; der Hals, der Rücken, der Steiß, der Schwanz, und die kleinen Flügelfedern dunkel er-

*) *L'Oie ſauvage du Cap de Bonne-Eſpérance.* S. 220.

**) *L'Oie ſauvage à tête griſe de la Côte de Coromandel.* S. 220.

deröthlicht: Die Bruſt und der Bauch ſind um ein merkliches lichter rothgelb; am Rande der Flügel ſind einige weiſſe Federn; die Schwungfedern der Flügel ſind bis zur Hälfte ihrer Länge ſeidegrün, und am übrigen Theil ſchwarz; der Schnabel und die Füſſe ſind ſchwarz.

Die Dominikaner-Ente vom Vorgebürg der guten Hoffnung. *)

Dieſer Vogel iſt von der Gröſſe einer wilden Ente. Das Geſicht und die Kehle ſind weiß: Bey dem obern Winkel des Schnabels entſteht ein länglichter ſchwarzer Streif, der von dem Auge durchſchnitten wird, und ſich ein wenig hinter demſelben mit einem ſpitzen Winkel endet. Der Hinterkopf, der Hals, und die Bruſt ſind ſchwarz; der Rücken und die kleinen Flügelfedern dunkel aſchgrau, mit zween ſehr licht aſchgrauen Queerſtreifen durchſchnitten: Die Schwungfedern der Flügel und des Schwanzes ſind ſchwarz; der Bauch, und die untere Bedeckung des Schwanzes hellgrau; der Schnabel und die Füſſe ſind ſchwarz.

*) *Le Canard Dominiquain du Cap de Bonne-Eſpérance.* S. 221.

Dritter Abschnitt.

Von den Pflanzen.

Der Hevi, oder der Baum aus Zythere. *)

Spondias Cytherea.

(CXXIII. Tafel.)

Seine Blume hat einen Kelch mit fünf eyförmigen Abtheilungen, und dessen Länge kaum eine halbe Linie beträgt: Eine Krone mit fünf lanzettförmigen Blumenblättern, die sich wie ein Stern öffnen, und eine halbe Linie oder ein wenig länger sind: Zehn Staubfäden, deren Fäden beynahe eben so lang sind wie die Blumenblätter, und davon jeder einen kleinen eyförmigen Staubbeutel trägt. Des Fruchtknotens junge Frucht ist oben fünftheilicht, als ob fünf derselben auf dem platten Blumenboden stühnden: Jeder Theil endet sich in einen dicken Griffel, mit einer stumpfen Narbe, und ist etwas kürzer als die Staubfäden. Die Frucht ist eine Art eyförmiger Nuß, deren äussere Schaale oder fleischichte Rinde ganz mit Fasern oder Fäden durchflochten ist, die aus der äussern Oberfläche des in dieser Schaale eingeschlossenen Kerns hervorwachsen. Dieser auf allen Seiten durch faserichte Spitzen zottichte Kern ist inwendig in fünf Gehäuse abgetheilt, davon jedes ein einziges Saamenkorn in sich hält. Der Baum ist groß, sehr gerade; sein Holz ist zart, und leicht zu brechen: Er ist mit einer grünen glatten Rinde bedeckt; seine Blätter sind mit einem ungepaarten Blättchen gefiedert, und aus neun bis dreyzehn eyförmig zugespitzten, weitschichtig untief gekerbten, ganz glatten, mit gleichlaufenden Seitennerven versehenen Blättchen zusammengesetzt. Die Blumen sind klein und häufig an büschelförmigen Ranken, die aus dem Winkel, den die Blätter mit dem Stamm machen, hervorwachsen.

Dieser Baum wurde aus Taiti oder der Insel Zythere vom Herrn Commerson, Königlich Naturforschenden Arzt, der mit Herrn von Bougainville die Reise um die Welt gemacht, auf die Insel France verpflanzt.

---

*) *L'Hevi ou Arbre de Cythére.* S. 222. Der Otaheitische Myrobalanenbaum.



P. Sonnerat peinx.

Milsan, Sculp.



P. Sonnerat pinx.

Poisson, Sculp.



P. Sonnerat peinx.

Milvan, Sculp.





P. Sonnerat peinx.

Milsan, Sculp.

Wenn man seine Aeste abbricht, und in die Erde pflanzt, schlagen sie leicht Wurzel; und dadurch hat man ihn mit wenig Mühe ungemein vermehren können. Seine Frucht wird von den Bewohnern der Insel France sehr geliebt; ihr Geschmack gleicht einigermassen den Renette-Aepfeln, ist aber doch nicht ganz so angenehm.

Wenn dieser Baum wirklich unter das Geschlecht der *Spondias* des **Linnäus** gehört, so ist er eine bisher noch unbekannte Art derselben.

Der Ravenala. *)

Ravenala Madagascarienſis.

(CXXIV, CXXV, und CXXVI. Tafel.)

Seine Blume hat einen Kelch, der aus einer gemeinschaftlichen vielblümigen Scheide besteht, die oval, lanzettförmig, nach der Länge in zween Theile aufgeschlitzt, und bey ihrem Ursprung hart und sehr dick ist: Diese Spatelscheide enthält zehn bis zwölf Blumen. Ueberdas ist noch für jede Blume eine besondere Scheide da, die aus zweyen langen, spitzen, weissen, dünnern als die gemeinschaftliche Scheide, und verbleibenden Theilen besteht, davon jede ihre Blume vor ihrem Aufblühen in sich geschlossen hält: — Eine Krone, welche eine bis zu ihrer Basis in vier lange, schmale, sehr spitze, rinnenförmig gebogene Stücke abgetheilte Hülle ist. Diese Stücke sind weiß; eins davon ist dicker als die übrigen, und umfaßt die Zeugungstheile der Blume viel genauer. Diese Blumenblätter sind sieben bis acht Zoll lang: — Sechs Staubfäden: Ihre Fäden sind fast eben so lang als die Blumenblätter; am obern Theil ein wenig gekrümmt; von harter und zäher Substanz; werden gegen ihre Basis hin etwas dicker, und sind ungefähr sieben Zoll lang. Zween Zoll über ihrer Wurzel hebt sich eine besondere Rinne an, die in der innern Höhlung bis zu der obersten Spitze fortläuft, und in ihrer ganzen Länge mit einem weißlichten befruchtenden Staub angefüllt ist. Diese lange Rinne ist ein linienförmiges gleichbreites und mit dem ihn unterstützenden Faden zusammengewachsenes Staubgefäß: — Ein Staubweg, der aus einem länglichten, auf dem Fruchtboden der Blume sitzenden Eyerstock besteht, woraus

*) *Le Ravenala.* S. 223. Man vergleiche die *Ballia* bey Merian Surinam. Tab. 54. in Linn. Pl. Surin. p. 5 *Globba Sylveſtris Rumph.* Amb. VI. T. 62. 63. *Renealmia exaltata* Linn. Suppl. p. 79. A. d. Ueb.

ſich ein Griffel von der Baſis der Staubfäden bis zur Spitze der Blume erhebt, und faſt acht Zoll lang iſt. Dieſer Griffel iſt gerade, ziemlich ſteif, gefurcht, eckicht, beſonders gegen die Baſis hin, und über der Narbe etwas dicker; dieſe Narbe zeichnet ſich durch ſechs kleine emporſtehende Zähne aus. Die Frucht iſt eine länglichte, dicke, lederartige, dreyeckigte, inwendig in drey einſämige Fächer abgetheilte Kapſel. Dieſe Kapſel öffnet ſich von oben in drey Abtheilungen, deren jede der Länge nach in zwo Höhlungen getheilt iſt, welche zwo Reihen von Saamenkörnern in ſich halten. Dieſe Saamenkörner ſind ſchwarz, und jedes mit einem ſchönen himmelblauen Häutchen bedeckt. — Der Stamm dieſer Palmenart iſt gerade, mit zirkelförmigen Narben ſeiner ehemaligen Blätter bezeichnet, und von einem fadenartigen Gewebe: Er wird ſehr hoch, hat keine Aeſte, und iſt mit einem vollkommen ſchönen Blätterfächer gekrönt, der aus der Lage ſeiner Blätter entſteht. — Die Blätter dieſes ſonderbaren Baumes gleichen den Blättern des Piſangbaumes, ſind aber länger und dicker. Der Blattſtiel iſt zween Fuß lang, gegen die Baſis breit, und umfaßt den Stengel, ſo daß die Blattſtiele, die alle dicht neben einander aus dem Stamm hervorwachſen, ſich regelmäßig bey ihrer Baſis durchkreuzen, indem ſie ihre Richtung ſtets auf die entgegengeſetzte Seite nehmen. — Die Spindel des Blumenkolben, welche die Blüthen und Früchte tragen, entſtehen auch auf jeder Seite aus den Achſeln der Blätter, und ſind vermöge der Durchkreuzung der gemeinſchaftlichen Scheiden, welche die Befruchtung in ſich enthalten, gleichfalls in Geſtalt eines Fächers geordnet.

Dieſer Baum gehört in die Familie der Piſang, Muſe, von denen er die ächten Kennzeichen hat; doch macht er ein beſonderes Geſchlecht aus, weil er eine Kapſel mit drey vielſämigen Fächern hat, wodurch er ſich von der *Heliconia* *) des **Linnäus** unterſcheidet, deren Fruchtfächer einſämig ſind; auch von der *Muſa* oder dem ächten Piſang, weil dieſer nur eine Kapſel mit Einem Fache hat.

Der Ravenala findet ſich auf Madagaſkar, und wächst in den Sümpfen. Die Madegaſſen brauchen ſeine Blätter, ihre Häuſer damit zu decken. Man hat ihn auf die Inſel France verpflanzt, wo er ſehr wohl gedeiht. **Flakourt** meldet etwas davon in ſeiner **Geſchichte von Madagaſkar**, und nennt ihn **Voafourſi**: Er ſagt,

die

*) *Helico niaBihai.* Linn. *Muſa Bihai. Folium menſarium. Rumph.* Amb. V. Tab. 62. Fig. 2. A. d. Ueb.



P. Sonnerat pein.

Poisson, Sculp.

die Madagaſſen machen aus dem Deckhäutchen der Saamenkörner Oel, und aus den Saamenkörnern ſelbſt, Mehl, das ſie mit Milch kochen und eſſen. Ich meines Theils habe nie geſehen, daß man einigen Gebrauch davon gemacht.

Der Ravenſara. *)

Ravenſara Aromatica.

(CXXVII. Tafel.)

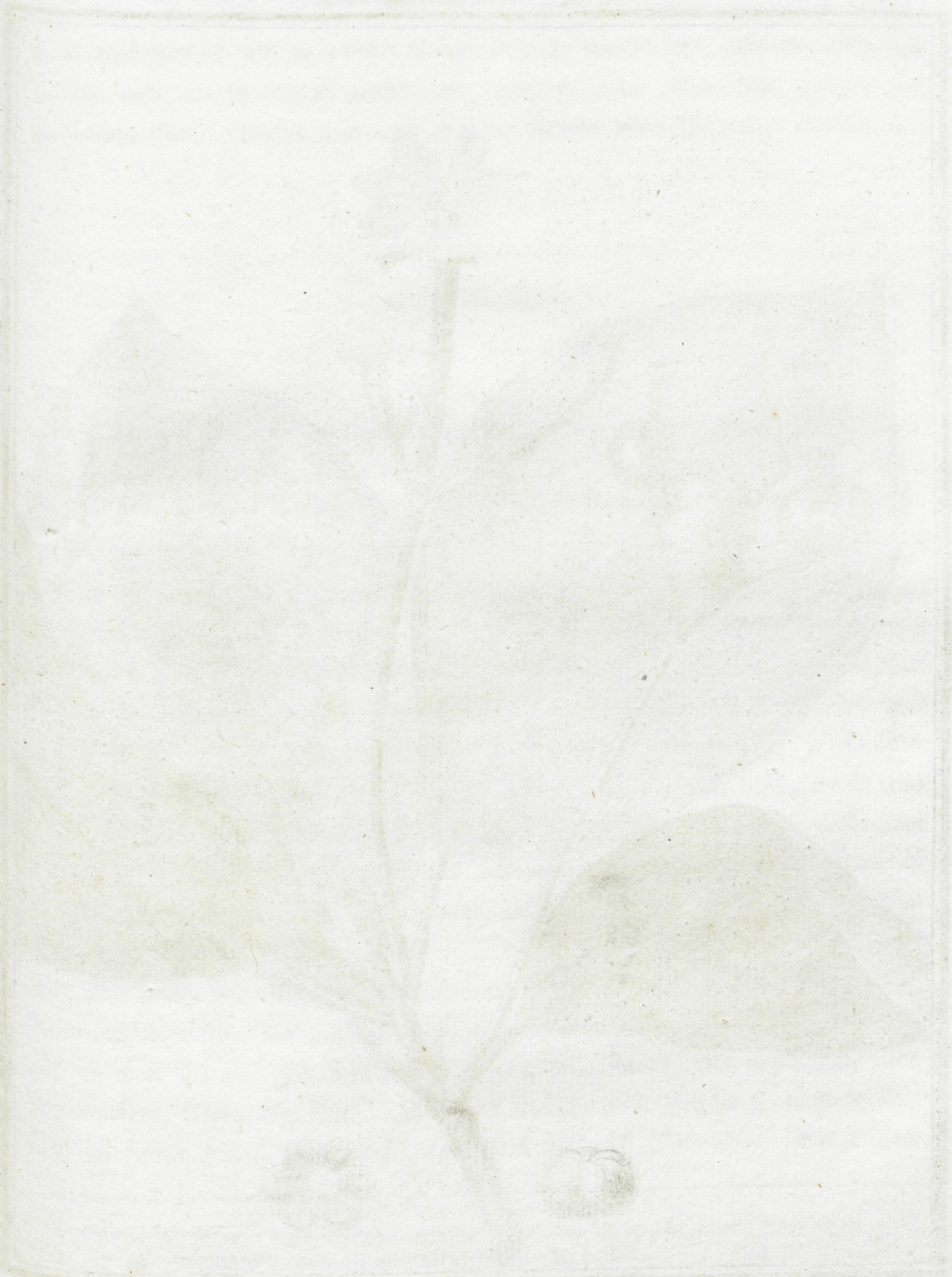
Seine Blüthe hat einen ſehr kleinen Kelch, der eine Viertel-Linie hoch, und an ſeinem ungetheilten Rand verſtümmelt iſt: Eine Krone mit ſechs ovalen Blumenblättern, welche eine halbe Linie lang ſind, auf dem Kelch liegen, und inwendig behaart ſind; auch von auſſen haben ſie einige kurze Haare: Sechs Staubfäden, deren jeder mit der Wurzel jedes Blumenblattes verwachſen iſt; und ſechs andere, die mit den Blumenblättern abwechſeln, und in die innere Wand des Kelches eingewachſen ſind. Dieſe Staubfäden haben ihre Fäden etwas breit, und ſind ſo kurz, daß ſie nicht auſſer die Blume hervorragen. Sie tragen kleine zugerundete Staubbeutel: Einen Staubweg, der aus einem ſehr kleinen Eyerſtock beſteht, welcher auf dem Grund des Kelches ſitzt, und einen ſehr kurzen Griffel hat, der ſich in eine behaarte Narbe endet. Die Frucht iſt eine runde Nuß von der Gröſſe einer ſchönen Kirſche; ſie iſt von auſſen mit einer dünnen würzhaften Schale umgeben, unter welcher noch eine andre harte, lederartige und ebenfalls würzhafte Schale liegt. Dieſe letztere enthält einen weiſſen Kern, deſſen Obertheil gewöhnlich in ſechs Lappen, ſo wie der Kern einer Nuß in viere, abgetheilt iſt. Der Saft dieſes Kerns hat einen ſcharfen beiſſenden Geſchmack, der die Gurgel angreift, und beynahe beitzend iſt. — Der Baum iſt ziemlich dicke und buſchig: Er hat, gleich dem Gewürznelkenbaum, einen pyramidalförmigen Gipfel. Seine Rinde iſt röthlicht und wohlriechend. Sein Holz iſt hart, ſchwer, ohne Geruch, weiß und mit einigen rothgelben Faſern vermengt. Seine Blätter ſind wechſelweiſe, einfach, eyförmig, ungetheilt, manchmal ein wenig ſpitzig, meiſtens aber ſtumpf, auf beyden Seiten glatt, oben grün, unten weißlicht und et-

*) *Le Ravenſara.* S. 226. Er hat viele Verwandtſchaft mit Beſaria resinoſa. Linn. Suppl. 346. A. d. Ueb.

was wenig meergrün, langnervicht, mit kennbaren Nerven, von einem etwas steifen Stoff wie die Blätter des Lorbeerbaums: Jedes dieser Blätter sitzt auf einem sechs Linien langen Blattstiel. Die Blumen sind äusserst klein, und gegen den Gipfel der Aeste hin in mehrere Büschel eingetheilt, die wenig flattericht, und davon einer an der Spitze der Aeste, die zwey oder drey übrigen aber in den Winkeln der äussersten Blätter sitzen. Die Früchte wachsen einzeln an dem äussersten Ende jedes Astes. Man möchte sagen, sie wachsen aus andern Aesten, als diejenigen sind, so ihre Blumen in Büscheln tragen. Flacourt spricht in seiner Geschichte von Madagaskar von diesem Baum unter dem Name Voaravendsara.

Ich glaube, es wird nicht überflüssig seyn, wenn ich zur Beschreibung des Ravensara noch den Artikel hinzufüge, welchen Herr Cere, Aufseher des Königlichen Gartens auf der Insel France, in die Zeitung dieser Insel unterm 6 Oktober 1779 einrücken ließ.

„Der Ravensara (sagt er) ist ein Spezerey-Baum auf Madagaskar, dessen „Blätter und Früchte etwas von vier uns bekannten Gewürzen an sich haben. Er „trägt mit fünf oder sechs Jahren, und blühet zu Anfang des Jenner und Hornung: „Die Blume ist sehr klein, und kömmt büschelweise an den Enden der Aeste und an „den Achseln der Blätter hervor. Die Frucht braucht zehn Monate um sich zu entwickeln und reif zu werden. Die Madegassen sammeln sie wahrscheinlicher Weise im „sechsten oder siebenten Monat ein; vielleicht weil sie dieselbe an jenem Zeitpunkt „zum Würzen am tauglichsten finden. Der frisch gepflückte Kern vom Ravensara „hat einen vortreflichen und feinen würzhaften Geruch; aber einen bittern, sehr scharfen, und beissenden, kurz, einen höchst unangenehmen Geschmack, der auf die nervichten Wärzchen des Schlundes brennt. Solche Eigenschaften konnten natürlicher „Weise diese Frucht einem Volke nicht beliebt machen, das noch allzu unwissend war, „als daß es hätte vermuthen können, sie würde durch aufbehalten oder zubereiten „irgend einen ganz andern Geschmack erhalten. Die Art, die Blätter des Ravensara so zu bereiten, daß sie alle ihre Würze behalten, ist sehr einfach. Man fädelt „sie büschelweise zusammen, und läßt sie einen Monat lang an der freyen Luft hangen, damit sich ihre wässerichten Säfte verlieren: Nach Verlauf dieser Zeit wirft „man sie in siedendes Wasser, und läßt sie vier oder fünf Minuten lang darinne:





P. Sonnerat pinx.

Poirson. Sculp.

„ Darauf trocknet man sie an der Sonne oder im Schornstein; alsdann bleiben sie „ bloß noch mit ihrem Oel geschwängert, das sie einige Jahre lang erhält. Auf „ ähnliche Weise verfährt man auch, um die Früchte dieses Baums zu erhalten. „

Die Thomas-Blume. *)

Cadamba Jasmini-Flora.

(CXXVIII. Tafel.)

Ihre Blume hat einen einblättrigen, kleinen Kelch, der kaum eine Linie lang ist, von aussen behaart, hinfällig, und an seinem Rande ganz, an dem man nur vier sehr unmerkbare wellenförmige Erhöhungen sieht: — Eine einblättrige trichterförmige Krone, die auf dem Eyerstock sitzt, eine acht bis neun Linien lange Röhre, und eine in neun Abtheilungen getheilte Mündung hat, welche Abtheilungen oval, und stumpf sind, und sich in Gestalt einer Rose öfnen. Diese Krone ist von Aussen behaart: — Neun Staubgefäße, fast ohne Staubfäden, eine Linie lang oder etwas länger, und mit der Krone am Obertheil der Blumenröhre so hervorgewachsen, daß ihr Gipfel den Eingang derselben umgiebt. Des Stempels Fruchtknoten ist klein, zugerundet, und unterhalb der Blume; sein Griffel oder Staubweg ist beynahe einen Zoll lang: Beym Eingang in die Röhre der Blumenkrone hat er einen mäßigen Umschlag, und endet sich mit einer kleinen kugelichten Narbe. Die Frucht ist eine Art grüner kugelförmiger Nuß, welche sechs abgerundete vorstehende Ecken hat, sonst aber nabelförmig, und oben ein wenig platt gedrückt ist. Diese Nuße enthält einen Kern mit sechs stumpfen Läppchen, und ist inwendig in sechs, manchmal auch in neun einsämige Fächer abgetheilt. Jedes Saamenkorn ist eine kleine länglichte Mandel, von weißlichter Substanz. Der Baum wird nicht hoch, und ist mit einer schwärzlichten Rinde bedeckt. Seine Blätter sitzen gegen einander über, sind gestielt, oval, beynahe stumpf, fünf bis sechs Zoll lang, und vierthalb bis vier Zoll breit; sie sind ganz glatt, weich, und auf der Oberseite mit kennbaren Adern gezeichnet. Ihr Stiel ist anderthalb Zoll lang, röthlichtgelb, und mit kurzen Haaren bewachsen, so wie auch die grosse Mittelader. Seine Blu-

*) *Fleur de St. Thomé.* S. 228. Ist nach Linne Nyctanthes hirsuta, die zottichte Nachtblume, welche aber mit Sonnerats Beschreibung nicht übereinkömmt. A. d. Ueb.

men ſind weiß, und ſehen ſo ziemlich den Jaſmin- oder Nachtblumen-Blättern ähnlich; ſie ſitzen an langen Blattſtielen, die an ihrem Ende zweytheiligt ſind. Dieſe Blattſtiele ſind vier Zoll lang, entſtehen in den obern Achſeln der Blätter, und tragen jeder ſieben bis zehn Blumen.

Dieſer Baum iſt der Rava-pu im *Hortus Malabar.* Tom. IV. p 99. Man findet ihn auf der Küſte Koromandel, wo man ihn wegen dem ſehr angenehmen Geruch ſeiner Blätter in den Gärten pflanzt.

Der Litſchi. *)

Litchi Chinenſis.

(CXXIX. Tafel.)

Seine Blume hat einen ſehr kleinen, nur eine halbe Linie hohen Kelch, der an ſeinem Rand faſt ganz iſt, oder fünf kaum merkbare Abtheilungen hat. Dieſer Kelch iſt auf der Auſſenſeite mit ſehr kurzen, röthlichtgelben Haaren bewachſen, die den Haaren an den Blumenſtielen ähnlich ſind. Er hat eine Krone von fünf Blumenblättern; ſechs oder acht Staubgefäße **), deren Fäden zwo Linien lang, und beſonders gegen das Untertheil der Blume behaart ſind, wo ſie auch etwas dicker werden. Dieſe Fäden tragen jeder einen ovalen Staubbeutel, der unten und oben Einſchnitte hat, und in zwey Fächer getheilt iſt, welche zwey hervorragende Blätterchen bilden wenn ſie offen ſind. — Der Stempel beſteht aus einem beynahe in zwey Lappen zertheilten Fruchtknoten oder Eyerſtock; auf demſelben ſitzt ein Griffel der etwas kürzer iſt als die Staubfäden, und ſich an ſeiner Spitze in zween Aeſte theilt, welche zwo von einander abſtehende Narben ſind. — Die Frucht iſt eine ovale kugelichte Nuß, deren Schale dünn, und mit kleinen Erhabenheiten beſetzt iſt, die, ſo lange die Frucht noch jung iſt, hervorſtechend, ſpitzig und eckigt ſind, und machen daß ſie allenthalben rauh ſcheint; wenn aber die Frucht ausgebildet und reif iſt, ſind ſie ſehr niedrig, und ſehen dann kleinen Bläschen ähnlich, die mit einer runden oder eckigten

*) *Le Litchi.* S. 230.

**) Ich finde in meiner Beſchreibung, die ich von den Blumen des Litſchi gemacht habe, acht Staubfäden ausgeſetzt; ſeitdem ich aber eben dieſe Blumen getrocknet unterſucht, habe ich deren wirklich nicht mehr als ſechſe bemerkt.



P. Sonnerat peinx.

Miloan, Sculp.





P. Sonnerat peinx.

Milocan. Sculp.

Runzel umgeben sind. Diese Nuß enthält ein Fleisch das sehr gut zu essen ist; und mitten in diesem Fleisch liegt ein ovaler Kern, der mit einem Häutchen überzogen, und dessen innere Substanz hart ist wie die Substanz der Eichel.

Der Baum ist groß, die Rinde der Aeste punktirt, das Holz weiß und weich, und mit vielem Mark versehen. Seine Blätter sind geflügelt, und bestehen aus fünf bis sieben ovalen, lanzettförmigen, spitzen, ganzen Blätterchen, die auf kurzen Blattstielen sitzen, einander entgegen gesetzt, und auf beyden Seiten glatt sind; stark erhabne Adern, und auf der Unterseite eine matte Farbe haben; auf der Oberseite aber ein wenig glänzend, und mit einer länglichten Furche eingefaßt sind. Diese Blätterchen haben einigermassen die Festigkeit der Lorbeerblätter. Die Blumen sind sehr klein, krautartig, in zerstreuter Rispe am Ende der Aeste.

Dieser Baum wächst in China: Seine Frucht ist sehr angenehm, und eine der beßten im Lande; wenn sie reif ist, hat sie eine röthlichtgelbe oder röthlichte Farbe. Die Chineser trocknen dieselbe in Backöfen um sie aufzubehalten; und so zubereitet wird sie zu einem Gegenstand des Handels.

Zu eben dieser Gattung gehört auch die Chinesische **Longane**.

Der Wampi. *)

Cookia Punctata. **)

(CXXX. Tafel.)

Seine Blume hat einen sehr kleinen, keine halbe Linie hohen Kelch, der aus fünf ovalen Blätterchen besteht, und von aussen dünn behaart ist: — Eine Krone von fünf lanzettförmigen Blumenblättern, welche weit offen stehen, oder gegen den Blumenstiel zurückgebogen, und ungefähr zwo Linien lang sind: — Zehn Staubgefäße, deren Fäden frey, dünne, und etwas länger sind als die Blumenblätter; auf jedem sitzt ein kleiner zugerundeter Staubbeutel. — Der Staubweg ist ein fünfeckigter, eyförmiger, mit kurzen Haaren umgebener Eyerstock, welcher auf einem eine halbe Linie langen Stiel sitzt, der aus dem Boden des Kelchs hervorwächst. Auf diesem Eyer-

*) *Le Wampi.* S. 231.

) Zum Andenken des durch seine Reisen allberühmten Kapitän **Cook.

ſtock hinwieder ſitzt ein ſehr kurzer Griffel, und an deſſen Ende eine ſtumpfe oder etwas köpfigte Narbe. — Die Frucht iſt eine kleine, ovale, ſechs Linien lange Beere; dieſe iſt grünlicht, ſammetartig, punktirt, und inwendig in mehrere Fächer abgetheilt, davon ich aber nur zwey als fruchtbare bemerkt habe: Jedes enthält ein kleines, länglichtes, hartes und ſchwärzlichtes Körnchen.

Der Baum iſt ziemlich dicke und buſchig; ſeine Blätter ſind federartig mit einem ungehaarten Blättchen, und beſtehen aus ſieben bis eilf Blätterchen, welche oval, zugeſpitzt, ganz, oder mit einem wellenförmig erhabenen Rand verſehen ſind; auf kurzen, glatten, grünen, mit durchſichtigen Punkten geſprenkelten Blattſtielen ſitzen, und abwechſelnd auf dem gemeinſchaftlichen Blattſtiel liegen. Die Blumen ſind klein, und wie eine in Büſchel zertheilte ſchlappe Traube geſtaltet. Die gemeinſchaftlichen und beſondern Blumenſtiele ſind mit kurzer Wolle bedeckt.

Dieſen Baum findet man in China. Die Chineſer zu Kanton pflanzen ihn in die kleinen Gärten, welche den Vorhof ihrer Häuſer bilden.

Der Maſtbaum. *)

Uvaria Longifolia.

(CXXXI. Tafel.)

Sein Blumendeckel iſt klein; beſteht aus drey kurzen, keilförmigen Theilen, und iſt auswendig mit einer weißlichten Wolle bedeckt. Er hat eine Krone von ſechs lanzettförmig ſpitzigen, drey oder vier Linien langen, gelben Blumenblättern: — Eine groſſe Anzahl von Staubgefäßen, welche anſitzende Staubbeutel ſind, oder doch keine merkbare Staubfäden haben, und den Fruchtknoten groſſentheils bedecken: — Mehrere Stempel, welche mehrere und ſo zuſammengedrängte Eyerſtöcke ſind, daß ſie nur einen einzigen auszumachen ſcheinen. Die Griffel ſind ſehr kurz, liegen unter den Staubbeuteln verborgen, und enden ſich jeder mit einer einfachen Narbe. — Die Eyerſtöcke werden zu ovalen, ſtumpfen, geſtielten, einfächrichten Beeren, welche gewöhnlich nur einen zugerundeten Kern enthalten. Die Stiele dieſer Beere entſtehen aus einem gemeinſchaftlichen Boden, welcher zuvor der Mittelpunkt der Blume war.

---

*) *L'Arbre de Mature.* S. 233. Uvaria Longifolia. Der langblättrige Traubenbaum.



P. Sonnerat peinx.

Poisson, Sculp.



P. Sonnerat pinx.

Milvan, Sculp.

Der Baum ist ziemlich groß und sehr gerade, daher er auch den Namen des Mastbaums erhalten hat. Seine Blätter sind einfach, lanzettförmig, schmal, sieben bis acht Zoll lang, glatt, ganz, mit wellenförmigem Rande, sitzen auf kurzen Stielen, und enden sich in einen spitzen Winkel. Sie sitzen abwechselnd an den Aesten. Die Blumen sind ziemlich klein, und sitzen häufig in schirmförmigen Büscheln an den blätterleeren Theilen der Aeste.

Man findet diesen Baum auf der Küste Koromandel. Weil er viel Schatten giebt, pflanzt man ihn in den Gärten um Pondischery zu Alleen. Er ist eine Gattung von dem Traubenbaum (Uvaria) des Linne.

Der Cavalam mit gefingerten Blättern. *)

Sterculia Fœtida.

(CXXXII. Tafel.)

Seine Blume hat einen einblättrigen Kelch, welcher in fünf lanzett-linienförmige und sternförmig geöffnete Zacken getheilt ist. Dieser Kelch ist baumwollartig und von innen rothbraun, von aussen behaart und von lichterm Roth: Von dem äussersten Rand einer dieser Abtheilungen bis zu der gegenüber stehenden hat er fast einen Zoll im Durchschnitt. Er hat keine Krone: — Vierzehn oder fünfzehn Staubfäden, welche ovale, kleine, fast ansitzende Staubbeutel sind, die mit dem wellenförmigen Rand eines kleinen häutigen Kragens, der die Grundlage des Eyerstocks umgiebt, zusammengewachsen sind: — Einen Staubweg, welcher ein kugelförmiger, behaarter Eyerstock ist, den an seiner Grundlage der Kragen umgiebt welcher die Staubfäden trägt, und der durch einen dünnen, haarichten, gefärbten, vier oder fünf Linien langen Stiel, der aus dem Grund des Kelchs hervorwächst, unterstützt wird. Aus der obersten Spitze des Eyerstocks entsteht ein Griffel, welcher behaart, ungefähr eine Linie lang, und an seiner Basis dünn ist; gegen das Ende hin etwas dicker wird; über den Eyerstock oder gegen die Blume hin umgebogen ist, und sich mit einer Narbe in der Form eines Stümmels endet.

Die Frucht ist eine stumpf eyförmige Kapsel, davon die eine Seite gerader und

*) *Le Cavalam à Feuilles digitées.* S. 234. Sterculia Fœtida. Der kleine Stinkbaum.

minder zugerundet iſt als die übrigen, und die oben eine kleine Spitze hat. Dieſe Kapſel iſt faſt ſo groß wie eine Fauſt; dick, holzicht, einfächerig: Sie öffnet ſich auf einer ihrer Seiten, und hält mehrere eyrunde Körner in ſich. Dieſe Körner ſind durch eines ihrer Enden an zwo Seitenwände der Kapſel in zwo neben einander ſtehenden, parallel laufenden Linien angewachſen, ſo lange die Kapſel noch geſchloſſen iſt.

Der Baum iſt groß und ſehr gerade; ſeine Blätter ſind gefingert, und beſtehen aus ſieben bis neun lanzettförmigen, ſpitzen, ungetheilten Blätterchen, welche aus einem gemeinſchaftlichen am Ende eines langen Blattſtiels ſitzenden Punkt entſtehen. Seine Blumen ſind wie ſchlappe Trauben geformt, und hangen an gemeinſchaftlichen Blumenſtielen, die ungefähr acht Zoll lang ſind.

Dieſer Baum wächst auf der Küſte Malabar. Man pflanzt ihn vor die Häuſer, weil er viel Schatten giebt. Die Indier eſſen ſeine in Aſchen gebratene Körner, die den Geſchmack von Kaſtanien haben. Man hat ihm den Namen **Stinkbaum** gegeben, weil ſeine Blätter wie Menſchenkoth riechen.

Er iſt der *Clompanus major* des **Rumph**; hingegen ſcheint er nicht der **Karil** im *Hort. Malab.* zu ſeyn, wie **Linne** behauptet hat. Von dem *Cavalam* im *Hort. Malab.* unterſcheidet er ſich beſonders durch ſeine gefingerte Blätter.

Der Baumwollenartige Wollſaamenbaum. *)

Bombax Goſſipium. Linn.

(CXXXIII. Tafel.)

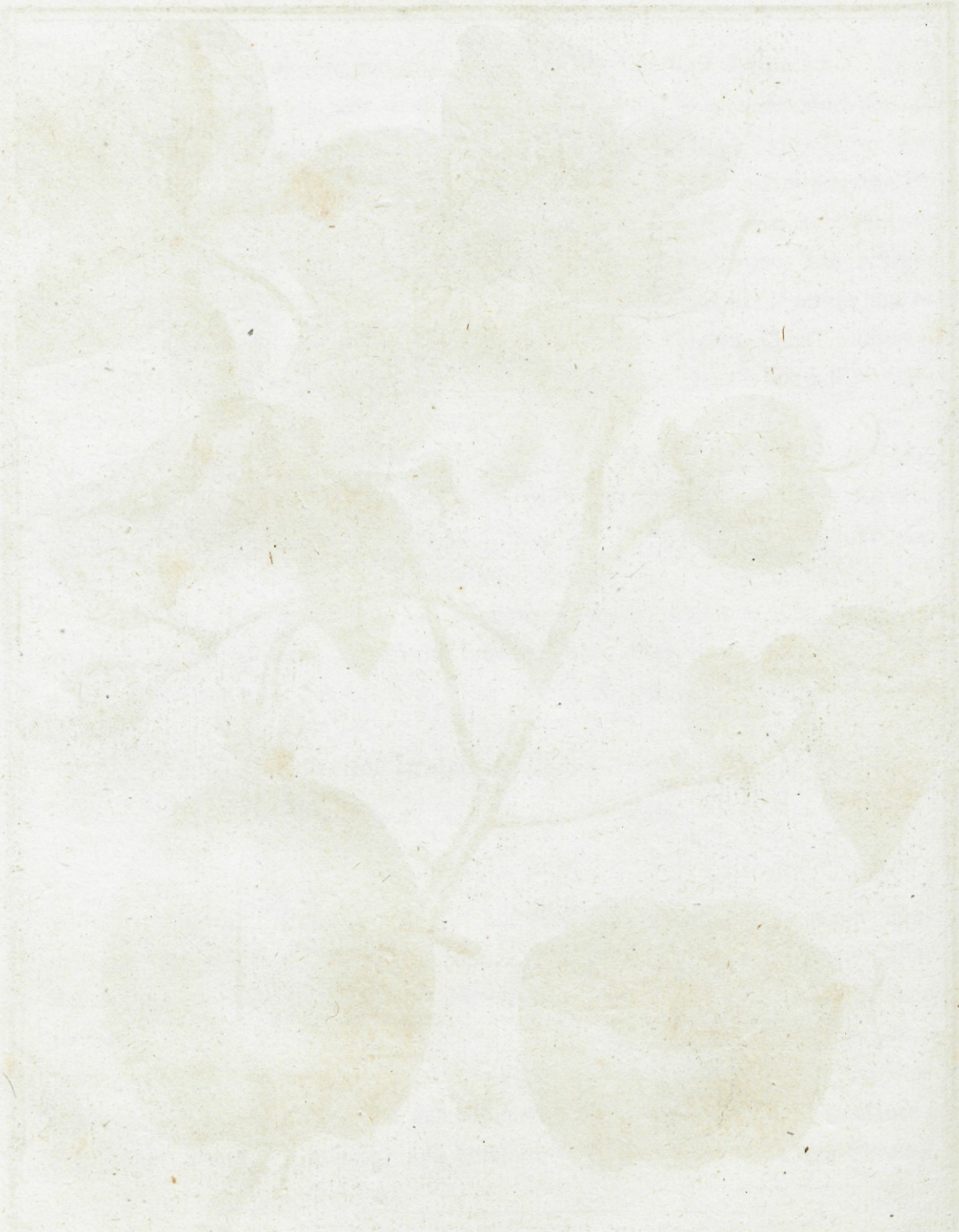
Seine Blume hat einen Kelch, der aus fünf ungleichen, länglicht-ovalen Blättern beſteht, die eine ſtumpfe Spitze haben, und von auſſen behaart ſind: — Eine Krone mit fünf Blumenblättern, die ſich wie eine Roſe öffnen, noch einmal ſo groß als der Kelch, und von gelber Farbe ſind: — Eine groſſe Zahl von Staubgefäſſen, deren Fäden ganz frey ſind, aber ſich rings um den Staubweg, bey ihrer Baſis zu vereinigen ſcheinen. Dieſe Fäden ſind um die Hälfte kürzer als die Blumenblätter, und tragen länglichte, gebogene und hornförmige Staubbeutel: — Einen Stempel wel-

*) *Le Fromager à grandes Fleurs.* S. 235.



P. Sonnerat peinx.

Milvan. Sculp.





P. Sonnerat pinx.

Milsan, Sculp.

welcher ein zugerundeter Eyerstock ist, worauf ein Griffel sitzt, der eben so lang ist als die Staubfäden, und gegen das Ende ein wenig gebogen; wo er um etwas weniges dicker wird, und sich mit einer einfachen Narbe endet. — Die Frucht ist eine stumpf-ovale, fünfeckigte, behaarte Kapsel, von der Grösse eines Quittenapfels, und durch häutige Zwischenwände in fünf Fächer abgetheilt. Jedes Fach enthält viele Saamenkörner, welche ey- oder nierenförmig sind, und an der Hinterseite einen ziemlich langen Wollbüschel haben. Diese Saamenkörner sind an einem Ende mit den Häuten, welche die Fächer der Kapsel bilden, zusammengewachsen.

Der Baum ist groß. Sein Holz ist leicht und zerbrechlich, seine Rinde grün und beynahe glatt. Seine Blätter sitzen abwechselnd an den Aesten, jedes auf einem langen, dünnen und behaarten Blattstiel, und sind bis zu ihrer Hälfte in fünf keilförmige spitze Läppchen abgetheilt. Auf der Oberseite sind sie grün, auf der Unterseite wollicht und weiß, und beugen sich gemeiniglich über ihren Stiel zurück, so daß die Spitzen ihrer Abtheilungen gegen die Erde niederhangen. Die Blumen sind groß, schön, in einfachen Büscheln auf wollichten Stielen. Die Körner der Kapsel geben, wenn man sie noch vor ihrer Zeitigung zerreibt, eine schöne gelbe Farbe wie Gumi-Gutta.

Dieser Baum findet sich auf der Küste Koromandel. Er ist der *Bombax gossipium* des **Linne**. Ich füge seine Abbildung bey, weil er meines Wissens nirgends abgebildet ist. **Linne** zitirt zwar die 188 Tafel Fig. 2 von **Pluknet**: Aber jene Figur stellt nichts als die Blätter des Baumes vor; und auch diese scheinen mir gar nicht treffend abgebildet zu seyn.

Der Trommelbaum. *)

Tambouriſſa Quadrifida.

(CXXXIV. Tafel.)

Der Trommelbaum, Tambouriſſa oder Tamboureciſſa bey **Flacourt**, ist ein vermöge seiner Befruchtung sehr sonderbarer Baum, und scheint eine Mittelgattung zwischen den Feigenbäumen und den **Dorſtenia** (Contrayerva, Widergift) des **Linne** zu seyn. Seine Blumen wachsen in kleinen ungefähr drey Zoll langen Trauben, und sitzen

*) *Le Bois Tambour.* S. 237.

auf dem alten Holz der Aeste, ein wenig hinter den Blättern und am Stamm des Baumes. Das, was man für die Blume hält, ist ein gemeinschaftlicher Fruchtboden, der vor seiner Oeffnung die Gestalt einer eyrunden Traubenbeere hat, und sich dann in vier Theile theilt, durch die man die ganze innere Oberfläche sieht, welche mit einer grossen Zahl vor sich einzelner Staubfäden bedeckt ist. Jeder Staubfaden hat einen länglichten Staubbeutel, der durch eine Furche getheilt ist, und auf einem Faden sitzt dessen Länge das Drittheil einer Linie beträgt. Dieser seiner Länge nach zweyfach gespaltene Staubbeutel schien mir den Griffel des Stempels in sich zu halten, welcher eine kegelförmige Spitze ist, etwas kürzer als der Staubfaden; woraus also folgt, daß so viele besondere Blumen auf diesem gemeinschaftlichen Fruchtboden, als Staubfäden zu sehen sind. Nach der Blühtezeit schließt sich dieser gemeinschaftliche Fruchtboden ein wenig, wird gröſſer, und verwandelt sich in einen dicken Apfel, der an seinem obern Theil niemal ganz geschlossen ist, sondern in der Mitte einen leeren Raum oder eine Höhlung läßt. Das Fleisch dieser Frucht ist dicke, und enthält eine grosse Menge Körner in der Gestalt einer kleinen Mandel, die mit einer orangenfarbigen Haut bedeckt sind, und aus der man, nach Flacourt, eine Farbe zubereitet, die der des Amerikanischen Orleanbaumes gleich ist. — Das Holz des Trommelbaums ist weiß, leicht, und enthält viel Mark. Seine Blätter sind oval-elliptisch, fast stumpf, am Rande ganz, ein wenig zähe, glatt, gestielt, gegen einander sitzend, und mit einer sehr merkbaren Mittelader gestreift. Die Frucht hängt an einem dicken, kurzen, und holzichten Blumenstiel, und ist gewöhnlich mehr breit als lang, so daß sie einer oben plattgedrückten Kugel gleichet.

Dieser Baum wächst auf Madagaskar, und auf den Inseln France und Bourbon. Seine Frucht ist auf der Insel France unter dem Namen der Affenäpfel bekannt.

Die vierflüglichte Banisteria. *)

Banisteria Tetraptera.

(CXXXV. Tafel.)

Ihre Blume hat einen Kelch von fünf ovalen, stumpfen, haarichten, beständigen Blättern, die an ihrer Unterseite grün sind. Dieser Kelch ist an einer Seite und

*) *Le Madablota*, S. 238.



P. Sonnerat peinx.

Milvan, Sculp.

an der Grundlage mit einer besondern dicken zarten Haut versehen, welche eine Linie lang und eine Sechstheillinie breit ist: — Eine Krone von fünf Blumenblättern, welche zugerundet, ungleich, am Rande gefranzt, und zweymal grösser sind als der Kelch; jedes sitzt auf einem sehr kurzen Nagel, und ist an der Farbe röthlicht weiß: — Zehn Staubgefäße. Neun Staubfäden sind kürzer als die Krone; und einer ist länger und dicker als die übrigen, und ein wenig krumm; sie tragen kleine weißlichte zweyfächerige Staubbeutel: — Einen Stempel, welcher ein behaarter Eyerstock ist, kaum so dick als eine kleine Linse; etwas zusammengedrückt; mit dem Untertheil fest an dem Fruchtboden hangend; am obern Rande mit drey kleinen Erhabenheiten versehen, davon eine einzige einen dünnen Griffel trägt, welcher länger ist als die Staubfäden, und über die Blume zurückgebogen. Dieser Griffel endet sich mit einer einfachen, spitzen und hackenförmigen Narbe. — Die Frucht ist eine holzichte Kapsel von der Dicke einer Erbse, mit vier Flügeln umgeben, davon der größte gerade, fünfzehn bis achtzehn Linien lang, und drey Linien und in der Mitte etwas darüber breit ist: Die beyden mittlern Flügel sitzen auf der Seite, und bilden mit dem grössern ein Kreutz; der vierte Flügel endlich ist sehr klein, und steht schief zwischen den drey übrigen empor. Diese Kapsel hat nur Ein Fach, und hält einen zugerundeten Kern in sich.

Der Baum ist klein. Seine Blätter sind einfach, oval, spitzig, ungetheilt, an der Unterseite adericht, und gegen einander überstehend. Sie sind vier Zoll und darüber lang, etwas über zween Zoll breit, und sitzen auf wollichten Blattstielen, die nur drey bis vier Linien lang sind. Die Blumen stehen am Ende der Zweige in einfachen Straussen, oder zwey bis drey Zoll langen schlappen Aehren. Die besondern Blumenstiele sitzen reihenweise gegen einander über, mit einem kleinen pfriemenförmigen Deckblatt an der Basis.

Man findet diesen Baum auf der Küste Malabar. Die Indier pflanzen ihn in ihren Gärten, und schmücken mit seinen Blumen ihre Götter.

Er hat einige Aehnlichkeit mit der *Banisteria* des **Linne**; unterscheidet sich aber dadurch von derselben, daß seine Blumen nur Einen Griffel, und seine Kapsel vier Flügel hat.

Die Malabarische Kardamome. *)

Amomum Repens.

(CXXXVI. Tafel.)

Der Kelch ihrer Blume ist eine gemeinschaftliche einblättrige Scheide, zwölf bis fünfzehn Linien lang, häutig, von aussen mit feinen länglichten Adern bezeichnet, und von der Seite ihrer Länge nach geöffnet, damit die Kolbe der darin eingeschlossenen besondern Blume hervorbrechen könne. Jede Blume hat eine besondre Scheide, welche einblättrig, sechs bis acht Linien lang, häutig, sehr dünne, und an der Spitze einfach geöffnet ist, wo ihr Rand zwey kurze stumpfe Läppchen bildet. Diese Scheide ist bloß eine schlappe cylindrische Röhre, die statt des Kelches da ist: — Eine einblättrige Krone, die unter dem Eyerstock sitzt, und bey ihrer Grundlage eine dünne, drey Linien lange Röhre bildet. Diese Röhre theilt sich ein wenig über der Hervorstechung vor die besondere Scheide, in vier sichtbare Abtheilungen, davon drey gerade, lanzettförmig, dünne, vier Linien lang, offen und einander gleich sind; die vierte Abtheilung ist grösser und breiter als die übrigen; der Gestalt nach etwas scheideförmig, und von Farbe weiß, mit einigen violetblauen Streifen: — Ein Staubgefäß, dessen Faden häutig ist; er wächst aus dem Boden der Blume hervor, ist kürzer als die Abtheilungen der Krone, und sieht einem schmalen an seiner Spitze abgestutzten Zünglein ähnlich. Auf seiner obern Hälfte sitzt ein mit ihm verwachsener Staubbeutel; und der ganze Theil, den der Staubbeutel einnimmt, schließt sich an seinem Rand, so daß er einen Cylinder bildet, durch welchen der Griffel des Staubweges hervorragt. — Der Staubweg ist ein zugerundeter, unter der Blume sitzender Eyerstock, aus dem sich in der Krone ein dratförmiger Griffel emporhebt, der durch die von dem Staubbeutel gestaltete Scheide läuft, eine Viertellinie über dieselbe hervorragt, und eine stumpfe Narbe zeigt. — Die Frucht ist eine runde Kapsel mit drey zugerundeten Ecken oder Seiten, oben mit einigen gleichlaufenden Adern gezeichnet, und inwendig in drey Fächer abgetheilt, deren jedes einige schwärzlichte Saamenkörner enthält. — Die Stengel dieser Pflanze wachsen in grosser Zahl neben einander auf, und werden an die

*) *Le Cardamome de la Côte de Malabar.* S. 240.



P. Sonnerat peinx.

Milcan, Sculp.





P. Sonnerat pinx.

Poisson. Sculp.

acht bis zwölf Fuß hoch; sie sind einfach, und mit wechselweise sitzenden Blättern versehen, welche lanzettförmig, zugespitzt, und an ihrer Basis oder Ursprung verengert sind, durch die sie, mittels einer langen den Stengel umschliessenden Scheide, mit demselben zusammenhängen. Die Blätter sind acht bis fünfzehn Zoll lang, über zween Zoll breit, haben unten eine weisse sehr sichtbare Mittelader, und schiefe, gleichlaufende ungemein feine Seitenadern. Die Blumen wachsen aus der Wurzel in anderthalb Fuß langen, auf der Erde liegenden Ranken hervor. Die Blumenstiele, welche jede dieser gemeinschaftlichen Trauben bilden, haben etwas zikzakstehende Gelenke; und aus jedem Gelenke wächst wechselweise eine besondere kleine, zween Zoll lange Traube hervor, auf welcher zwanzig, und manchmal noch mehr Blumen sitzen.

Mit den Kardamomen treibt man auf der Küste Malabar Handel. Das Gebürg Gate wird in der Gegend von Mahe das **Kardamomen-Gebürg** genannt, weil daselbst eine ungeheure Menge dieser Pflanzen wild wächst, welche alle die Kardamomen liefern, die in Indien verkauft werden. Die Indier brauchen diese Frucht sehr stark; sie vermengen ihre Saamenkörner mit Betel, und behaupten, daß sie die Verdauung befördern. Diese Saamenkörner haben einen sehr angenehmen Geschmack; wenn man sie im Munde zerdrückt, geben sie eine angenehme Kühlung.

Diese Pflanze ist die **Elettari** im *Hort. Malab.* II. Th. 4 und 5 Tafel.

Die grosse Kardamome aus Madagaskar. *)

Amomum Angustifolium.

(CXXXVII. Tafel.)

Der Kelch ihrer Blume ist eine für jede Blume eigene, einblättrige, häutige, dünne, röhrichte, und am obern Theil in Gestalt eines Eselohrs schief geöffnete Scheide, deren Länge beynahe anderthalb Zoll beträgt. Sie hat eine einblättrige Krone, die auf dem Eyerstock sitzt, am untern Theil geröhrt ist, und sich beym hervorstechen aus der Scheide in zwo grosse Lefzen abtheilt, davon eine ganz, und ein wenig hohl, die andere etwas grösser, aber auf jeder Seite mit einem kleinen zugespitzten Einschnitt versehen ist. — Aus der Röhre der Krone erhebt sich ein häutiges Zünglein, das

*) *Le grand Cardamome de Madagascar.* S. 242.

bey seiner Basis breit ist, gegen die obere Spitze aber schmaler wird, und sich mit drey Spitzen in Form eines Kreutzes endet, von denen die mittlere die kleinste ist. Auf dem Obertheil dieses Züngleins sitzt ein mit demselben verwachsener Staubbeutel, welcher dritthalb Linien lang, und seiner ganzen Länge nach gespalten ist, als wenn es zween Staubbeutel wären; nämlich an jedem Rand des Züngleins einer: Aber eben dieses Zünglein vereinigt durch seine Beugung die beyden Theile des Staubbeutels wieder, und bildet zugleich eine Scheide, über welche der Griffel queer hinläuft. — Sie hat einen Stempel, der ein oval-länglichter, unter der Blume sitzender Eyerstock ist, und aus dessen oberer Spitze ein drathförmiger Griffel entsteht, der durch die Krone geht, und in die durch den Staubfaden gebildete Scheide eindringt. Dieser Griffel, welcher zween Zoll lang ist, wird gegen sein Obertheil dicker, und endet sich mit einer köpfigten, abgestutzten, und am Rande behaarten Narbe. — Die Frucht ist eine röthlichte, oval-länglichte fast dreyeckigte Kapsel, welche von innen in drey vielsämige Fächer abgetheilt ist. Die Saamenkörner sind schwarz, und in ein weisses Fleisch eingehüllt, dessen Geschmack sehr angenehm ist. Wenn man diese Körner im Munde zerkäut, verursachen sie, wie die Kardamome aus Malabar, eine ungemein angenehme Kühlung. — Die Stengel dieser Pflanze sind einfach, mit Blättern, und wachsen in grosser Menge aus der Wurzel hervor bis auf die acht und zwölf Fuß in der Höhe. Die Blätter sind schmal, schwerdtförmig, mehr als einen Fuß lang, an der untern Seite mit einer hervorstechenden Mittelader und ungemein feinen schiefen Seitenadern; sie sind an ihrer Grundlage verengert, als wenn sie gestielt wären, und umhüllen den Stengel mit einer an der Seite gespaltenen Scheide. Die Blumen sitzen in der Gestalt einer kurzen und gedrängten Kolbe auf einem besondern zwischen den Stengeln aus der Wurzel hervorwachsenden Schaft beysammen. Dieser Stiel ist mit abwechselnden gestreiften Schuppen umgeben und bedeckt, die immer breiter werden, je näher sie bey der Blumenähre sitzen: Diese Aehre ist nur sieben bis acht Zoll hoch, und oben dicker als unten.

Die grosse Kardamome wächst auf Madagaskar von selbst in Sümpfen. Man hat sie auf die Insel France verpflanzt, und sie gedeiht daselbst sehr wohl.

Flacourt nennt diese Pflanze Longouze.

Ich würde sie eher für den Ingwer (*Amomum Zingiber*) des Linne halten,





P. Sonnerat pinx.

Poisson, Sculp.

und das wegen ihren schmalen Blättern; aber sie unterscheidet sich durch ihre Blumenkolbe sehr von derselben, wenigstens nach der Abbildung welche Rheede im II. Th. 12. Tafel des von Linne angeführten *Hortus Malab.* davon giebt.

Der False. *)

Grewia Asiatica. Linn.

(CXXXVIII. Tafel.)

Seine Blume hat einen Kelch aus fünf lanzettförmigen wollichten Blättern, die von aussen weißlicht, von innen gelb, und mit drey Adern versehen sind: — Eine Krone von fünf lanzettförmigen Blumenblättern, welcher kleiner als der Kelch, und karminroth sind: Eine grosse Zahl von Staubgefäßen, deren Fäden länger als die Blumenblätter, und mit dem Eyerstock verwachsen sind: — Einen Stempel welcher ein auf einem kleinen Blumenstiel sitzender Eyerstock ist, auf dem ein Griffel sitzt; der eben so lang ist wie die Staubfäden, und sich mit einer kolbenartigen Narbe, oben mit vier kleinen Ecken, endigt. — Die Frucht ist eine dunkelrothe Beere mit zwey Saamenkörnern.

Die Zweige dieses Baums sind mit kurzen Pflaumen bedeckt; seine Blätter sind bey ihrer Basis herzförmig zugerundet, am Rande gezähnt, unten ein wenig wollicht und mit sieben Adern gezeichnet, davon die drey größten auf wollichten, nur vier Linien langen Stielen sitzen. Diese Blätter sind wenigstens drey Zoll breit, sitzen abwechselnd an, und haben bey Entstehung ihres Stiels zween lanzett-linienförmige Blattansätze. Die Blumen kommen aus den Achseln der Blätter gegen das Ende der Zweige hervor; ihre Stiele theilen sich gemeiniglich in drey Theile, davon sich einer oder zween wieder in drey oder vier andere abtheilen, und bilden mittelmäßige Rispen, die noch einmal so groß sind als die Blätter. Die Früchte sind roth, haben einen säuerlich angenehmen Geschmack, und kühlen. Die Blätter dieses Baums haben einige Aehnlichkeit mit denen der Haselstaude.

Er wird in den Gärten von Pondischery gepflanzt. — Man hatte noch keine Abbildung von ihm.

---

*) *Le Falsé.* S. 244. Die Asiatische Grewia; die kleine Kokos.

Die Buchsblättrige Marsana. *)

Marsana Buxifolia.

(CXXXIX. Tafel.)

Ihre Blume hat einen sehr kleinen einblättrigen Kelch mit fünf schmalen und spitzigen Zähnen: — Eine Krone von fünf schmalen lanzettförmigen Blumenblättern, welche an ihrer Basis einen dünnen, sieben bis acht Linien langen Nagel bilden: — Zehn Staubgefäße, deren Fäden ungleich und etwas kürzer sind als die Krone; auf jedem sitzt ein kleiner zugerundeter Staubbeutel mit zwey Fächern: Einen Stempel, der ein sehr kleiner eyförmiger Eyerstock unten in der Blume ist, auf dem ein etwas dicker Griffel sitzt, welcher so lang ist als die Staubfäden, und sich mit einer köpfigten fünfeckigten Narbe endet.

Die Frucht ist ein eyförmiger oben etwas zugespitzter einfächriger Kern, der eine Mandel oder eine weiche, saftige Substanz in sich hält, die allenthalben an der sie umhüllenden dünnen und holzichten Schaale hängt. Dieser Kern ist nicht vollends drey Linien lang, und an der aussern Oberfläche etwas rauh, wie Chagrin.

Dieser Strauch wird sechs bis sieben Fuß hoch. Seine Rinde ist graulicht, sein Holz weiß, nicht sehr hart, und enthält viel Mark; seine Zweige sitzen abwechselnd und emporstehend. Seine Blätter sind flügelförmig, und bestehen aus ungefähr sieben abwechselnden Blätterchen, welche oval und ganz sind, und sich gegen ihre Basis zu einem Stiel formen; sie sind auf beyden Seiten glatt, von ziemlich zerbrechlichem Stoff, und haben viel ähnliches mit den Buchsblättern, denen man sie auch verglichen hat, indem man diese Staude Chinesischen Buchs nannte. Er befindet sich in dem königlichen Garten zu Paris, hat aber bis itzt noch keine Blumen getragen. Ich hab' ihm den Namen Marsana **) beybehalten, unter dem er in dem Pflanzenverzeichniß des königlichen Gartens steht.

Der

*) *La Marsana.* S. 145.

**) Nach dem Name der Prinzeßin de Marsan, Gouvernante der königlichen Kinder.



P. Sonnerat peinx.

Milvan, Sculp.



P. Sonnerat pinx.

Milvan, Sculp.

Der Scharlach = Federbuſch. *)

Criſtaria Coccinea.

(CXL. Tafel.)

Seine Blume hat einen einblättrigen Kelch von fünf keilförmigen Zähnen, und iſt von innen behaart: — Eine Krone aus fünf ovalen Blumenblättern von ſchönem Roth, die auf dem Kelch ſitzen. Jedes Blumenblatt fügt ſich ohne ſichtbarem Nagel zwiſchen jeden Zahn des Kelchs inwendig ein: — Zehn Staubgefäße, deren Fäden zweymal länger ſind als die Krone; ſie ſtehen ſehr weit aus der Blume hervor, ſind roth wie die Blumenblätter, und fügen ſich in die innere Wand des Kelches zwiſchen den ihn bedeckenden Haaren ein. Die Staubbeutel ſind klein, eyrund, und durch eine Furche getheilt: — Einen Stempel, der aus einem äuſſerſt kleinen, kaum ſichtbaren Eyerſtock beſteht: Er ſitzt auf dem Boden des Kelches, von wo ſich ein einziger Griffel emporhebt, der über die Blume hervorſticht, aber kürzer iſt als die Staubfäden, und ſich mit einer ganz einfachen Narbe endet. — Die Frucht iſt eine nackte ovale Beere, mit fünf kleinen an den Seiten plattgedrückten Ecken, ſo daß ſie fünf häutige Flügel bilden. — Sein Stengel iſt eine rebenartige, holzichte Ranke, mit ovalen gegen einander ſitzenden Blättern beſetzt, die auf kurzen Stielen ſitzen, glatt, vollkommen ganz, und von ſehr zerbrechlichen Stoff ſind. Seine Blumen ſitzen am Ende, und geſtalten ſchöne riſpenartige Trauben von ſchimmernden Roth. Jede Blume ſitzt auf einem viereckigten, zwo Linien langen Stiel.

Dieſe Pflanze ward aus Madagaskar auf die Inſel France verpflanzt, wo man ſie wegen der Schönheit ihrer Blumen in den Gärten zieht.

---

*) *L' Aigrette.* S. 247.

Register über beyde Theile.

A.

Abaka, eine Gattung von Piſangbaum. Die Bewohner der Inſel Lüzon verfertigen aus den Faſern ſeiner Blätter Leinwand. II. Th. Seite 89

Abaſſis ſind Einerley Volk mit den Peguanern. II. Th. 33

Abeaſton (machen). Bedeutung dieſes Worts. I. Th. 145

Abendbrod der Indier; worin es beſteht I. Th. 196

Abiſchegam. Worin dieſe Zeremonie beſtehe. I. Th. 211

Abraham (der Patriarch). Einige Geſchichtſchreiber glaubten, er ſey mit Bruma Einerley Perſon. I. Th. 131. Die Bramanen ſind nicht ſeine Abſtämmlinge. 163. Die Kinder, welche er von ſeiner Beyſchläferin Cethura hatte, bevölkerten, nach der Meynung einiger Schriftſteller, Indien. 163

Achem. Handel der Europäer nach dieſem Platz. II. Th. 42. Der König handelt allein mit den Europäern. Zeremonien die man bey ſeiner Audienz beobachten muß. 43

Adamsberg (der) Auf der Inſel Zeylon. II. Th. 77

Aerzte (die Indiſchen), ihre Kenntniſſe und Heilsmittel. I. Th. 94

Amſel (die blaue Chineſiſche); ihre Beſchreibung. II. Th. 147

— — (die kleine Indiſche) mit dem Federbuſch. II. Th. 147

— — (die aus Malakka). II. Th. 148

— — (die von der Küſte Malabar). II. Th. 149

— — (die Chineſiſche Dominikaner). II. Th. 149

— — (die kleine) aus Malabar. II. Th. 150

— — (die graue) aus Gingi. II. Th. 150

— — (die gebüſchte) von Surate. II. Th. 151

— — (die gelbe chineſiſche). II. Th. 152

Anſchlagen (das Haupt), eine Chineſiſche Ehrenbezeugung. II. Th. 27

Aſchte-Gedjams, was ſie ſind. I. Th. 130

Aſchte-Waſſukels. Bedeutung dieſes Worts. I. Th. 158

Addi, iſt der Monat Julius. I. Th. 255

Addi-puron (das Feſt), welchem Gotte zu Ehren es gefeyert werde. I. Th. 192

Ader-Ali-Kan (der Nabab.) erobert Maiſſur, I. Th. 8. Erobert die malabariſche Küſte. 9. Brandſchatzt Gudelur, 9. Bekriegt die Holländer, 10. Will Kalikut belagern, 10. Brandſchatzt Mahe. 10.

Adidi, die Mutter der Dewerkels. I. Th. 158

Adiſſeſchen (die Schlange) einer von den Namen des Wiſchenu. I. Th. 132. Dient ſtatt eines Seils den Berg Mandregiri zu drehen. 134. Speyt ein ſchreckliches Gift von ſich. 135.

Adiwarage-Perunal (der Gott), ein Name, unter welchem Wiſchenu in ſeinem Tempel zu Tirumaton angebetet wird. I. Th. 137

Adiwe, eine Gattung Indiſcher Füchſe. I. Th. 194

Adrenam, einer der vier Wedams. I. Th. 175

Agini, Gott des Feuers, erhält den ſüdlichen Theil der Welt: Seine Abbildung. I. Th. 157

Aidaputſche. Bedeutung dieſes Worts. I. Th. 197

Airapadam (der Elephant). Seine Abbildung. I. Th. 135

Allemaron, eine Art Feigenbaum. Auf welche Art er ſich fortpflanze. I. Th. 247

Alompra ſtiftet einen Aufruhr in Pegu; II. Th. 34. Läßt den Offiziers der Galatee die Köpfe abſchlagen. Nimt den König von Pegu gefangen, und läßt ihn hinrichten. 35. Bekriegt Siam. 35. Sein Tod. 36.

Alten (die) glaubten, man könne nicht glücklich ſterben, wenn man ſich die Haare nicht abſchneidet. I. Th. 77

Amater, was sie sind, und welchen Rang sie unter den Schutres haben. I. Th. 46
Amawasse, ist der Tag des Neumonds. I. Th. 260
Amblin, eine von den Molukkischen Inseln; ihre Lage. II. Th. 104
Ambola, eine der Philippinischen Inseln; ihre Lage. II. Th. 100
Ambulle (das Thal), auf der Insel Madagaskar; dessen Boden und Produkte. II. Th. 60
Amurdawali (die Göttin), Tochter des Wischenu, Frau des Supramanier. I. Th. 133
Amurdon, der Saft der Unsterblichkeit, und seine verschiedenen Namen. I. Th. 133
Amsterdam, die Besitzung der Holländer auf Zeylon; dessen Lage. II. Th. 76
Ananda-perpenade-suami (der Gott), ein Name den Wischenu, Schiwen und Bruma führen, wenn sie unter der Gestalt einer tausendköpfigen Schlange abgebildet werden. I. Th. 196
Ananda-Wurdon (das Fest). I. Th. 196
Anaximander; seine Meynung über die Erschaffung der Welt. I. Th. 236
Andon (das), was es seye. I. Th. 129
Andrue (die Provinz) auf der Insel Madagaskar, ihr Boden und ihre Produkte. II. Th. 57
Angat, die übelthätige Gottheit der Madegassen. II. Th. 51
Ani, ist der Monat Junius. I. Th. 255
Annon, was es seye. I. Th. 130
Anomakritus, seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Anossie (die Provinz) auf der Insel Madagaskar; ihre Lage, Boden, und Produkte. II. Th. 56
Anumar (der Gott) dient dem Wischenu statt eines Pferdes; seine verschiedenen Namen. I. Th. 146
Antekuda (die Provinz) auf der Insel Madagaskar; ihr Boden und ihre Produkte. II. Th. 58
Antige, eine Philippinische Insel; ihre Lage, Handel und Produkte. II. Th. 92
Apis (der Ochse), ist eben das was der Darmadewe der Indier. I. Th. 155
Archelaus, seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Arekka, eine Palmenfrucht; man vermengt sie mit Betel. I. Th. 40
Arindody (die Göttin) wird den Neuverehlichten als ein Muster der Weisheit und Tugend angepriesen. I. Th. 70
Aristoteles, seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Aritschandren, Zeremonien, die man bey den Leichenbegängnissen vor seinem Bilde verrichtet. I. Th. 77
Arunin (der Gott) führt den Sonnenwagen, ist eben das was der Phaeton der Griechen. I. Th. 105
Arpischi ist der Monat Oktober. I. Th. 255
Arta-Narissura (der Gott), ein Name, den Schiwen und Parwadi führen, wenn sie in Einem Bilde halb Mann halb Frau abgebildet sind. I. Th. 148
Astronomie, ist sehr alt bey den Indiern, und in räthselhaften Versen verfaßt. I. Th. 104
Atschadepotu, ein Zeichen welches die Bramanen auf die Stirne machen. I. Th. 37
Ava (das Königreich), dessen Lage. II. Th. 33. Dessen Staatsveränderungen. 33—35
Awani, ist der Monat August. I. Th. 255
Awani-aoton, das Fest. I. Th. 194
Awani-mulon, das Fest. I. Th. 192
Aye-Aye. Dessen Beschreibung. II. Th. 107
Ayenar (der Gott) Sohn des Schiwen und Wischenu. I. Th. 133
Ayodi, scheint Siam zu seyn. I. Th. 138

B

Baby (Pulo) eine der Molukkischen Inseln; ihre Lage. II. Th. 105
Bachiam, eine Molukkische Insel; ihre Lage. II. Th. 102

Bachſtelze (die graue Indiſche), deren Beſchreibung. II. Th. 162

Bagawadam (der) in der königlichen Bibliothek iſt nur ein Auszug aus dieſem Puranon. I. Th. 171

Bagula, heißt die Zeit nach dem Neumond. I. Th. 260

Bäilli (Herr) verſetzt die Wiege des Menſchengeſchlechts nach Sibirien. I. Th. 2. Behauptet, daß Indien von einem nordlichen Volk ſey bewohnt worden. 3. Irret, da er ſagt, die Indier ſetzen den Mond ober der Sonne, und, das Samſkrutam ſey die Sprache eines ältern Volkes als die Indier. 105, und 108

Baini, ein muſikaliſches Inſtrument. I. Th. 87

Bainier; ihr Rang unter den Schutres. I. Th. 46. Sind Mönche, die den Gottesdienſt in den Tempeln der Mariatale verrichten. 218

Bakim, eine Faktorey der Engländer in Pegu. II. Th. 33

Balapatren (der Gott) ein Name des Wiſchenu, und deſſen Abbildung. I. Th. 139

Bambus, deſſen Beſchreibung und Gebrauch. I. Th. 28

Baniſteria (die vierflüglichte), ihre Beſchreibung. II. Th. 186

Bank Appo (die Inſeln der), ihre Lage. II. Th. 100

Baos, Klöſter in Pegu. II. Th. 39

Baradam, enthält das Leben des Darma-Raja. I. Th. 180

Barmans, Bewohner des Königreich Ava; ihr Gottesdienſt, und ihre Sitten. II. Th. 38—42

Bato (Pulo) unter den Molukken, ihre Lage. II. Th. 105

Baumläufer (der rothrückige chineſiſche) deſſen Beſchreibung. II. Th. 163. (aus Malakka), deſſen Beſchreibung. II. Th. 163. (der graue), deſſen Beſchreibung. II. Th. 164. (der pfeifende chineſiſche), deſſen Beſchreibung. II. Th. 164. (der grüne, vom Vorgebürg der guten Hoffnung) deſſen Beſchreibung. II. Th. 163.

Bayaderen, ihr ächter Name, Tänze, Kleidung. I. Th. 34

Baye (die) St. Auguſtin auf der Inſel Madagaſkar. II. Th. 58. (die) St. Johann auf Madagaſkar. II. Th. 58. (die) St. Luzie auf Madagaſkar II. Th. 57.

Bazao, eine Molukkiſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 102

Behram (das Feuer) von den Parſis angebetet. I. Th. 34

Bellecombe (Herr von) General-Gouverneur der franzöſiſchen Beſitzungen in Indien; ſeine Ankunft zu Pondiſchery. I. Th. 13. Wird von allen Indiſchen Fürſten bewillkommt. 13. Wird in Pondiſchery angegriffen. 14. Kapitulirt. 18.

Bely (der Rieſe), wird von Wiſchenu geſtraft. I. Th. 137

Berg (der groſſe), deſſen Lage. I. Th. 12

Berghuhn (das) aus der Inſel France; deſſen Beſchreibung. II. Th. 129

Beſchneidung iſt auf Madagaſkar gewöhnlich. II. Th. 52

Betel, deſſen Zubereitung, Gebrauch, und Eigenſchaften. I. Th. 40. Wird bey Heyrathen ausgetheilt. 66. Wird in den Mund der Todten gelegt. 76.

Bienenfreſſer (der gelbe) von der Küſte Koromandel. II. Th. 166

Binde der Bramanen; wenn man ſie bekömmt, woraus ſie beſteht; unter welchen Zeremonien man ſie erhält. I. Th. 39

Blick (den böſen) verſcheuhen; was es ſeye. I. Th. 66

Boa, eine Molukkiſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 103

Bombaye (die Stadt), ihre Lage. I. Th. 30

Bondillier, ſind aus der Zunft der Schatriers; beſtehen nur noch aus Einer Familie. I. Th. 45

Bonnet, ſeine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236

Bonzen (die) Prieſter des Foe. II. Th. 30
Bourget, ſeine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Bouro, eine Molukkiſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 104
Bouton-Campo, eine der Philippinen, ihre Lage. II. Th. 101
Bouwa, eine Molukkiſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 104
Brachmanen ſind die Erfinder der älteſten Religion. I. Th. 161. Europa, Aſien und Afrika haben die erſten Glaubenslehren von denſelben. 162. Ihre Lebensart. 166
Bramanen haben den erſten Rang bey den Indiern. Ihre Abſtammung. Ihre Unterſcheidungszeichen. Ihre Kleidung. Ihre Lebensart. Werden nicht mit dem Tode beſtraft. I. Th. 36—45. Sind nicht die Abſtämmlinge der alten Brachmanen. Ihre verſchiednen Namen. Rotteten die Brachmanen aus. Führten ſtatt des Wedam den Shaſta ein. 162 — 166. Ihr Symbol. 266.
Brammaſſari, junge Bramanen. Ihre Verbindlichkeiten. Ihre Binde, und die Zeremonien bey Erhaltung derſelben. I. Th. 39
Brillenſchlange, wie ſie in Indien heißt. Mittel der Indier gegen ihren Biß. I. Th. 102
Bruma, Gott der Schöpfer. Seine verſchiedenen Namen. Hat keine Tempel. Wird von einigen für Abraham gehalten. War der erſte Geſetzgeber der Indier. Seine Abbildung. I. Th. 129 — 132
Bubil (der Chineſiſche). II. Th. 150
Buda (der Gott), iſt Einerley mit Merkur. I. Th. 105
Budanam (das) Ackergeſchenk, wird von reichen Leuten den Tempeln oder Bramanen gemacht. I. Th. 61
Budda, der Gott der Schinguleſen iſt mit Wiſchenu Einerley. I. Th. 172
Bues, oder Palankinträger. I. Th. 28
Bugis, Philippiniſche Inſeln, ihre Lage. II. Th. 102
Bücher (die heiligen) der Indier. Ihre Ehrfurcht dafür. Ihr Inhalt. In welcher Sprache ſie geſchrieben ſind. Wie viele davon überſetzt ſind. I. Th. 175—181
Büffon (Herr von). Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Büſſer (die Indiſchen). Grauſamkeiten die ſie gegen ihren Leib verüben. I. Th. 218
Bumidewi (die Göttin) Frau des Wiſchenu. I. Th. 132
Buri, ein Indiſches Inſtrument. I. Th. 87
Buſſard (der kleine ſchreyende). II. Th. 143

C

Cange, Reisbrühe, wird den Reiſenden zur Erfriſchung gegeben. I. Th. 21
Cavalam (der) mit fingerförmigen Blättern; deſſen Beſchreibung. II. Th. 183
Ceram, eine Molukkiſche Inſel ihre Lage. II. Th. 104
Cere (H.) Aufſeher des Königlichen Gartens auf der Inſel France, hat verſchiedne Früchte auf dieſer Kolonie ſehr vermehrt. II. Th. 70
China konnte erſt lange nach Indien und Perſien bevölkert werden. II. Th. 6. Nationen welche dahin handeln. 15.
Chineſer. Ihre Sitten. II. Th. 19. Ihre Unwiſſenheit in der Aſtronomie. 23. Ihr Aberglaube. 26. Ihre Kleidung. 28. Ihr Karakter. 30—32.
Chineſerinen. Ihre Lebensart und Kleidung. II. Th. 28
Choiſeul (der Hafen) eine franzöſiſche Beſitzung auf Madagaſkar, ihre Lage. II. Th. 46
Chryſippus glaubt es ſey erlaubt, bey ſeiner Mutter, Tochter, oder Schweſter zu ſchlafen. I. Th. 51
Cittra-Putrin (der Gott); ſein Feſt. I. Th. 191
Coetivi (Herr von) brachte im Jahr 1771 die Gewürze auf die Inſel France. II. Th. 66
Comte (der Pater le) ſetzt die Bevölkerung

von Kanton irrig auf anderthalb Millionen Menſchen. II. Th. 13
Coſſigni (Herr) macht Entdeckungen über die Pflanzung des Indigo. II. Th. 69

D

Dänen (die) haben Menſchen, Pferde und Hahnen geopfert. I. Th. 174. Ihr Handel nach China. II. Th. 15
Danukobi, der geheiligte Teich im Tempel zu Rameſſurin. I. Th. 216
Danuwandri (der Arzt) kommt aus dem Milchmeer hervor. Seine Abbildung. I. Th. 135
Darmadewe (der Gott), deſſen Abbildung und Tempel. I. Th. 155
Darpenon, was es ſey. I. Th. 212
Dayren Eyland, eine Molukkiſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 102
Deſcartes, ſeine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Deſſaraden (der König), Vater des Rama. I. Th. 138
Dewegi, Mutter des Quiſchena. I. Th. 141
Dewendren, der König der Halbgötter, ſeine Macht und Abbildung. I. Th. 156
Dewerkels (die) ſind Halbgötter. Die Namen der berühmtern. I. Th. 156
Dian, ein Ehrentitel, den die Fürſten auf Madagaſkar annehmen. II. Th. 55
Dibaradane, eine tägliche Zeremonie zu Ehren der Götter. Wie ſie verrichtet wird. I. Th. 210
Diebsinſeln (die); ihre Lage. II. Th. 7
Digon, ein berühmter Tempel bey den Barmane. II. Th. 39
Diwawali (das Feſt), zu weſſen Ehren es gefeyert werde; zu welcher Zeit und auf welche Art. I. Th. 198
Dobaſchi. Bedeutung dieſes Worts. I. Th. 46
Dorbar, was es ſey. I. Th. 11
Dow (Herr). Sein Werk über die Indiſche Mythologie iſt das beſte. I. Th. 164. Nach ihm ſind die Shaſtas viertauſend achthundert Jahre alt, und nur Kommentarien über die Wedams. 177.
Druiden opferten Menſchen um die Geneſung eines Kranken zu erlangen. I. Th. 174
Duchoiſel (der Bruder) fand ein Mittel gegen eine im Jahr 1770 in Indien graſirende epidemiſche Krankheit. I. Th. 97
Dudu, Indiſche Münzen; ihre Geſtalt und ihr Werth. I. Th. 125
Duhalde (der Pater) gab die Bevölkerung von Kanton unrichtig an. II. Th. 13
Dupleix (Herr) ſchickt einen Geſandten nach Pegu. II. Th. 34
Duprat (der Graf) erobert auf Anſuchen des Samorin, Kalikut. I. Th. 10

E

Ebenholz. Verſchiedene Gattungen davon auf der Inſel France. II. Th. 70
Edetſchery, der Name eines Haufens von Indiſchen Hütten. I. Th. 50
Egypter heiratheten die Mädchen noch ehe ſie mannbar waren. I. Th. 57
Ehebruch. Wie die Bramanen ihre im Ehebruch betroffenen Weiber ſtrafen. I. Th. 45
Eichhörnchen (das) aus Gingi. II. Th. 110
— — — (das groſſe) von der Küſte Malabar. II. Th. 109
Einweihung (die) der Indier, mit welchen Zeremonien ſie vorgenommen wird. I. 54—56
Eisvogel (der Bramanen). II. Th. 148
— — (der kleine) aus Gingi. II. Th. 151
— — (der violetfarbige Indiſche). II. Th. 166
Ekuda-Enwerſe, eine Provinz auf der Inſel Madagaſkar. Ihr Boden und ihre Produkte. II. Th. 60
Elakelake, eine Provinz auf Madagaſkar. Ihr Boden und Produkte. II. Th. 59
Elſter (die rothgelbe Chineſiſche). II. Th. 145
— — (die) aus Makao. II. Th. 146
Empedokles. Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236

Endagarenion (die Wüſte). Rama thut daſelbſt Buſſe. I. Th. 138
Engländer (die). Ihre Verwaltung in Indien. I. Th. 7. 8. Ihre Kriege mit den Indiſchen Fürſten. 9—11. Ihre Einkünfte aus Indien. 13. Belagern und erobern Pondiſchery. 14—18. Ihr Handel nach China. II. 15. Setzen ſich in Pegu feſt; werden daraus vertrieben. 33/35.
Ente (die Dominikaner-) vom Vorgebürg der guten Hoffnung. II. Th. 173
Epikur. Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Epiphanius (der heilige) Seine Meynung über die erſten Bewohner von Indien. I. Th. 163
Erdemeſſer (die alten), hatten von den Indiern den Gebrauch ihre Figuren in den Sand zu zeichnen. I. Th. 181
Eule (die Chineſiſche). II. Th. 144
— (die kleine) aus Koromandel. II. Th. 145
Ezur-Wedam (der) iſt eben das, was der Iſſuru. I. Th. 175. Das in der königlichen Bibliothek unter dieſem Namen befindliche Buch iſt keiner von den vier Wedams. 180.

F

Fabeln (moraliſche) der Indier. I. Th. 117—121
Falſe (der). II. Th. 191
Fanons, Indiſche Münzen. Ihre Form und ihr Werth. I. Th. 124/125
Faor, eine Molukkiſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 103
Farogis, ihre Sitten, Religion. I. Th. 51
Fauzer (der Teich). II. Th. 57
Federbuſch (der Scharlach-). II. Th. 193
Feraud (Herr) wird nach Pegu geſandt. II. Th. 36
Feſte der Indier. Wie ſie gefeyert werden. I. Th. 187 u. f.
Fiador (der), ſein Amt. II. Th. 10
Fierien, eine Provinz auf Madagaſkar. Ihr Boden und Produkte. II. Th. 58
Fliegenfänger (der kleine Indiſche ſchwarzrückige). II. Th. 161
Fluß (der ſcharfe) ein Bauchfluß in Indien. Die Art ihn zu behandeln. I. Th. 97
Foe (der Gott) Iſt eben der wie Wiſchenu und Rama. I. Th. Seine Sekte iſt unter den Chineſern die älteſte. II. Th. 30
Fort-Dauphin, eine franzöſiſche Beſitzung auf Madagaſkar, ihre Lage. II. Th. 46
Foule-pointe, eine franzöſiſche Beſitzung auf Madagaſkar, ihre Lage. II. Th. 46
Foutaſche, die Rinde eines Baumes, aus der die Madegaſſen ihr Papier verfertigen. II. Th. 47
Franzoſen (die) verwenden viel, um ſich in Indien feſtzuſetzen. I. Th. 7. Unterſtützen den Fürſten Koringote-Nair. 10. Erbauen die Mauern von Pondiſchery neuerdings. 13. Werden von den Engländern zu Schandernagor, Karikal, Maſulipatan, Yannon, Surate und Pondiſchery angegriffen. 14. u. f. Ihr Handel nach China. II. Th. 15. Sie erhalten die Erlaubniß ſich in Pegu feſtzuſetzen. 34.

G

Gagi (Pulo) unter den Molukken; ihre Lage. II. Th. 102
Galle, eine holländiſche Beſitzung auf der Inſel Zeylon; ihre Lage. II. Th. 76
Ganges, der heilige Fluß. I. Th. 229. Seine Geſchichte nach dem Kandon. 230. Seine Geſchichte nach dem Bagawadam. 231. Die Ehrfurcht der Indier für dieſen Fluß. 232.
Gans (die wilde) mit dem grauen Kopf von der Küſte Koromandel. II. Th. 172
— (die wilde) vom Vorgebürg der guten Hoffnung. II. Th. 172
Garzia, eine Molukkiſche Inſel; ihre Lage. II. Th. 102
Gari (der), die Bauart deſſelben. I. Th. 28
Garten-Ammer (der Chineſiſche). II. Th. 157

Gaſſendi. Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Gate, das höchſte Gebürg in Indien. I. Th. 3 Theilt die Jahrszeiten ab. 29.
Gelehrten (die) eine Sekte in China nach der Lehre des Kongfuzee. II. Th. 29
Gengeli (orientaliſcher Seſam). Deſſen Gebrauch. I. Th. 129
Gentil (Herr le). Die Breite der Philippinen wird nach ihm angegeben. II. Th. 84
Gerudin (der Gott), deſſen Abbildung. I. Th. 146
Gerudin-Panſchemi (das Feſt). I. Th. 192
Gewürze, zu welcher Zeit ſie auf die Inſel France verpflanzt werden. II. Th. 66
Geyer (der) aus Gingi. II. Th. 143
— — (der groſſe Indiſche). II. Th. 142
Ginde-Pode (das), deſſen Gebrauch. I. Th. 64
Gingi. Merkwürdigkeiten der Gebürge dieſer Provinz. I. Th. 22/23
Goa (die Stadt), ihre Lage. I. Th. 30
Godanam (das), ein Geſchenk von Kühen; wie es verrichtet wird. I. Th. 61
Godeman (der Gott), das höchſte Weſen der Peguaner. II. Th. 39
Götter der Indier (die). I. Th. 127. u. f. Aus welchem Metal ihre Bilder ſeyn müſſen. 185.
Götterjagd (das Feſt der). I. Th. 173
Goldſchmied (der Indiſche), ſein Werkzeug und Art zu arbeiten. I. Th. 89
Gordon (Herr), macht in den innern Provinzen vom Vorgebürg der guten Hoffnung wichtige Entdeckungen. II. Th. 75
Gottesdienſt der Indier; worin er beſteht. I. Th. 173
Goudelur (die Stadt); ihre Befeſtigung. I. Th. 20
Grasmücke (die kleine langgeſchwänzte) aus China. II. Th. 161. Die langgeſchwänzte aus Gingi. II. 153. Die ſchwarzköpfige aus China. II. Th. 154. Die groſſe aus Malabar. II. Th. 152. Von Pondiſchery. II Th. 154. Die grünlichte aus China. II. Th. 153.
Gregor XV. (der Pabſt) erlaubt den neubekehrten Indiern die heilige Schnur zu tragen. I. Th. 42
Grooly-Tavali, eine Molukkiſche Inſel; ihre Lage. II. Th. 102
Grünfink (der Chineſiſche). II. Th. 157
Gueby, eine Molukkiſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 102
Guru (die) Patriarchen der Indier, woher man ſie nimmt. Ihre Beſchäftigung I. 39. Verrichten die Zeremonie der Einweyhung. 54.

H

Habicht (der graue) mit geſtreiftem Bauche aus Madagaſkar. II. Th. 140
Häuſer (die) der Chineſer; ihre Bauart. II. Th. 13
— — (die) der Indier; ihre Bauart. I. Th. 27
Hahn (der wilde). II. Th. 116, und 119
Hams (die) ein Name, den die Chineſer den europäiſchen Niederlagen geben. Die Bauart dieſer Gebäude. II. Th. 14
Haniſten (die), ihr Amt. II. Th. 10
Hard (der), deſſen Werth. II. Th. 31
Haſelhuhn (das Indiſche). II. Th. 128
Haſenohren-Inſel (die) unter den Philippinen, ihre Lage. II. Th. 101
Haubenlerche (die) von der Küſte Malabar. II. Th. 158
Heirath der Indier; unter welchen Bedingungen und Zeremonien ſie begangen wird. I. Th. 57—72
— — (die kleine) wenn ſie begangen wird. I. Th. 71
Henne (die wilde). II. Th. 125
Heerſchnepfe (die weiſſe Indiſche). II. Th. 170
Heraklitus. Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Herbe, ein heiliges Kraut. I. Th. 74
Heſiodus. Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Hevi (der) oder der Baum aus Zythere. II. Th. 174
Hippias. Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236

Holländer führen einen verderblichen Krieg in Kochin. I. Th. 10. Erhalten in China einen Strich Landes, eine Niederlag darauf zu bauen. II. Th. 8. Ihr itziger Handel nach China. 15.

Homan (das) was es für ein Opfer sey. I. Th. 55

Hottentoten (die), ihre Sitten. II. Th. 75. Die fleischernen Schürzen ihrer Weiber sind ein Mährchen. 75.

Hottentotenbrod (das) eine Gattung Zwiebel auf dem Vorgebürg der guten Hoffnung. II. Th. 75

Hü, eine Art Geheul, das die Henkersknechte der Mandarinen in China machen. II. Th. 10

Hundstodt (der), eine Krankheit. I. Th. 98

J

Jaffanapatnam, eine Besitzung der Holländer auf Zeylon, ihre Lage. II. Th. 76

Jagrenat, Name eines Fleckens, wo Quischena einen Tempel hat. I. Th. 144

— — der älteste Tempel in Indien. I. Th. 183

Janhar (der Gott), das wohlthätige Wesen der Madegassen. II. Th. 51

Jani (das). Woraus diese Krankheit entstehe. I. Th. 101

Jesuiten (die) werden in China bloß als Zeichendeuter gebraucht. II. Th. 23

Illura (der Tempel), wie lange man daran baute. I. Th. 183

Indien. Die Staatsveränderungen dieses Reichs. I. Th. 7—18. War die Wiege aller Religionen. 161.

Indier (die) werden für die ersten Bewohner der Erde gehalten. I. Th. 1. Ihr Karakter und Nüchternheit. 24. Ihre Kleidung. 25. Ihre Eintheilung in Stämme. 36. Ihre Einweihung. 54. Ihre Heyrathen. 57. Ihre Leichenbegängnisse. 73. Ihre Künste und Handwerke. 85. Ihre Kenntnisse in der Arzneykunst. 94. In der Astronomie. 104. Ihre Fabeln. 117. Ihre Mythologie. 127. Ihre Glaubenslehren. 161. Beteten ehedem Sonne und Mond an. 165. Ihr Gottesdienst. 173. Ihr System über die Schöpfung der Welt. 234. Ueber die Dauer der Welt, und deren verschiedene Alter. 245.

Indierinen (die) sind alle klein von Wuchs. I. Th. 25. Ihre Lebensart und Kleidung. 25—27. Die Wittwen dörfen nicht wieder heyrathen. 58. Legen den Tali ab, um ihren Wittwenstand anzuzeigen. 69.

Indri (der). II. Th. 111

Insel Bourbon (die), ihre Produkte. II. Th. 71, 72

— — (die Erbsen oder Hühner-), ihre Lage. II. Th. 102

— — France, Nachricht von ihren Bewohnern. Ihr Klima, Boden, und Produkte. II. Th. 65—70

— — (die Runde) unter den Philippinen; ihre Lage. II. Th. 102

Inseln (die Maldiwischen); ihre Produkte. II. Th. 78—80

— — (die Ratten-) unter den Philippinen; ihre Lage. II. Th. 102

— — (die) der hohen See unter den Philippinen; ihre Lage. II. Th. 100

Iruler (die) werden von den übrigen Stämmen als Thiere betrachtet. Ihr Gottesdienst. I. Th. 51

Isanien (der Gott), dessen Abbildung. I. Th. 157

Juden (die) läugneten die Auferstehung der Todten. I. Th. 51

K

Kabar, eine Versammlung der Fürsten auf Madagaskar. II. Th. 54

Kadon, was er sey. I. Th. 130

Kaiser (der) von China, ist der höchste Patriarch der Nation. II. Th. 7. Wie man ihn ehren muß. 20.

Kal pflanzen, was es sey. I. Th. 65

Kaldeir, der Baum. I. Th. 130
Kalengam (die Schlange). I. Th. 142
Kali (die) Beſchützer der Städte. I. Th. 158
— (die Pflanze), ihre Eigenſchaften. I. Th. 99
Kalikut wird von Ader-Ali-Kan angegriffen. I. Th. 10
Kalin (das) iſt gemeines Zinn. II. Th. 82
Kalkutta die Hauptſtadt der engliſchen Beſitzungen in Bengalen. I. Th. 8
Kalyugam (das) iſt das vierte Weltalter. Wie viel Jahre es in ſich halte. I. Th. 245
Kamadenu (das Feſt). I. Th. 203
— — — (die Kuh), ihre Abbildung. I. Th. 135
Kamaler, was ſie ſind. I. Th. 49
Kambadori (der Gott). I. Th. 145
Kampin-Hoory (die Inſeln) unter den Molukken; ihre Lage. II. Th. 104
Kander-Schaſti, das Feſt. I. Th. 198
Kandropa wird König von Ava. II. Th. 36
Kangiwaron (der Tempel). I. Th. 182
Kanjen (der König), ſeine Geſchichte. I. Th. 141
Kannigadanam (das), was es ſey. I. Th. 61
Kanſaeb wird von Mahamet-Aly überwunden und hingerichtet. I. Th. 9
Kanton (die Stadt). Ihre Lage, Gröſſe, und Bevölkerung. II. Th. 12
Karabaos (die Inſeln) unter den Philippinen; ihre Lage. II. Th. 100
Kardamome (die groſſe aus Madagaſkar). II. Th.
— — — (die Malabariſche). II. Th.
Kare-Patre-Pandarons. Indiſche Mönche. Ihre Lebensart. I. Th. 215
Karikal (die Stadt), eine franzöſiſche Beſitzung auf Koromandel wird von den Engländern erobert. I. Th. 14. Ihre Lage und Handel. 19.
Karkek (die Inſel) unter den Molukken; ihre Lage. II. Th. 102
Karna (der), ein muſikaliſches Inſtrument. I. Th. 87
Kartige iſt der Monat November. I. Th. 255
Raſche, eine chineſiſche Münze; ihr Werth. II. Th. 31
Raſchi-Raori, Indiſche Mönche. I. Th. 216
Ratawarayen, der Gott. I. Th. 207
Ratze (die Indiſche wilde) mit ſchwarzen Streifen. II. Th. 112
Rawite, Beſchreibung dieſes Platzes. II. Th. 86
Rawri, ein geheiligter Fluß. I. Th. 229
Relam, eine Molukkiſche Inſel; ihre Lage. II. Th. 104
Relkel, ein berühmter Tempel der Peguaner. II. Th. 39
Rernbeiſſer (der Chineſiſche). II. Th. 155
Reſſer, eine Molukkiſche Inſel; ihre Lage. II. Th. 105
Rijamai (die) ſind die Wochentage. I. Th. 256
Ritſchana-Patſcham (das), was es iſt. I. Th. 260
Rnoten (der) des Bruma. I. Th. 40
Robroms (die), Tempelthürme auf Koromandel. I. Th. 183
Königsgeyer (der) von Pondiſchery. II. Th. 142
Rolaſtri (der) ein Malabariſcher Fürſt. I. Th. 10
Rolombo, die holländiſche Beſitzung auf Zeylon. Ihre Lage. II. Th. 76
Rolram (der), ein geheiligter Fluß der Indier. I. Th. 229
Rombu (der), ein Indiſches Inſtrument. I. Th. 87
Rompagnie (die Indiſch-franzöſiſche) erhält die Erlaubniß ſich in Pegu feſtzuſetzen. II. Th. 36
Komprador (der), ſein Amt II. Th. 10
Rondorin (der), ſein Werth. II. Th. 31
Rondubi (der), ein kleiner Haarbüſchel der Bramanen. I. Th. 42
Rondumudi (die), was ſie ſind. I. Th. 104
Rongfuzee, der Chineſiſche Geſetzgeber, und ſeine moraliſchen Schriften. II. Th. 26
Ronſtanz (der Hügel), und der gute darauf wachſende Wein. II. Th. 73
Koromandel (die Küſte, ihre Lage, die Be-

ſitzungen der Europäer darauf, ihr Handel, ihre Bewohner, deren Sitten. I. Th. 19—28.

Kredayugam (das) iſt das erſte Weltalter. I. Th. 245

Kuberen, Gott des Reichthums, deſſen Abbildung. I. Th. 157.

Kühkoth wird von den Indiern für heilig gehalten. I. Th. 27

Künſte der Chineſer. II. Th. 20. Künſte der Indier. I. Th. 85. Künſte der Madegaſſen. II. Th. 50

Kukuk (der kleine Indiſche). II. Th. 165

Kuru, Bedeutung dieſes Wortes. I. Th. 158

L

Lakenons (die), ſind die Zeichen des Thierkreiſes. I. Th. 261

Langanam (das) eine Art Faſten. I. Th. 101

Lanka (die Inſel), iſt Einerley mit Zeylon. I. Th. 188

Lao-Kium, eine der vornehmſten Sekten in China. II. Th. 30

Larcien (Pulo) unter den Molukken; ihre Lage. II. Th. 102

Latſchimi (die Göttin), ihre Geſchichte. I. Th. 132

Leibnitz; ſeine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236

Leichenbegängniſſe der Indier; wie ſie gefeyert werden. I. Th. 73—84

Lerche (die kleine graue) aus Gingi. II. Th. 158

Libako, eine Philippiniſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 101

Lingam (der) iſt das Bild worunter Schiwen angebetet wird. Urſprung ſeiner Verehrung. I. Th. 148

Litſchi (der). II. Th 180

Lombeau (die Inſel) unter den Molukken; ihre Lage. II. Th. 105

Lüzon (die Inſel) unter den Philippinen; ihre Lage. II. Th. 84. Sitten ihrer Bewohner. 87. Ihre Produkte. 90.

Luſtſeuche (die), wie ſie von den Indiern behandelt wird. I. Th. 99

Liſtſching entthront den Kaiſer aus China. II. Th. 31

M

Madagaſkar (die Inſel). Häfen auf derſelben. II. Th. 46. Verſchiedne Gattungen von Menſchen, welche darauf wohnen. 47. Landesprodukte. 55. Beſchreibung einiger ſüdlichen Provinzen. 55—61. Bemerkungen über die epidemiſchen Fieber dieſer Inſel. 61.

Maddu-Pongol, das Feſt. I. Th. 201

Madegaſſen (die), Name der Bewohner von Madagaſkar. Ihre Kleidung. II. Th. 48. Ihre Sitten. 52.

Madras (die Stadt). Ihre Lage und Befeſtigung. I. Th. 20

Mänaten (die), was ſie ſind. I. Th. 94

Magudi, ein Indiſches Inſtrument. I. Th. 88

Mahalige-Patſchon (das Feſt). I. Th. 196

Mahe (die Stadt); ihre Lage und Handel. I. Th. 30

Mahor-Naomi (das Feſt). I. Th. 197

Maillet. Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236

Makao (die Stadt), eine Beſitzung der Portugieſen an der Mündung des Fluſſes Kanton. II. Th. 8

Maki (der wollichte). II. Th. 112

Malabar (die Küſte). Ihre Lage, Name und Eintheilung. I. Th. 29. Beſitzungen der Europäer auf derſelben. 30. Handel und Sitten der Einwohner. 30. Ward von Paraſſurama geſtaltet und verflucht. 141.

Malakka (die Stadt), eine Beſitzung der Holländer auf der Malaiſchen Halbinſel. Ihre Lage, Handel und Produkte. II. Th. 80

Malambus (die), eine Menſchenart auf Madagaſkar. II. Th. 47

Manar-Suami, der Gott; ſeine Tempel. I. Th. 156

Manard, eine Beſitzung der Holländer auf Zeylon; ihre Lage. II. Th. 76
Manatan (die Provinz) auf Madagaſkar; ihr Boden und Produkte. II. Th. 61
Manatinge (die Provinz) auf Madagaſkar; ihr Boden und Produkte. II. Th. 56
Mandar, ein Fluß auf Madagaſkar. II. Th. 57
Mandarinen (die). Ihre Macht über das Volk, und Ehrfurcht vor dem Kaiſer. II. Th. 17. Ihre Kleidung. 28.
Mandregiri (der Berg), deſſen Geſchichte. I. Th. 134
Mandrere (die Provinz) auf Madagaſkar; ihr Boden und Produkte. II. Th. 60
Manilla (die Stadt) auf den Philippinen. Ihre Lage, Bevölkerung, Regierungsform und Handel. II Th. 85
Manipa (die Inſel) unter den Molukken; ihre Lage. II. Th. 104
Manmadin (der Gott); ſeine Abbildung. I. Th. 132
Manmagon (das Feſt). I. Th. 203
Margazi, iſt der Monat Dezember. I. Th. 255
Margoſier, der Baum. I. Th. 100
St. Maria (die Inſel), ihre Lage. II. Th. 46
Mariafale (die Provinz) auf Madagaſkar; ihr Boden und Produkte. II. Th. 58
Mariatale, die Göttin der Kinderpocken. Ihre Geſchichte. I. Th. 205
Marſana (die Buchsblättrige). II. Th. 192
Maſchikores (die Provinz) auf Madagaſkar; ihr Boden und Produkte. II. Th. 59
Maſſe (die), ihr Werth. II. Th. 31
Maſſi, der Name des Februar. II Th. 255
Maſſi-Nagon (das Feſt). I. Th. 202
Maſtbaum (der). II. Th. 182
Matalan, ein Indiſches Inſtrument. I. Th. 35
Matalan (die Provinz) auf Madagaſkar; ihr Boden und Produkte. II. Th. 55
Mature; die Beſitzung der Holländer auf Zeylon; ihre Lage. II. Th. 76
Maye, Bedeutung dieſes Worts. I. Th. 141
Meere (die ſieben) der Indier. I. Th. 145
Meerenge (die franzöſiſche) auf den Molukken; ihre Lage. II. Th. 102
Meiſe (die) von der Küſte Malabar. II. Th. 159
— — (die) von Nanking. II. Th. 160
— — (die kleine) vom Vorgebürg der guten Hoffnung. II. Th. 160
Meleſſus-Zareta; ſeine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Menampanie (der Fluß) auf Madagaſkar. II. Th. 56
Meru (der Berg), ſeine Lage. I. Th. 104
Meſſain (Herr von) läßt die Geheimniſſe des Tempels Scheringam überſetzen. I. Th. 129
Meſſen (das) der Schiffe in China, wie es verrichtet wird. II. Th. 10
Miao, eine Molukkiſche Inſel; ihre Lage. II. Th. 102
Mindanao, die Philippiniſche Inſel. Beſitzungen der Spanier auf derſelben. II. Th. 93
Mindoro, die Inſel. II. Th. 92
Moar (Pulo) unter den Molukken; ihre Lage. II. Th. 103
Molukken (die Inſeln). Ihre Lage. II. Th. 95 Karakter, Sitten und Religion ihrer Bewohner. 96.
Mudewi (die Göttin), ihre Abbildung. I. Th. 135
Münzen (Indiſche). Ihre Namen und Werth. I. Th. 123
Muyelagin (der Rieſe). I. Th. 151

N

Nagaputſche (das) wie, und von wem es verrichtet wird. I. Th. 212
Nagar, ein Indiſches Inſtrument. I. Th. 87
Nagaſſaram, ein Indiſches Inſtrument, I. Th. 87
Najige (das) macht vier und zwanzig unſrer Stunden. I. Th. 104
Nairs (die) ihr Rang und Freyheiten. I. Th. 32
Nandigeſſurer, ſeine Beſchäftigung und Abbildung. I. Th. 155
Narſinga-Jeinti (das Feſt). I. Th. 191

Nashornvogel (der) aus Gingi. II. Th. 167
— — — — (der) von der Küste Malabar. II. Th. 168
Natschetron (das) was es ist. I. Th. 259
Negapatnam (die Stadt), ihre Lage und Handel. I. Th. 20
Negerinsel (die) unter den Philippinen; ihre Lage. II. Th. 101
Negombo, eine Holländische Besitzung auf Zeylon. II. Th. 76
Negraille (groß und klein) Faktoreyen der Engländer in Pegu. II. Th. 33
Nelikurvi (der) aus Madagaskar. II. Th. 166
Nerpu-tirunal (das Fest). I. Th. 207
Nirudi, König der Teufel, seine Abbildung. I. Th. 157
Niwarty, eine Klasse von Tugenden. I. Th. 225
Nodi (der) was es ist. I. Th. 256
Nußheber (der kleine Chinesische). II. Th. 146

O

Obarasson, worin es besteht. I. Th. 191
Oby, eine Molukkische Insel, ihre Lage. II. Th. 102
Oelmühle (die) der Indier; derselben Beschreibung. I. Th. 92
Offenschnabler (der weisse Indische). II. Th. 171
Olegerlanda-perumal, ein Name des Wischenu. I. Th. 129
Olles (die) sind Palmenblätter, worauf die Indier schreiben. I. Th. 115
Ombay, eine Molukkische Insel, ihre Lage. II. Th. 105
Opeou (der), sein Amt. II. Th. 10
Otu, ein Indisches Instrument. I. Th. 87
Ouilt (Herr) der Englische Rathsmann wird aus China verjagt. II. Th. 17

P

Padalon (das) was es ist. I. Th. 130
Paeni-kaori, Indische Mönche. I. Th. 216
Pagoden, Indische Münzen. I. Th. 123
Pagoden (die sieben) ein alter Tempel. I. Th. 182
Palankin (der), seine Bauart. I. Th. 28
Paliakate (die Stadt), ihre Lage und Handel. I. Th. 21
Pambe, ein Indisches Instrument. I. Th. 87
Panay (die Insel), ihre Lage. II. Th. 92
Pandarons (die), Indische Mönche. I. Th. 215
Pandjangam (das) ein astronomisches Buch der Indier; was es enthält. I. Th. 37
Pandjangankarers (die), ihr Rang und Beschäftigung. I. Th. 37
Pangumi, ist der Monat Merz. I. Th. 255
Pangumi-Utron (das Fest). I. Th. 203
Panjakartagel, was es sey. I. Th. 235
Pannimei, Bedutung dieses Worts. I. Th. 101
Pantare, eine Molukkische Insel, ihre Lage. II. Th. 105
Paornomi (das Fest) I. Th. 199
Papagey (der kleine) aus Malakka. II. Th. 165
Papus (die); ihr Karakter und Sitten. II. Th. 97
Parangi. Bedeutung dieses Worts. I. Th. 49
Parassurama (der Gott); seine Thaten. I. Th. 140
Pariam (der), was er ist. I. Th. 59
Parias (die); ihr Rang, Verachtung und Beschäftigung. I. Th. 47
Pariekure (das), was es ist. I. Th. 60
Parkit (der grosse Chinesische). II. Th. 166
Parsis (die) beten das Feuer an. I. Th. 34
Parupu (das), dessen Gebrauch. I. Th. 103
Paruwon (das), ist der Tag des Vollmondes. I. Th. 260
Parwadi (die Göttin). I. Th. 148
Patriarch (der) sein Amt in den Indischen Tempeln. I. Th. 185
Pegu, seine Lage, Revolutionen, Handel und Produkte. II. 33—45
Peguaner (die), ihr Gottesdienst und ihre Sitten. II. 38, 41
Penese (das) der Haarbüschel der Chineser. II. Th. 28

Perleberg (der) auf dem Vorgebürg der guten Hoffnung. II. Th. 74
Pfau (der kleine) aus Malakka. II. Th. 135
Phelo (der Gott), wird von den Chineſern am Ende der Welt erwartet. I. Th. 145
Philippinen (die), ihre Lage, und die vornehmſten Beſitzungen der Spanier auf dieſem Archipel. II. Th. 84—95
Philo, ſeine Meynung über Sonne, Mond und Sterne. I. Th. 157
Pigot (der Lord) kömmt nach Oſtindien; ſein Schickſal daſelbſt. I. Th. 11—13
Pikaſches (die) eine Art Poltergeiſter. I. Th. 159
Pikote (die) ihre Beſchreibung. I. Th. 91
Piſſang (Pulo) unter den Molukken; ihre Lage. II. Th. 102
Plato. Seine Meynung über Sonne, Mond und Sterne. I. Th. 157. Ueber die Schöpfung der Welt. 236.
Plot, Reis aus Pegu, ſeine Eigenſchaft. II. Th. 45
Pocken (die) ſind in Indien epidemiſch, wie ſie geheilt werden. I. Th. 99
Poivre (Herr) pflanzt Gewürze auf die Inſeln France und Bourbon. II. Th. 66
Pollear, ein geheiligter Fluß. I. Th. 229
— — (der Gott), ſein Rang, Abbildung und Verehrung. I. Th. 153
Pollear-ſchaoti (das Feſt). I. Th. 195
Pondiſchery (die Stadt), ihre Lage und Uebergabe an die Engländer. I. Th. 14—18
Pongis (die) Prieſter in Pegu. II. Th. 40
Pongol, das gröſte Feſt der Indier I. Th. 200
Ponne (der), ſein Werth. I. Th. 59
Portugieſen (die); ihre erſten Reiſen nach China und ihr Schickſal daſelbſt. II. Th. 7. Ihr Handel. 15.
Potagons (die), Körbe, welche man bey Heyrathen und Leichbegängniſſen braucht. I. Th. 63
Prawarty, eine Klaſſe von Tugenden. I. Th. 225
Prayatſchitam (das), was es iſt. I. Th. 75
Pretaſchi, iſt der Monat September. I. Th. 255
Preuſſen (die) handelten ehedem nach China. II. Th. 15
Prox, eine Würze der Peguaner. II. Th. 41
Puranons (die), heilige Bücher der Indier; ihr Inhalt und Anzahl. I. Th. 178
Puſſa, eine Gottheit in China, ihre Abbildung. II. Th. 9
Putſchari (die), Indiſche Mönche. I. Th. 217
Putſche (das), und deſſelben Zeremonien. I. T. 209
Pythagoras lernte von den Indiern die Seelenwanderung. I. Th. 162. Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. 236.

Q

Quedarawurdon (das Feſt). I. Th. 198
Quedil (das Feſt). I. Th. 204
Quiſchena, ein geheiligter Fluß. I. Th. 229
— — — (der Gott), ſeine Geſchichte. I. Th. 141

R

Radi (die Göttin). I. Th. 133
Rama (der Gott), ſeine Geſchichte. I. Th. 138
Ravenala (der). II. Th. 175
Ravenſara (der). II. Th. 177
Rawanaſtron, ein Indiſches Inſtrument. I. Th. 88
Rebhuhn (das) aus Gingi. II. Th. 130
— — (das rothe Madagaſkariſche). II. Th. 132
— — (das) von Poudiſchery. II. Th. 129
Regianus. Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Reis (der), auf was Art er gebaut wird. I. Th. 90
Rieſen (die). Ihre Eintheilung. I. Th. 159
Ringelfalke (der Indiſche). II. Th. 141
Rodrigue (die Inſel); ihre Lage. II. Th. 106
Rouloul (der) aus Malakka. II. Th. 136
Ruhegebäude (die), ihre Bauart. I. Th. 21
Rupien (die), Indiſche Münzen, ihre Form und ihr Werth. I. Th. 123

S

Sabon, eine Vermaledeyung. I. Th. 151
Sadras (die Stadt), ihre Lage und Handel. I. Th. 21
Sadryugam (das), oder die vier Weltalter. I. Th. 246
Sakliels (die), was ſie ſind. I. Th. 50
Sakol, eine Philippiniſche Inſel; ihre Lage. II. Th. 101
Salagraman (der Stein), deſſen Beſchreibung. I. Th. 146
Salame (die Provinz) auf Madagaſkar; ihr Boden und Produkte. II. Th. 59
Salcette (der Tempel). I. Th. 183
Saliwagana (die Aere des). I. Th. 247
Salzbaum (der). Die Madegaſſen brauchen ſeine Blätter ſtatt des Salzes. II. Th. 49
Sambuange auf der Inſel Mindanao; deſſen Lage, Bewohner und Produkte. II. Th. 93
Samitu (das), Bedeutung dieſes Worts. I. Th. 68
Sammonokodon (der Gott) wird von den Siamern am Ende der Welt erwartet. I. Th. 145
Samorin (der). Zeremonien bey ſeiner Krönung. I. Th. 31
Samſkrutam (das), die alte Sprache der Brachmanen. I. Th. 108
Samſu (das) ein Getränk der Chineſer. II. Th. 11
Sandelholz (das), woher man es nehme. Seine Eigenſchaften. I. Th. 30
Sandiwane (das), worin es beſteht. I. Th. 212
Sani (der Gott). I. Th. 103
Saniaſſi (die) Indiſche Mönche. Ihre Lebensart. I. Th. 214
Saraſſuadi (die Göttin), ihre Geſchichte und Abbildung. I. Th. 131
Saringam, eine Philippiniſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 102
Satadewens (die) Indiſche Mönche. I. Th. 217
Sattia-Wiraden (der König), rettet ſich aus der Ueberſchwemmung. I. Th. 134
Schalembron (der Tempel). I. Th. 182
Schalles, Stoffe aus tibetiſcher Wolle. I. Th. 26
Schamam, was es ſey. I. Th. 256
Schandernagor (die Stadt), wird von den Engländern erobert. I. Th. 10
Schappe (die) ein Reiſepaß in China. II. Th. 9
Schatriers (die), der zweyte Stamm der Indier. I. Th. 36. 45
Schipuron (der) ſeine Dauer. I. Th. 245
Schirangam der Tempel. I. Th. 182
Schiruten, was ſie ſind. II. Th. 91
Schittere iſt der Monat April. I. Th. 255
Schiwapati (die), Anhänger des Schiwen. I. Th. 170
Schiwen, Gott der Zerſtörer. Seine Namen und Abbildung. I. Th. 147
Schmied (der Indiſche). Sein Werkzeug und Art zu arbeiten. I. Th. 89
Schodelet (das), der Ort wo man die Verſtorbenen verbrennt. I. Th. 77
Schuhmacher (die Indiſchen), ihre Werkzeuge, Rang, und Beſchäftigungen. I. Th. 90
Schün-tſchi, ein Tatariſcher Fürſt, gelangt auf den Chineſiſchen Thron. II. Th. 31
Schürze (die) die Bekleidung der Indiſchen Weiber. I. Th. 25
— — (die), der Madegaſſen. II. Th. 48
Schulias (die), ihre Beſchäftigung und Religion. I. Th. 93
Schutres (die) machen die vierte Zunft bey den Indiern aus. Ihre Eintheilung. I. Th. 46
Schwalbe (die groſſe Chineſiſche). II. Th. 155
Seele (die) Syſtem der Indier über die Seele. I. Th. 168
Seelenwanderung (der Lehrſatz von der) wird von Wiſchenu gelehrt und von Pythagoras aufgenommen. War die Grundlage von der Religion der Egypter, Griechen und Juden. I. Th. 162
See-Rebhühnern (von den). II. Th. 169
Seeſchellen (die Inſeln). II. Th. 72
Seſoſtris theilt die Indier in Stämme. I. Th. 36

Shaſtas (die), ihre Anzahl und Inhalt. I. Th. 176
Siao, eine Molukkiſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 102
Siriam (die Stadt) in Pegu; Niederlaſſung der Franzoſen daſelbſt. II. Th. 34
Sokrates. Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Sommes (die Chineſiſchen), ihre Bauart. II. Th. 24
Songila-patſchan, die Zeit des wachſenden Mondes. I. Th. 260
Sorgon, das Paradies des Dewendren. I. Th. 156
Soucy, eine Molukkiſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 102
Spanier (die) zu Manilla. Ihr Handel nach China. II. Th. 15
Specht (der) aus Malakka. II. Th. 164
Spinoſa. Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Sprache (die Induiſche). I. Th. 107
— — (die Tamuliſche). I. Th. 109
Stämme (Caſtes), ihre Eintheilung. I. Th. 36—53
Stri-Rama-Naomi (das Feſt). I. Th. 203
Sucht (die fallende) iſt in Indien bekannt. Wie ſie dort heißt, und was für Mittel dagegen gebraucht werden. I. Th. 99
Sukrin (der Gott). I. Th. 105
Supramanier (der Gott), deſſen Abbildung. I. Th. 154
Surate (die Stadt); ihre Lage, Nationen die Faktoreyen dort haben, ihre Bewohner und ihr Handel. I. Th. 33—35
Sutta, die Zeit nach dem Neumond. I. Th. 260

T

Tadins (die), Indiſche Mönche. I. Th. 217
Taele (die), eine idealiſche Münze der Chineſer, ihr Werth. II. Th. 31
Tafel-Inſel (die) unter den Molukken. II. Th. 105
Tagals (die) Bewohner der Inſel Lüzon. II. Th. 87
Tai, der Monat Jenner. I. Th. 255
Tai-puſchon (das Feſt). I. Th. 202
Takamakaholz. II. Th. 70
Tal (der), ein Indiſches Inſtrument. I. Th. 34
Tali (der) was er iſt. Die Beſchreibung deſſelben. I. Th. 69
Talingaſprache (die). I. Th. 108
Tamatawe auf Madagaſkar, deſſen Lage. II. Th. 46
Tamtam (der) ein Indiſches Inſtrument. I. Th. 87
Tamuler (die), ihr Karakter und Sitten. I. Th. 23
Tandrek (der kleine) von Madagaſkar. II. Th. 114
Tangin (das Gift). II. Th. 54
Tanſchaur; deſſen Lage und Revolutionen. I. Th. 11
Tarrän (der chineſiſche). II. Th. 157
Tarre (der) ein Indiſches Inſtrument. I. Th. 88
Taube (die holländiſche). II. Th. 137
Tayolanda, eine Molukkiſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 102
Thee (der), verſchiedne Arten deſſelben. II. Th. 15
Teiche (heilige) ſind bey jedem berühmten Tempel. I. Th. 184
Tempel (die) der Chineſer, ihre Bauart. II. Th. 22
— — (die) der Indier, ihre Bauart und Einweihung. I. Th. 182—186
Teroton, oder der Wagenumzug. I. Th. 189
Thales. Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Thas (der), ein Peguaniſches Maß. II. Th. 37
Thierkreis; Namen der Zeichen deſſelben bey den Indiern. I. Th. 261
Thomas-Blume (die). II. Th. 179
Tidis (die), Namen der Mondestage. I. Th. 258
Tiger (der) oder der gelbe Fluß. II. Th. 12
Timor, eine Molukkiſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 105

Tirkangi, ein geheiligter Fluß. I. Th. 202
Tirunal (das Feſt). I. Th. 188
Tirupadi (der Tempel). I. Th. 182
Tirwalur (der Tempel). I. Th. 182
Tok (der) ein Getränk der Madegaſſen. II. Th. 52
Tredayugam, das zweyte Weltalter. I. Th. 245
Trimurti, eine Gattung von Dreyeinigkeit bey den heidniſchen Indiern. I. Th. 128
Trinquebar (die Stadt), ihre Lage. I. Th. 19
Trinquemale auf Zeylon, deſſen Lage. II. Th. 76
Trommelbaum (der). II. Th. 185
Tſchimbe (die Pflanze). I. Th. 101
Turteltaube (die braune Chineſiſche). II. Th. 138
— — — (die graue Chineſiſche). II. Th. 137
— — — (die groſſe Chineſiſche). II. Th. 139
— — — (die) von der Küſte Malabar. II. Th. 140
— — — (die kleine) aus Queda. II. Th. 138
— — — (die) von Surate. II. Th. 139
— — — (die graue) von Surate. II. Th. 140
— — — (die) vom Vorgebürg der guten Hoffnung. II. Th. 139
Turti (der), ein Indiſches Inſtrument. I. Th. 87
Tuwabarayugam, das dritte Weltalter. I. Th. 245
Tyrunamaley (der Tempel). I. Th. 182

U

Udukâ, ein Indiſches Inſtrument. I. Th. 87
Violon (der) zum Baumwolle kämmen I. Th. 192
Vira-ombe (der) aus Madagaſkar. II. Th. 154
Vorgebürg (das) der guten Hoffnung. Deſſen Boden und Produkte. II. Th. 73—75
Vorgebürg (das) St. Maria auf Madagaſkar; deſſen Lage. II. Th. 58
Urikati-tirunal (das Feſt). I. Th. 195
Urſchendi, die kleine Faſten. I. Th. 191
Uſankuei, der Chineſiſche General, ſchlägt den Uſurpator Lyſtſching. II. Th. 31
Utraſchon, der Saame einer Frucht. I. Th. 215
Vulkansinſel (die) unter den Molukken, ihre Lage. II. Th. 105

W

Wachtel (die groſſe Chineſiſche). II. Th. 133
— — (die kleine) aus Gingi. II. Th. 134
— — (die braune) aus Madagaſkar. II. Th. 133
— — (die groſſe Madagaſkariſche). II. Th. 132
Waikondon, das Paradies des Wiſchenu. I. Th. 139
Wairewert (der Gott), deſſen Abbildung. I. Th. 154
Waiſchenawins (die), Indiſche Mönche. I. Th. 217
Wamen (der Gott). I. Th. 137
Wampi (der). II. Th. 181
Wampu, die Chineſiſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 9
Warlaſchimi-Noembu (das Feſt) I. Th. 192
Warron. Bedeutung dieſes Wortes. I. Th. 130
Waruſche-Parupu (das Feſt). I. Th. 190
Waſſer (mineraliſche warme) findet man auf Madagaſkar. II. Th. 60. Auf dem Vorgebürg der guten Hoffnung. 74. Auf der Inſel Lüzon. 90.
Watapatraſchai (der Gott). I. Th. 247
Wayaſſi, der Monat Mai. I. Th. 255
Wayu, Gott des Windes; deſſen Abbildung. I. Th. 157
Weber (der Indiſche), ſeine Art zu arbeiten. I. Th. 90
Wedams (die), heilige Bücher der Indier. Ihre Anzahl, Name, Inhalt und Geſchichte. I. Th. 175
Weders (die), ihre Lebensart. I. Th. 51
Weihwaſſer wird in dem Hauſe eines Verſtorbenen ausgeſprengt, um es zu reinigen. I. Th 74
Weſter, die Molukkiſche Inſel, ihre Lage. II. Th. 105
Willier (die), ihre Lebensart. I. Th. 51
Wine, ein Indiſches Inſtrument. I. Th. 88
Wiriapambu (die Schlange); Mittel der Indier gegen ihren Biß. I. Th. 102

Wiſchamarondu (das), Gebrauch und Eigenſchaften desſelben. I. Th. 102
Wiſchenu (der Gott), ſeine Attributen, Namen und Verwandlungen. Seine Abbildung. Seine Erſchaffung. I. Th. 132 — 147
Wiſtling (der Indiſche). II. Th. 162
Wiſton. Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Wodward. Seine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Wollſaamenbaum (der Baumwollenartige). II. Th. 184

X

Xakka, Gott der Japaner, iſt eben das was Wiſchenu. I. Th. 172
Xulla (die Inſeln) unter den Molukken, ihre Lage. II. Th. 104

Y

Yagamons (die), heilige Bücher der Indier; ihre Zahl und Inhalt. I. Th. 177
Yamen, Gott des Todes; ſeine Abbildung. I. Th. 157
Ykouſſi, die Molukkiſche Inſel; ihre Lage. II. Th. 105
Yolo (die Inſel) unter den Philippinen; ihre Lage und Produkte. II. Th. 95

Z

Zaphe-Rakimuſchi, Name der Fürſten von Manatan auf Madagaſkar. II. Th. 61
Zaphe-Raminie, Name der Fürſten von Matalan auf Madagaſkar. II. Th. 56
Zaphe-Raniu, Name der Fürſten von Manatinge auf Madagaſkar. II. Th. 56
Zeichen (das) der Indier, dadurch ſie ihre Sekte anzeigen. I. Th. 37. u. f.
Zekinmedu, Nachfolger des Kandropa, ſeine Siege. Sein Brief den er an die franzöſiſch oſtindiſche Kompagnie ſchrieb. II. Th. 36
Zenik (der) der Hottentoten. II. Th. 114
Zeno. Seine Meynung über Sonne, Mond und Sterne. I. Th. 157. Ueber die Schöpfung der Welt. 236.
Zenopides, ſeine Meynung über die Schöpfung der Welt. I. Th. 236
Zeylon (die Inſel), Beſitzungen der Holländer darauf. II. Th. 76. Produkte und Handel. 77.
Zibetkatze (die) von Malakka. II. Th. 113
Zimmerman (der Indiſche), ſein Werkzeug und Manier zu arbeiten. I. Th. 89

Verbeſſerungen.

Im I. Th. S. 91. und noch öfter kömmt die Pflanze Gengeli vor, welche orientaliſcher Seſam iſt.

Im II. Th. S. 70. Z. 2. Steinpflanzen (Madrepores) l. Sternkorallen. — S. 75. Z. 1. von unten (LXXXV. Tafel). l. LXXXV. und LXXXVI. Tafel. — S. 88. Z. 26. eine Art Kraut (Gänſefuß), l. Jamaikaniſcher Pfeffer. — S. 102. in den Anmerkungen Z. 9. v. unt. Pulo-Gay, l. Pulo-Gagy. — S. 104. in d. An. Z. 2. Geram l. Ceram. — S. 105. in d. A. Z. 31. Lambeau, l. Combeau. — S. 137. nach die holländiſche Taube muß eingeſchaltet werden. (CI. Tafel).

Das Original der Reisen des Herrn von Sonnerat ist von seiner Nation mit Beyfall aufgenommen worden, und die darauf erfolgte Kritik der Sorbonne machte das Publikum noch begieriger, sie zu lesen. Sie ward Veranlaßung, daß der beträchtlichste Theil der Auflage inner 14. Tagen in Paris verkauft war.

Wenn auch wir mit unsrer Ausgabe unserm Versprechen genug gethan haben, so ist die Zufriedenheit unsrer Pränumeranten uns eine wichtige Belohnung, und wir zweifeln nicht, noch mehrere Käufer zu finden, obschon wir anitzt den Preis erhöhen, und das Werk für drey alte Louisd'or verkaufen. Es ist billich, daß diejenigen, die uns mit Vorschuß an Gelde begünstigt haben, den Vortheil des geringern Preises geniessen, da wir aus diesem Vorschusse die Unternehmung zum Theil machen konnten.

Wir haben es uns auch für das künftige zur Regel gemacht, unabweichlich Wort zu halten, wo wir auf kostbare typographische Unternehmungen Pränumerationen ausschreiben, und wir glauben damit, den Credit der Pränumeration festzusetzen. — In dieser Rücksicht kündigen wir abermahl zwey Werke an, die wir zu drucken angefangen, und mit Vorschuß herauszugeben gedenken.

Herr **Willhelm Coxe**, Kaplan des Herzogs von Marlborough, und Mitglied des Kollegiums zu Kambridge, hat sich bereits durch seine Briefe über den natürlichen, bürgerlichen und politischen Zustand der Schweitz; durch seine Bemerkungen über die Gefängnisse in Rußland; durch seine Geschichte der Rußischen Entdeckungen zwischen Asien und Amerika ꝛc. dem lesenden Publikum rühmlichst bekannt gemacht. Jedermann schätzt in ihm den scharfsichtigen Beobachter, den gründlichen Historiker und Staatenkenner, und den sorgfältigen und angenehmen Reisebeschreiber, der mit Wahrheit, Gründlichkeit, und Genauigkeit auch noch die Reitze einer blühenden Schreibart in seinen Schriften verbindet.

Dieſer gelehrte Engländer iſt itzt beſchäftigt, ſeine letztere groſſe Reiſe herauszugeben; und wir haben bereits alle Anſtalten getroffen, dieſelbe ſobald möglich in einer deutſchen Ueberſetzung zu liefern, unter dem Titel:

Reiſe durch Polen, Rußland, Schweden und Dänemark. Mit Kupfern und Karten, zween Bände in 4to.

Jedermann wird ſich einen ziemlich vortheilhaften Begriff von der Wichtigkeit dieſes Werkes machen können, wenn wir ihm nur die Hauptplätze anzeigen, durch welche der Verfaſſer ſeine Reiſe machte, die er mit allen ihren Merkwürdigkeiten aus jedem Fache beſchreibt, und welche folgende ſind:

Erſtens, auf der Reiſe durch Polen, die Städte Krakau, Warſchau, Grodno und Minſk. Von da geht er nach Rußland über, nach Smolensk, Moskau, Twer, Nowgorod, Petersburg und Wiburg. Weiters folgen die Gegenden von Schweden, Abo, Inſel Aland, Stockholm, Upſal, Weſteräs, Torshella, Gothenburg, Karskrona und Helſingborg. Endlich ſchließt er mit den Däniſchen Plätzen, Helſingör, Koppenhagen, Odenſee, Schleswig, Kiel und Hamburg.

Um ſeine Beſchreibungen theils deutlicher, theils angenehmer zu machen, bereichert Herr Coxe ſein Werk mit folgenden Karten und Kupfern: 1) Karte von Polen und den getheilten Provinzen. 2) Europäiſches Rußland. 3) Südliches Schweden. 4) Dänemark. 5) Plan von Moskau. 6) Petersburg. 7) Stockholm. 8) Kanal bey Wyſchnei Wolotſchok von dem Baltiſchen in das Kaſpiſche Meer mit dem Kanal vom Ladoga. 9) Kanal von Kiel. 10) Das Porträt der Kaiſerin von Rußland. 11) des Königs von Polen. 12) Pugatſchef. 13) ein Rußiſcher Bauer in ſeinem Putz. 14) ein Rußiſches Bauersweib, und 15) ihr Söhnchen. 16) ein Polniſcher Edelmann. 17) die Schwediſche National-Hoftracht. 18) verſchiedne Frauenzimmer und Herren, und 19) noch einige andere.

Aus dieſer wiewohl äuſſerſt gedrängten Anzeige leuchtet ohne Zweifel jedermann ein, wie lehrreich und unterhaltend dieſes Buch werden müſſe, beſonders da es uns Nachrichten von Ländern und Gegenden liefert, die man bisher nur wenig und ziemlich unzuverläßig kannte.

Das Werk wird im Original ungefehr 140. Bogen betragen, und ist der Vorschuß zwey Guineen. Für unsere Ausgabe wählen wir Sonnerats Format, Schrift und Papier. Da wir aber die Zahl der Bogen in unserm Formate nicht genau bestimmen können, und dahin abzielen, das Werk in dem billichsten Preise zu liefern, so wollen wir uns nach dem Verhältniß der Bogen bezahlen lassen, und berechnen jeden Bogen mit drey Kreutzer, oder neun Pfenninge Sächsischen Geldes, also das Alphabeth von 23 Bogen, mit 17 Groschen 3 Pfenningen, in alten Louisd'or à 5 Rthlr.

Was nun die Kupfer betrift, so sind derselben einige zwanzig, die wir durch geschickte Leuthe den Originalen in allen Theilen gleich werden copiren lassen. Diese Kupfer bezahlt man uns, das Stück mit $2\frac{1}{2}$ ggr. oder 10 kr.

Würde nun unsere Ausgabe der Englischen in der Bogenzahle gleich kommen, so wäre unser Total-Preis mit den Kupfern mehr nicht, als etwa 5 Rthlr. $22\frac{1}{2}$ ggr.

Bey diesem Preise fodern wir $1\frac{1}{2}$ Ducaten Vorschuß für beyde Bände, und erst nach Beendigung des Werks, wenn wir die Bogenzahl wissen, bezahlt man uns den Rest des Preises, zugleich bey Auslieferung des 2ten Bandes.

Den 1ten Band gedenken wir am Ende dieses Jahrs zu liefern, und spätest mit Pfingsten 1784. den 2ten und letzten.

Nach Verlauf der Pränumerations-Zeit erhöhen wir den Preis um $\frac{1}{4}$.

II.

Die Denkwürdigkeiten Maximilian von Bethune, Herzogs von Sülly, die von ihm selbst niedergeschrieben worden, sind zu bekannt, als daß wir eine ausführliche Nachricht davon geben dürfen. Sie enthalten das Leben Heinrich IV. und Sülly; also eine Reihe von Jahren, in welchen Frankreich die wichtigsten Revolutionen in der Kirche und dem Staat hatte; Sie schliessen uns das Herz des größten Königs und des größten Staatsministers auf.

Der auffallendste Beweis, wie sehr diese Denkwürdigkeiten von der Französischen Nation immerfort geschätzt und gelesen werden, sind die vielen Ausgaben. Wir könnten einige daher nennen, die in der alten Sprache nach der Handschrift getreu,

nachher aber mit Weglassung wichtiger Stellen, in die neue Sprache übersetzt, herausgekommen sind.

Dieses höchst schätzbare Werk gedenken wir in deutscher Uebersetzung zu liefern. Die Ausgabe, deren wir uns bedienen, ist die neueste, zuverläßigste und vollständigste, die im Jahre 1778. in 10. med. Duodez-Bänden herausgekommen ist. Sie enthält sehr viele Anmerkungen und Zusätze der Herausgeber, die zur Berichtigung und Erläuterung des Textes nothwendig sind. Auch diese werden wir beybehalten, und unsere Uebersetzung, auf schönes weisses Pappier gedruckt, in 6. oder 7. ordentliche 8vo Bände bringen.

Der Vorschuß-Preis für dieses Werk ist **vier Reichsthaler Sächsisch Geld**, in Louisd'or à 5. Rthlr. Zween Reichsthaler werden sogleich bey Eingebung des Namens bezahlt, dafür liefern wir den allbereit gedruckten 1ten und 2ten Band, franco in Leipzig, oder in Zürich aus. An der künftigen Herbstmesse erscheinen der 3te und 4te Band, bey deren Empfang die 2te Hälfte des Vorschusses erlegt wird. Die Folge des Werkes, oder den 5ten und folgende Bände liefern wir, wo immer möglich, an der Ostermesse 1784. ohne weitere Nachzahlung. Nach Beendigung des unten angesetzten Pränumerations-Termins erhöhen wir den Preis dieses vollständigen Werks um $1\frac{1}{2}$. Rthlr.

Die Namen der Tit. Pränumeranten werden beyden Werken beygedruckt; wir bitten uns also dieselben bestimmt anzuzeigen.

Der Pränumerations-Termin fängt mit itzt an, und endigt sich mit dem Monat November 1783.

In allen Buchhandlungen Deutschlands werden Pränumerationen angenommen; wer sich sonsten derselben beladen will, erhält das eilfte Exemplar gratis. Briefe und Gelder bitten wir uns Postfrey aus.

Zürich, im April 1783.

Orell, Geßner, Füßli und Comp.

Bericht an den Buchbinder,

welchen Seitenzahlen er die Kupfertafeln einzuverleiben hat.

Nro.	Seite.
LXXXI.	12.
LXXXII.	18.
LXXXIII.	29.
LXXXIV.	75.
LXXXV.	Ebendaſelbſt.
LXXXVI.	107.
LXXXVII.	109.
LXXXVIII.	111.
LXXXIX.	112.
XC.	Ebendaſ.
XCI.	113.
XCII.	114.
XCIII.	Ebendaſ.
XCIV.	119.
XCV.	125.
XCVI.	128.
XCVII.	129.
XCVIII.	132.
XCIX.	135.
C.	136.
CI.	137.
CII.	Ebendaſ.
CIII.	140.
CIV.	142.
CV.	Ebendaſ.
CVI.	145.
CVII.	146.
CVIII.	147.
CIX.	Ebendaſ.
CX.	148.

Nro.	Seite.
CXI.	152.
CXII.	156.
CXIII.	158.
CXIV.	159.
CXV.	160.
CXVI.	163.
CXVII.	Ebendaſ.
CXVIII.	166.
CXIX.	Ebendaſ.
CXX.	167.
CXXI.	168.
CXXII.	171.
CXXIII.	174.
CXXIV. CXXV. CXXVI	175.
CXXVII.	177.
CXXVIII.	179.
CXXIX.	180.
CXXX.	181.
CXXXI.	182.
CXXXII.	183.
CXXXIII.	184.
CXXXIV.	185.
CXXXV.	186.
CXXXVI.	188.
CXXXVII.	189.
CXXXVIII.	191.
CXXXIX.	192.
CXL.	163.

Bericht an den Buchbinder,

welchen Seitenzahlen er die Kupfertafeln einzuverleiben hat.

Nro.	Seite.	Nro.	Seite.
LXXXI.	12.	CXI.	152.
LXXXII.	18.	CXII.	156.
LXXXIII.	29.	CXIII.	158.
LXXXIV.	75.	CXIV.	159.
LXXXV.	Ebendaselbst.	CXV.	160.
LXXXVI.	107.	CXVI.	163.
LXXXVII.	109.	CXVII.	Ebendas.
LXXXVIII.	111.	CXVIII.	166.
LXXXIX.	112.	CXIX.	Ebendas.
XC.	Ebendas.	CXX.	167.
XCI.	113.	CXXI.	168.
XCII.	114.	CXXII.	171.
XCIII.	Ebendas.	CXXIII.	174.
XCIV.	119.	CXXIV.	175.
XCV.	125.	CXXV.	
XCVI.	128.	CXXVI.	
XCVII.	129.	CXXVII.	177.
XCVIII.	132.	CXXVIII.	179.
XCIX.	135.	CXXIX.	180.
C.	136.	CXXX.	181.
CI.	137.	CXXXI.	182.
CII.	Ebendas.	CXXXII.	183.
CIII.	140.	CXXXIII.	184.
CIV.	142.	CXXXIV.	185.
CV.	Ebendas.	CXXXV.	186.
CVI.	145.	CXXXVI.	188.
CVII.	146.	CXXXVII.	189.
CVIII.	147.	CXXXVIII.	191.
CIX.	Ebendas.	CXXXIX.	192.
CX.	148.	CXL.	193.